This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4VE2 Z

Harvard Depository
Brittle Book

Hm
903

Library of the Divinity School.

Bought with the income

FROM THE BEQUEST OF

MRS. LOUISA J. HALL,

Widow of Edward Brooks Hall, D.D.,
Divinity School, Class of 1824.

"I bequeath unto the Harvard Divinity School, where my husband and son have been graduated, five hundred dollars."

19652

Predigten aus der Gegenwart

gehalten

in der Kieler Universitätsaula

von

O. Baumgarten
Professor der Theologie in Kiel

Tübingen und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1903.

Divinity School
Hall Fund.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behält ſich die Verlagsbuchhandlung vor.

C. A. Wagners Univerſitäts-Buchdruckerei, Freiburg i. B.

Dem Andenken

meiner seligen Frau

Advent.

Röm 13 11—14.

Lektion: Luk 1 68—76. Kiel, 27. November 1898.

Ein neues Kirchenjahr! Hat sich das nicht überlebt? Geht das Leben der Gegenwart nicht achtlos darüber hinweg? Der ursprüngliche Sinn des Kirchenjahres in der alten Kirche war doch, daß jeder Tag des Jahres durch einen besonderen Text zu einem Festtag geweiht ward. Diese Ordnung ist längst durchbrochen; nur noch die Texte für die Sonntage sind übrig geblieben. Wollen wir nicht auch sie aufgeben? Dem festgeordneten Leben im Heiligtum entspricht nicht das fromme Erleben in der Familie und im Einzelleben. Es geht wohl vielen von euch wie mir, daß die letzten Tage sonderlich in Dunkelheit gehüllt waren, die wenig paßt zu dem Freudenton des ersten Advent. Die strenge Durchführung des Kirchenjahres bis zur Festhaltung gewisser Stimmungen verliert leicht Wahrheit und Wirklichkeit für die innere Situation des Einzelnen, nicht anders als die täglichen Losungen. Die Höhe- und Tiefpunkte, die frohen und die Klagezeiten gruppieren sich eben im Einzelleben anders als in der Kirchenordnung.

Und doch liegt ein großer Segen in der festen Ordnung des gottesdienstlichen Lebens. Das Kirchenjahr soll in gesicherter Weise der Gemeinde und den einzelnen die

Thatsachen vergegenwärtigen, darauf ihr Christenleben ruht, Thatsachen, die, unabhängig von Stimmungen und persönlichen Führungen, den Ratschluß Gottes zu unserem Heil offenbaren. Wir sollen eben unser einzelnes Erleben und Kämpfen anknüpfen an die Gnadenerfahrung der christlichen Gemeinde. Das giebt unserer gläubigen Gedankenwelt den festen Halt. Das Christentum ist eine Geschichte: das Wirklichwerden Gottes für uns in der Geschichte Jesu. Indem wir deren Hauptstadien verfolgen, leben wir uns ein in die Offenbarung Gottes, die all' unser persönliches Leben tragen und heiligen soll.

So laßt uns denn, bei aller individuellen Art unseres persönlichen Lebens, doch auch miterleben, was die Gemeinde erlebt im Kirchenjahr, in der Folge der Festzeiten! Laßt uns heute Advent erleben, indem wir uns versenken in die uralte, reichgesegnete Epistel des heutigen Sonntags. Was sagt sie uns? 1. Der Tag ist herbeigekommen. 2. Lasset uns wandeln als am Tage!

I.

Advent, das ist Ankunft, ja Anbruch des Lichts aus der Höhe.

Verstehen wir zunächst des Apostels Worte im Zusammenhang seiner Gedanken: Paulus, dem bei Damaskus der Herr aufleuchtete wie ein blendender Lichtglanz, sodaß ihm wie Schuppen von den Augen fielen, Paulus sieht das gegenwärtige Weltalter, verglichen mit dem Morgenlicht, das ihm in Christo aufging, als Nacht, als Traumleben an; dem vollen Tage aber harrt er noch entgegen, dem Tage, da der Herr erscheinen wird in Herrlichkeit, uns leuchten wird sein Angesicht. Wie alle ersten Christen, erwartet auch Paulus das Ende dieses Weltalters in Bälde. Schon ist

die Errettung aus dem Reiche der Finsternis näher, denn da wir zum Glauben kamen; die Nacht ist vorgerückt, ist dem Ende nahe, der Tag ist herbeigekommen. Schon leuchtet ihm der Morgenstern. Der erste Advent, da Jesus Mensch ward, ist das Morgengrauen, dem am zweiten Advent der volle Tag, das Reich der Vollendung mit Gewißheit nachfolgen muß.

Können wir uns in diese Gedanken hineinfinden?

Zunächst dürfte es wohl den meisten unter uns näher liegen, den Advent auf das geschichtliche Kommen des Heils in diese Zeit zu deuten. Und in der That, das ist unsere gemeinsame Erfahrung: „Jesus erschien, Nächte verschwanden durch ihn, die auch den Weisen verwirrten." Ja, durch seine Ankunft ins Fleisch ist der Tag herbeigekommen. Was empfinden wir dabei?

Vor allem doch mit unserem Arndt: „Die Sündenangst ist weg; der Glaube geht zum Himmel nun aus dem Weltgetümmel auf einem sichern Steg." Denn der Gnadenhimmel ist offen, die trüben Wolken unserer Schuld, die uns den Blick ins Heitere, in Gottes Angesicht verhüllen, sind zerrissen.

Des Lebens Rätsel ist gelöst, ein liebender Vater gefunden, den Kindern Gottes muß alles zum besten dienen. Indem wir mit Jesu uns zusammenschließen in den dunkelsten Stunden des Lebens und mit ihm erfahren: „ich bin nicht allein, der Vater ist mit mir", teilen sich die dichten Wolken der Trübsal und durch die Nebel bricht Sein Licht. Ja, Gott sei Dank, wir leben im Tageslicht der göttlichen Gnaden- und Liebessonne, die so voll aufging über dem Sohne seines Wohlgefallens, über dem, der am Kreuz rief: Es ist vollbracht!

Aber hören wir darum auf, den Advent erst zu erwarten? Hören wir auf zu flehen: dein Reich komme?

Ach nein, im Gegenteil, wie gesunde Menschen das Morgengrauen nicht festhalten wollen, so stimmungsvoll es ist, sondern den vollen Sonnentag herbeisehnen, so geht es denen, in deren Herzen der Morgenstern aufgegangen. Das Sehnen nach Vollendung, nach der Herrlichkeit wird nur größer, wenn man eine Ahnung gewonnen hat von ihrem ewigen Strahl.

Ja, vergeben sind unsere Sünden; aber ach, sie kleben uns noch an! Vor der vollen Mannesgröße Jesu Christi, vor seinem reinen Licht, das, ewig beschienen von Gottes Wohlgefallen, heller leuchtet als die Sonne, da geht es uns wie den Jüngern auf dem Berge der Verklärung; nein, wir empfinden doppelt unsere Dämmerung und hören nicht auf mit unserem großen Dichter zu seufzen nach „Mehr Licht". Ach, daß die Schwachheit des Fleisches, daß der Widerstand der Sinnlichkeit überwunden wäre; ach, daß die Seele frei über dem Leibe schweben und in Gott nur leben könnte!

Ja, gefunden ist, der die Rätsel löst, einst alle lösen wird. Aber wie drückt unseren durch Christi Mitgefühl nur reger gewordenen Sinn für Liebe und Gerechtigkeit das unverstandene Leid, die unendliche Härte, die ungerechte Verteilung des Lebens: dort die Witwe, die ihren einzigen Sohn, den Sohn endloser Opfer, reichster Hoffnungen, in der Blüte der Jahre hingeben muß — hier die Kinder, die unter der Ungunst der Verhältnisse die besten Anlagen verkümmern lassen müssen. Wem erfüllt da nicht die Sehnsucht das Herz: Ach, daß wir schauen möchten von Angesicht zu Angesicht, daß wir verstehen möchten, wie durch ihn und zu ihm alle Dinge sind!

So bleibt auch uns Advent doppelsinnig. Wir leben im Anbruch des Tages: „Was wär' ich ohne dich gewesen und ohne dich was würd' ich sein?", und wir sehnen uns

darum doppelt nach dem vollen Tages- und Sonnenlicht: „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt." Bist du ein solcher Adventschrist voll Dank für den ersten, voll Sehnen nach dem zweiten Advent?

II.

Dann wandle als Kind des Lichts, des Tages! Das folgt unmittelbar aus dem Adventserlebnis: Christentum ist frommes Glück und sittliches Streben stets in Einem.

„So lasset uns also ablegen die Werke der Finsternis" — ablegen wie die Nachtkleider am Morgen! — „und anziehen die Waffen des Lichts" — die Tageskleidung, die alsbald zu einer Waffenrüstung wird im Kampf des Lichts mit der Finsternis — „gleich als am Tage" — im vollen Sonnenschein — „lasset uns wohlanständig wandeln!"

Der Hauptnachdruck liegt auf dem Wort „als am Tage". Lasset es uns tief einprägen, der Apostel fordert von uns ein voll bewußtes Leben in der Wirklichkeit. Ein Ende soll haben das Hinträumen und halbwache Leben aus der Hand in den Mund, das Leben der Eintagsfliegen, die thun, wozu die Stunde sie treibt, in sich zurücksinken, wenn kein äußerer Zwang sie aufrüttelt. Ziel und Streben bringt die Erwartung jenes Advents in unser Leben; da ist kein Laufen mehr als aufs Ungewisse, kein in die Lüfte Streichen. Ueberall ist „Herz darin und Gott darüber".

Ja, Gott darüber! Sein großes Auge, sein Ewigkeitsblick ist uns aufgedeckt in Christo; wir schauen entgegen der Stunde, da wir stehen mit aufgedecktem Angesicht vor seinem Thron und in seinen Augen lesen Zorn oder Liebe. Zwischen dem ersten und zweiten Advent — sollten wir nicht wandeln vor Gott und unser Herz behüten mit allem Fleiß?

Als am Tage „laſſet uns ehrbarlich wandeln, nicht mit Gelagen und Zechen, nicht mit Unzucht und Ueppigkeit, nicht mit Streit und Neid". Und weil denn Gottes Wort darauf weiſt, wollen wir nicht uns davon treffen laſſen? Wollen wir vor uns ſelbſt Verſtecken ſpielen? Vielleicht lehnen wir die derben Vorwürfe des Apoſtels ab; aber wir ſtehen am Anfange der Winterſaiſon — iſt da nicht zu reden von Gelagen und Zechen, von allerlei Ueppigkeit? Sind unſere geſellſchaftlichen Gewohnheiten nicht im Ganzen auf eine Höhe des Genußlebens geſchraubt, daß wir uns öfters ſchämen dürften vor denen, die hinter unſeren Stühlen dienen? Wir ſagen wohl entſchuldigend, daß wir ſolche Tafelfreuden nicht um ihrer ſelbſt willen ſuchen und bieten, ſondern als Symbole, als Beweiſe der Gaſtfreundſchaft. Aber was iſt auf ſolche Weiſe nicht alles zu entſchuldigen?

Iſt es nicht ſo, daß wir mitſchwimmen mit dem Strom der Gewohnheiten und Unſitten, ohne uns viel dabei zu denken, ja wie träumend, wie getrieben? Verleugnen wir nicht ſo unſeren chriſtlichen Charakter? Was uns Kinder des Tages auszeichnen ſoll, das iſt doch, daß wir ſtändig prüfen, welches da ſei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille, daß wir uns nicht dieſer Welt gleichſtellen, ſondern ein ſicheres Gefühl dafür bekommen, was Gottes Wille iſt. Ein feſtes Urteil, eine ſelbſtändige Haltung des Lebens, ein Handeln nach klaren Grundſätzen — das verträgt ſich nicht mit jenem Mitgetriebenwerden durch Sitte und Brauch. „Als am Tage laſſet uns ehrbarlich wandeln!"

Aber führt das nicht am Ende zu einem bewußten, aller Harmloſigkeit baren Leben? zu einer ſteten, peinlichen Selbſtbeobachtung?

In der That entwickelt ſich aus ſolcher gewiſſenhaften Prüfung des Gotteswillens in jedem Augenblick gar leicht

jene ängſtliche, ſcheelſichtige, kleinliche Sittlichkeit, die dem Leben alle Sicherheit, alle Geſchloſſenheit und Zuverſicht raubt. Das iſt gewiß nicht die evangeliſche Art. Der große Benjamin Franklin verdankte ſicher ſeine zweifelloſe Tüchtigkeit nicht der Art ſeiner Selbſterziehung: er faßte jede Woche eine beſondere Lieblingsſünde ins Auge und forderte von ſich deren Ueberwindung. Aber aus vielen einzelnen Tugenden wird noch lange nicht ein Ganzes ſittlichen Lebens; ſolche Bewußtheit ſchafft nur Selbſtgerechtigkeit, begünſtigt nur ein herbes, pedantiſches Weſen. Wahre, ſittliche Grazie verlangt einen ſicheren Takt, eine freie Bewegung, ein in ſich gewiſſes Mitmachen harmloſer Freuden, ohne Angſt, ſich zu verlieren, fordert ein unmittelbares Gefühl des rechten Maßes.

Und ſeht, das liegt gerade in unſerem Textwort: „Ziehet an den Herrn Jeſum.“ Nicht einzelne Lehren beachten, nicht an einzelnen Worten kleben, nicht ſich auf Weg und Steg ängſtlich umſehen nach einem beſtimmten Befehlswort Jeſu — die ganze Art und Perſon, den ganzen Charakter Jeſu ſich anziehen, daß man in ſeinem Geiſte lebt wie in einem angepaßten Kleid, daß man in ſeinem Weſen ſich ſtändig hält, wie im eigenſten Element, daß man von ſeinem Geiſt ſich treiben läßt, ſelbſtverſtändlich, ungeſucht, unbewußt, daß ſein Geiſt wie eine ſicher laufende Uhr unſer Triebleben beherrſcht, das erſt heißt „wandeln als am Tage“. Erſt wenn wir ſolchen ſicheren Takt, ſolches Gefühl gewinnen für das, was ſich verträgt mit dem vollen Tageslicht — dann haben wir die Waffen des Lichts, dann wandeln wir klar und bewußt, doch harmlos und frei als am Tage.

Ach, daß der Morgenſtern aufginge in unſerem Herzen! Ach, daß er unſeren Sinn richtete auf das ewige Licht!

Darum höret auf den Adventsruf: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus über dir aufleuchten.“ Amen!

Jesus Leben und Licht aus Gott.

Christfestpredigt.

I Joh 1 1—4.

Lektion: Luk 2 1—14. Kiel, 25. Dez. 1896.

Die erste, harmlose Freude am Christkind liegt hinter uns: eine poesie- und ahnungsvolle Feier mit sinnbildlichen Zeichen und Gaben, jenes Fest mit der Kindheit, das uns selbst wieder kindlich macht, kindlich, dankbar, vergessend die Fragen, die Probleme, die Sorgen des Lebens. O diese Feier hat einen vollen, guten Anspruch, ungestört zu bleiben durch Reflexion; hingegeben, hingenommen lassen wir uns beglücken. Es ist das Fest der Familie, des Gemüts, der Phantasie.

Die aber heute zu Gottes Hause kommen, begehren nun jene zweite Freude, die im klaren Bewußtsein, im erkannten Besitz wurzelt. Wie einst Johannes den bereits erwärmten und erfreuten Christen schrieb, „auf daß eure Freude völlig sei“, so reden wir zu euch von dem, was dies Fest uns gebracht hat, auf daß eure Freude eine volle, bewußte werde. Und wahrlich, Weihnachten braucht diese Enthüllung seines geahnten Geheimnisses nicht zu scheuen. Der Dichtung Schleier ist auch da aus der Hand der Wahrheit.

Was verkündigt uns Weihnachten? Was ist die bestimmte Bedeutung dieses Festes? Es hat es kaum ein Wort der Schrift so tief gefaßt wie das verlesene: „Das

Leben iſt erſchienen, das Leben aus Gott!“ Chriſtus iſt das Wort des Lebens — nicht Wort bloß und Gedanke, ſondern Wort des Lebens. Das iſt das erſte, was wir bedenken wollen. Das zweite aber ergänzt das erſte: dies Leben iſt zwar nicht zunächſt Wort und Gedanke, aber doch Licht und Wahrheit, Wahrheit, die man thun kann.

Gott ſchenke uns allen Leben und Licht durch unſeren Heiland!

I.

Unſere Verkündigung, ausgehend von der Geburt des Heilands, iſt ein Wort des Lebens. Und dies Leben iſt aus Gott, es iſt erſchienen, geſehen, beſchaut, betaſtet, darum auch zu bezeugen und ſtiftet Leben in Gemeinſchaft.

„Das da von Anfang war, das Leben, welches ewig iſt, das da war bei dem Vater.“ Das iſt unſere allgemeine chriſtliche Ueberzeugung, mögen die Erklärungen weit auseinander gehen: Es läßt ſich vieles von Jeſus erklären aus Zeit und Umgebung, aus ſeinem Zuſammenhang mit Israel, dem Volke der Verheißung, aus ſeinem Erſcheinen in der Zeit des römiſchen Weltreiches; es läßt ſich faſt alles einzelne, was wir von ihm wiſſen, ſeine Anſchauungen, ſeine Gedanken im einzelnen da und dort wiederfinden in der griechiſchen, jüdiſchen, indiſchen Lehrweisheit. Was aber ſeine Lehre auszeichnet, das iſt ihre Verkörperung in ſeiner Perſönlichkeit; das iſt nichts einzelnes, das iſt der Geſamteindruck des Lebens. Auch die größten ſeiner Worte, die unerwartetſten, ſie gewinnen ihre wahre Bedeutung dadurch, daß ſie Zeugniſſe ſeines Lebens, ſeiner Perſönlichkeit waren.

Und wenn nun jede Perſönlichkeit etwas Urſprüngliches, Geheimnisvolles hat, einen unerklärten Reſt, den alle Erklärung aus dem Milieu, aus Zeit, Erziehung, Beziehungen u. ſ. f. nicht wegbringen kann — wir Chriſten nennen es

das Gottgeborene —, in wie viel höherem Grade weiſt Jeſu Leben zurück auf den Anfang alles Lebens, auf den Urſprung in Gott! Deſſen ganzes Lebens unter dem Wort ſtand: „Muß ich nicht ſein in dem, das meines Vaters iſt?“, der überragt weit alle Zeiterſcheinungen. Und wenn wir dies Urſprüngliche, dies Einzige benennen und ſo uns näher bringen wollen, ohne die Grenzen unſerer Erfahrung zu überſchreiten, — wie ſollen wir es anders nennen als ein Leben aus Gott, ausgegangen vom Vater, mit ihm eins von Anbeginn? Darum iſt ſein Geburtsfeſt geweiht dem Gedächtnis der Liebe des Vaters, der ſein Leben nicht für ſich genießen, der es teilen wollte mit uns, den Geliebten.

Dies nun, das von Anfang war, dies Wort des Lebens, das in Gott iſt von Ewigkeit, iſt uns erſchienen „und wir haben geſehen und zeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig iſt, welches war bei dem Vater und iſt uns erſchienen.“

Der das ſchreibt, kann ſich gar nicht genug thun, dies zu betonen. Darum durchbricht er alsbald den Zuſammenhang ſeines Satzes: „das da von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir geſehen haben mit unſeren Augen, das wir beſchauet haben und unſere Hände betaſtet haben.“ Ja, das iſt auch eine Hauptſache! Chriſtentum iſt nicht eine Religion für die geiſtlich Reichen, die ſich verſenken und verlieren können in tiefſinnige Gedanken, in ewige Zuſammenhänge; es iſt nicht eine Philoſophie, die ſich genügt mit einem Gedankenleben, eben dadurch aber ſo oft unwirkſam bleibt im Leben, nicht durchdringen kann durch die rauhe Wirklichkeit, ſich nicht behaupten kann gegen die ſinnliche Leidenſchaft. Chriſtentum iſt nicht zu gut für die tägliche Nahrung der durchſchnittlichen Menſchennatur, für dieſe geiſtlich Armen, für dieſe ſinnlich Bedürftigen, für dieſe

gesunden Leibesmenschen, die nur das wirklich leben, was sie anschauen, vor sich hinstellen können. Ja, Hirten zuerst kund gemacht! und heute immer wieder Kindern zuerst! Es ist Leben, das man sinnlich festhalten kann, betasten, beschauen, prüfen. O nicht Christi Gedanken, so herrlich und hoch sie sind, — seine sinnliche Wirklichkeit, seine Geschichte ist es, was ihn zum Heiland Aller macht.

Denn nun erst läßt sich zeugen von dem, was wir gehört und geschaut haben. Empfinden wir Lehrer der Geisteswissenschaften doch so oft das Mangelhafte unseres Unterrichts gegenüber dem der Naturwissenschaften! Sie können zeigen, demonstrieren — wir müssen behaupten und beweisen mit Verstandesschlüssen. Sie bringen es zur Evidenz — wir zur Wahrscheinlichkeit. Der sicherste Unterricht in geistlichen Dingen ist immer der durch den Beweis des Geistes und der Kraft aus dem Leben der Persönlichkeit. Das bietet uns Jesus, wie er leibte und lebte, wie er auch für uns noch leibt und lebt durch das Zeugnis derer hindurch, die ihn gehört, geschaut, ja mit Händen betastet haben. Und wenn auch noch so viele einzelne Daten des Lebens Jesu schwanken, die ganze Gestalt leibt und lebt mit plastischer Wirklichkeit vor uns. Ach ja, fahren wir nicht zu hoch! Wir bedürfen dieses Rückhaltes unserer Gedanken. Der Sinnlichkeit in uns leistet wirklichen, sicheren Widerstand nur die Sinnlichkeit, die sinnliche Nähe göttlichen Wesens — wie Leidenschaft der Sünde nur durch Leidenschaft für das Gute, für die Guten überwunden wird.

Dies Wort nun, das und weil es Leben ist, stiftet Gemeinschaft. O bloße Lehre, bloße Gedanken, und seien sie die tiefsten, sammeln Schulen, unsichtbare Gemeinden; außerdem wirken sie mittelbar ein auf das Denken der Gemeinschaft. Persönliche Gemeinschaft, eine sichtbare Gemeinde

ſtiftet nur eine Perſönlichkeit, die Erinnerung an eine Perſönlichkeit, die Geſchichte eines Lebens. „Das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinſchaft habet!“

Hat dieſen Gemeinſchaft bildenden Charakter das Wort des Lebens nicht ſeit Jahrhunderten bewährt? Hat es nicht dies Feſt hervorgerufen, ſo völlig einzigartig reich an Symbolen der Gemeinſchaft? Ja gewiß, manche, die meiſten vielleicht dieſer Sinnbilder ſind heidniſchen Urſprungs; aber das geiſtige Band aller — und das iſt doch das Wichtigſte — das iſt die Erinnerung an ein Leben, das von oben kam, erleuchtend die Nacht, beſiegend die Kälte, Frieden und Lindigkeit verbreitend überall.

„Unſere Gemeinſchaft aber iſt mit dem Vater und ſeinem Sohn.“ Ja, eine Familie Gottes! Wie Jeſus uns zuſammenſchließt zu Einer Liebeskette, wie er die Familie ſammelt um ſeinen Baum, ſo ſammelt er und konzentriert er unſer Leben, hält es feſt in der Gemeinſchaft des Vaters. Religion iſt bei Jeſus nicht Gedanke, ſondern Wille und That, iſt Leben! Wem durch und in Chriſtus der Herr nahe gekommen, der lebt in einer Gotteswelt, nach einem Gottesplan. Der bringt alle ſeine Anliegen unter Dankſagen vor Gott den Vater. Nichts kann ihn ſcheiden, keine eigene Verfehlung, kein unverſtandenes Geſchick, kein Menſchenundank von der Liebe, von der ſpürbaren Nähe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerem Herrn.

II.

Obſchon zunächſt Leben und Geſchichte, nicht Wort oder Gedanke, iſt das Chriſtentum doch Licht und Wahrheit. Das laßt uns nun bedenken!

„Und das iſt die Verkündigung“, des Chriſtfeſtes zumal: „daß Gott Licht iſt und in ihm iſt keine Finſternis.“

Hat uns das nicht die ganze Symbolik des Christfestes gelehrt, zur Empfindung gebracht? Christus Licht aus der Finsternis, Licht ohne Finsternis! — „Klarheit des Herrn" — und darin auch nur ein Spiegelbild des Gottes, in welchem ist kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis. Ach ja: „das ewige Licht geht da hinein, giebt der Welt ein' neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Halleluja!" Ja in dem Vater Jesu Christi ist kein Kampf zwischen Güte und Neid, nur lautere, klare, lichthelle Liebe, die nichts neidisch für sich behält. Einst war dem anmaßenden Adamssinn, der das göttliche Geheimnis nicht achtete, der Weg zum Baum des Lebens durch den Baum der Erkenntnis verlegt — nun aber führt der Weg vom Baum des Lebens zum Baum der Erkenntnis.

Aber bleibt das Leben Gottes und aus Gott nicht auch in Jesu Verkündigung ein Geheimnis? Gewiß, es bleibt Geheimnis für die, die es mit natürlicher Erkenntnis, statt auf dem Wege des Willens und Gehorsams zu ergründen suchen; Geheimnis für die, die nicht eingetaucht sind in das Leben aus Gott, die in Finsternis des Gewissens wandeln; auch für uns, die wir uns daran hingeben, teilweise immer noch Geheimnis, ein Geheimnis aber, das bestimmt ist, aufgehellt zu werden, sich zu enthüllen dem, der da „will des Willen thun". Einer bloß intellektuellen, zergliedernden Erkenntnis ist die Pforte des Lebens verschlossen. Aber „wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme"; wer einen Fonds sittlicher Empfindungen und Herzenserkenntnisse mitbringt, der wird ergriffen von diesem Licht in Christo und dem erleuchtet es fortschreitend alle dunkeln Partieen des Lebens. „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe."

Jeſus iſt Licht, iſt Wahrheit. Er ſcheut keinerlei Prüfung, gewinnt nur durch Prüfung; aber er iſt eine Wahrheit, die man thun kann und ſoll. „So wir ſagen, daß wir Gemeinſchaft mit ihm haben und wandeln in der Finſternis, ſo lügen wir und thun nicht die Wahrheit.“

Das iſt der große Schaden moderner Bildung, daß ſie einen Begriff der Wahrheit hat, der nur dem Stolz ſonderlicher intellektueller oder äſthetiſcher Veranlagung genügt. Aber ſolche an Verſtandes- und Phantaſiegaben, Verſtandes- und Phantaſiebildung gebundene Einſicht und Erkenntnis, wenn ſie auch ſittliche und innere Schönheitsgeſetze ins Licht ſetzt, ſittliche und äſthetiſche Schranken als notwendig erkennt, ſchafft doch keine Lebenswahrheit: ſie hat keine Kraft der Ueberwindung gegenüber den Trübungen der Stimmung, gegenüber dem Ungeſtüm der Leidenſchaft. Einſicht und Erkenntnis iſt nicht das Organ einer Wahrheit, die man thun kann, thun muß. Sonſt wäre ja unſer akademiſcher Kreis privilegiert für Lebensweisheit!

Nein, das Organ der Wahrheit, die man thun kann, das iſt das Gewiſſen, wenn es erleuchtet und in Gehorſam gebunden iſt durch die Klarheit des Herrn. „So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob dieſe meine Lehre von Gott ſei.“ Wollen, leben, was Jeſus wollte und lebte, das führt zur Erkenntnis des Sohnes und in ihm des Vaters. Und dieſe Erkenntnis, die ein Erlebnis deutet, dieſe Gewißheit, die im Gewiſſen ruht, das iſt auch ein Licht, in dem keine Finſternis, nur noch Geheimnis iſt, das einſt ſich aufhellt.

Darum als Wort des Lebens, als Wirklichkeit nehmt Jeſus auf, damit er in euch aufleuchte! Ja „laſſet uns gehen und die Geſchichte ſehen!“ Nicht bloß morgen,

allzeit wollen wir diesen Hirtengang zum Heiland machen und von unserem Lied uns mahnen lassen:

Gehet hinein, Freunde des Kindes zu sein,
Die ihr zum Vater wollt gehen.

Amen.

Die Wirklichkeit der Religion.

Ps 73 23—26 28.

Lektion: Luk 2 41—52. Kiel, den 8. Januar 1899.

Epiphanien, d. h. Erscheinung des Heils. In der Epiphanienzeit gilt es, diese Erscheinung aufzufassen, sie ins Herz zu fassen. Wir sind gewiß, daß zumal für unser Geschlecht, das sich von Lehre und Autorität der Kirche so schroff abgewandt hat, nichts wichtiger ist als das Auffassen der Erscheinung, der Persönlichkeit Christi.

Nun kann man aber sein Leben kennen, die einzelnen Geschichten gegenwärtig haben, kann ihn kennen nach dem Fleisch und doch die Bedeutung seiner Erscheinung, sein Wesen nicht erfaßt haben, so erfaßt, daß man selbst davon erfaßt, in seinem Wesen bestimmt ist. Darum ist es angemessen, einmal von gewissen Lehrtexten aus über sein Leben hinzublicken, dies Leben gewissermaßen als Transparent von Ideen zu verstehen. In diesem Sinne möchte ich an den folgenden Sonntagen die Frage: „Was dünket euch um Christum?“ zu beantworten suchen, indem ich in seinem Leben die Verwirklichung des Sehnens und Bedürfens aufzeige, das im Alten Testament seinen höchsten Ausdruck gefunden hat.

Wenn wir unser heutiges Evangelium tiefer bedenken mit seinem gewaltigen Hauptwort: „Muß ich nicht sein in

dem, was meines Vaters ist?", dann empfinden wir die Wirklichkeit der Religion in Jesu. Und das ist die erste Hauptsache an der Erscheinung Jesu, wie der Epheserbrief auch sagt (4 21): „Ihr seid in ihm unterrichtet, so wie es (die Religion) Wahrheit, Wirklichkeit ist bei Jesus." Ist es nicht so, daß unser vieles Reden von der Religion reellen Naturen darum so wenig Eindruck macht, weil es keine Wirklichkeit darstellt, nur Gedanke, nur Anmaßung ist? In Christus haben wir eine unbezweifelbare Wirklichkeit der Religion, des Verkehrs mit Gott.

Wo aber wäre diese Wirklichkeit der Religion stärker ausgesprochen als in dem Wort des Psalmisten, das wir unserer Betrachtung zu Grunde legen?

I.

Das erste, das unser Text uns sagt, ist: Unbedingte Gewißheit ihres Gegenstandes ist das wesentliche Zeichen der Frömmigkeit. Denn sie ist wirklicher Verkehr mit Gott. „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich mit deiner rechten Hand. Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an."

Achten wir auf den Zusammenhang unseres Textes. Er beginnt mit dennoch. Und wenn wir den ganzen Psalm überlesen, so bedeutet das: trotz widrigen Erfahrungen im Weltlauf, trotz Enttäuschung durch die Weltordnung, trotz vielfachem, ja überwiegendem Sieg des Unrechts und Fehlschlag des edelsten Strebens, also trotzdem der Sänger es tief empfunden, was Arndt gesungen:

Viel Unruh' herrscht auf Erden und Lug und Trug und Krieg,
Der Sanfte wird gemieden, der Wilde hat den Sieg —

dennoch, ja trotz dieser Weltordnung bleibt er an dem, der dies Ganze hält. Mit offenen Augen für das über-

wiegende Unrecht — nicht als Optimiſt vor der Wirklichkeit die Augen ſchließend — ruft er: „Dennoch!“

„Ich bleibe ſtets an dir!“ kann dich nicht laſſen. Woher dieſe Nötigung zu dauernder Gemeinſchaft? „Denn du hältſt mich und leiteſt mich.“ In dem Verkehr mit Gott fühlt der Menſch nicht ſich als den thätig handelnden Teil, ſondern Gott als den, der als ſtarker Magnet uns feſthält. Wir ſind die Empfangenden, die Gehaltenen. Von Gottes Gnade ſind wir, was wir ſind. Darum wendet der Sänger ſein Wort, das wie trotziges Beharren klingt, in demütige Dankbarkeit: „Du hältſt mich bei deiner rechten Hand.“

Aber beachtet wohl: Dieſer fromme Verkehr begnügt ſich nicht mit einem ruhenden Genuß, er iſt in Bewegung zu einem Ziel. Alle geſunde Frömmigkeit führt über genußreiche Feierſtunden zu ſtrebender Bewegung auf das perſönliche Heil. Gottes Nähe erweiſt ſich in der ſteten Leitung zum ehrenvollen Ziele: der augenblickliche Stand und Zweck mag verhüllt ſein — der Fromme weiß doch: „Du nimmſt mich endlich mit Ehren an.“ So folgt aus der Gewißheit des Verkehrs, der Nähe Gottes, die Zuverſicht wirklicher und wirkſamer Leitung zum Ziel.

Iſt es nicht wunderbar, wie eine Vorausnahme des vollen Heils in Chriſto, daß der altteſtamentliche Fromme das erfaßt und erlebt! Ja, es war bei ihm, wie es bei uns oft iſt, die Ahnung hoher Stunden, wo das glühende Sehnen Gedanken und Empfindungen erzeugt. Aber iſt's damit nicht wie mit Moſes Blick ins gelobte Land? Er ſteht auf dem Berge Nebo, ſieht deutlich die Umriſſe des gelobten Landes, erfaßt ahnend die volle Freude der Heimkehr, aber er ſieht's nur von ferne und kommt nicht an. Das Ziel verdunkelt ſich wieder, die Nähe Gottes iſt oft

wie ausgelöſcht. Wenn wir dann dies Wort des Pſalmiſten leſen, ſo iſt es uns, als ſeufzte die Seele in uns: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue?"

Das aber iſt das Herrliche an Jeſu Erſcheinung: da iſt, was wir ahnen und erſehnen, Leben und Wirklichkeit. Liegt nicht bei allem Kampf mit dem Unrecht, bei aller Anfechtung durch Enttäuſchung, bei aller Verſuchung ſeines natürlichen Empfindens, liegt nicht über all ſeinem Erleben der überirdiſche Hauch: „Dennoch bleibe ich ſtets an dir"? „Muß ich nicht ſein in dem, das meines Vaters iſt?" „Aber ich bin nicht allein; der Vater iſt mit mir." Darum bringt ſein Naheſein ſo großen Frieden ins Herz hinein, weil ſein eigenes Leben ſo erfüllt iſt von der Nähe des Vaters.

Dieſe Nähe, dies greifbare Gegenüber — ſpürſt du es nicht auch, ſo oft im Kampf, in Verſuchung und Widerſtreit, das „dennoch" über deine Lippen kommt? Dennoch — nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Dennoch — mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Dennoch — mein Gott, mein Gott!

Freilich du verhimmelſt ihn, nimmſt ihm das Vorbildliche für unſere Frömmigkeit, wenn du nicht auch bei ihm dieſe Gewißheit verbunden ſiehſt mit der Reſignation: „Was ich jetzt thue, weißt du nicht, du wirſt es aber hernachmals erfahren." Auch des Menſchen Sohn weiß nicht Zeit und Stunde des kommenden Himmelreichs, auch er hat dunkle Stunden, auch ſeine Seele iſt zum Tod betrübt, auch auf ihm liegt das ſchwere „Warum?" — Aber durch alle Wolken bricht das Licht der Gewißheit: „Du leiteſt mich nach deinem Rat und nimmſt mich endlich mit Ehren an." „Ich will ſchweigen und den Mund nicht aufthun —, du wirſt's wohl machen." Darum auch nach dem letzten

„Warum" das Zuverſichtliche: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt." Das iſt die Wirklichkeit der Religion.

II.

Wer Gottes und ſeiner Nähe und ſeiner Leitung ſo gewiß geworden iſt, der hat an ihm das höchſte Gut, das eine, das not thut. „Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Teil."

Sprechen wir's doch nicht ſo gedankenlos nach, als ein ſchönes, herrliches Wort! Brauchen wir's doch nicht, dies mächtige, erſchütternde Wort, als wäre es unſeres religiöſen Erlebens tägliches Brot! Fragen wir denn wirklich nichts nach Himmel und Erde, nichts nach der ganzen Welt? Könnte wirklich dies ganze Weltgebäude, Sonne und Sterne, und die Menſchenwelt voll Idealen vergehen, ohne daß es uns rührte? Können wir wirklich ehrlich ſprechen: „Nehmen ſie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib — Laß fahren dahin!"? O daß wir uns mehr ſcheuten vor der religiöſen Phraſe, die nicht bloß den religiöſen, die allen Wahrheitsſinn in uns erſtickt! So können gerade die herrlichſten Worte zum größten Unſegen werden.

Aber vielleicht dürfen wir's nur deshalb nicht wiederholen, weil wir den Vorderſatz nicht auf uns beziehen dürfen: „Wenn ich nur dich habe"? Aber iſt's nicht auch bedenklich? Soll denn das Eine Himmelslicht für uns alle anderen Lichter auslöſchen? Sollen die Ziele des Reiches Gottes alle anderen irdiſchen Ideale, des Staates, der Freundſchaft, der Liebe, der Kunſt, der Wiſſenſchaft entwerten? Dann würde ja die Wirklichkeit der Religion alles andere Streben zum unwirklichen Schein erniedrigen.

So kann es ſich denn nur um die entſcheidenden Höhepunkte handeln, wo ein entweder—oder ſich aufdringt. Es kann ſich nur darum handeln, alle anderen Ziele, Intereſſen und Güter in die Linie zu bringen, die am Ende zu Gottes Ehre und Verherrlichung führt. Und wenn nun doch, wie es die bleibende Tragik des Lebens mit ſich bringt, auch edle Ziele kollidieren mit dem höchſten: mit der Treue und dem Gewiſſen — dann ſoll tief im Herzen ſtehen: „Wenn ich nur dich habe", dann ſoll über die Lippen kommen das zuverſichtliche und doch beſcheidene: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders! Eins iſt Not! Und nur da iſt Religion, iſt Verkehr mit Gott eine Wirklichkeit, wo ſolche Momente erlebt werden.

Braucht es viele Worte, um zu zeigen, daß Chriſtus die Verkörperung dieſes „Eins iſt Not", die ſtete Wirklichkeit der Religion war? Iſt das nicht gerade die einzigartige Größe ſeines Weſens: die ſtete Gottinnigkeit und Entſchloſſenheit ſeiner Beziehung zu Gott, die Leichtigkeit, mit der er aus allen noch ſo peripheriſchen Beziehungen des Lebens den Rückgang fand zu dem lebendigen Centrum, zum innerſten Grund des Lebens? Die Leichtigkeit, ſage ich. Denn es iſt nicht das Produkt mühſamer Reflexion und Zurechtlegung, kaſuiſtiſcher Erwägung des Für und Wider — es iſt ein raſcher Griff und Wurf, ein impulſives Taſten nach der Hand, die ihn leitet. Wir unterſcheiden wohl Kleines und Großes im Leben und ſetzen nur das Große in Beziehung zu Gott. Aber für den, der in der Fülle des Lebens ſtand, dem Gott ſtändig nahe war, ward auch das Kleine zum Großen, bedeutend, Herz darin und Gott darüber.

So ſchaute er kühn hinweg über Erfolg und Mißerfolg der Stunde, hatte Augen und Ohren für die Zeit, aber das

Herz stets aufs Ende gerichtet, auf das höchste Gut, das im inwendigen Menschen wächst, gerade wenn der äußere Mensch vergeht. „Es sei denn, daß das Samenkorn in die Erde falle und sterbe, bringt es keine Frucht." So durfte er sprechen nicht erst auf Golgatha: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil." Ja, allezeit! Christus die Wirklichkeit der Religion!

Die Probe aber dieser Wirklichkeit, die Probe wirklicher Religion, spricht so herrlich das letzte Wort des Textes aus: „Aber das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige sein Thun." O daß wir das ganz erfaßten in seinem Zusammenhang! Stete Gottesnähe, nie getrübte Freudigkeit, zuversichtliches Wirken, solange es Tag ist! Das war Jesu Leben. Unser Mangel an stetigem, freudigem Thun, unabhängig von Erfolg und Mißerfolg, der so oft spürbare Mangel an freudigem Müssen ist nur eine Folge davon, daß die Religion in uns nicht volle Wirklichkeit, daß Gott für uns nicht greifbare Nähe hat. Darum bleibt es dabei: Wer in Christus bleibt und er in ihm, bringt viele Frucht; aber ohne ihn können wir nichts thun. Amen!

Christus Gerechtigkeit und Liebe.

Ps 72 1—15.

Lektion: Matth 8 18. Kiel, den 22. Januar 1899.

Wir sind mehr und mehr alle davon überzeugt, daß der größte Schatz, den unsere Kirche hat und denen draußen bieten kann, die Persönlichkeit Jesu Christi ist. Darum geht

uns diese Zeit der Erscheinung Christi gar zu rasch dahin; für die Stärkung unseres eigenen und des Glaubens der Brüder ist das beste Mittel, daß Christus uns lebendig vor Augen gemalt wird.

So suchten wir in unserer letzten Andacht in Jesus die Wirklichkeit der Religion, die Innigkeit und Kräftigkeit und Stetigkeit seines Verkehrs mit dem Vater zu erfassen, jene wunderbare Gewißheit, jenes völlige Genügen, jene stetige Freude in Gottes Nähe. Da versenkten wir uns ganz in sein Innenleben. Heute ruft uns die Verheißung, die wir in ihm erfüllt sehen, aus diesem stillen Heiligtum hinaus auf den Markt des Lebens, aus dem Verkehr mit dem Vater zum Verkehr mit den Brüdern. Tausende, die heutzutage kein Organ mehr haben für die Eindrücke aus jener stillen Welt, achten und ehren oder schonen Jesum doch um seiner unleugbaren tiefen Hingabe an die Menschheit, an die Aermsten und Elendesten willen. Versenkt in die sozialen Kämpfe, ahnen sie nicht, daß die Quelle jener Liebeskraft sein Verkehr mit dem Vater, die Quelle seiner Ehrerbietung vor dem Menschen seine Ehrfurcht vor dem Schöpfer war. Aber, daß so viele bei ihm festgehalten werden durch seine Gerechtigkeit gegen jedermann, Enterbte zumal, so viele, die ihn verloren haben als den Heiland ihres tiefen Falles — das ist nur die Erfüllung der Verheißung unseres herrlichen Psalmwortes: „Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen, denn er wird den Armen erretten, der da schreit, und den Elenden, der keinen Helfer hat."

Wunderbar tiefer Zusammenhang! Ja, das ist die Erfüllung des Wortes: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen." Darum lasset uns nicht aufhören, die Gerechtigkeit und Liebe des Herrn zu verkünden, auch wo man seine Heilandsgröße nicht versteht.

Wie viele hat er in den Tagen seiner Erscheinung durch die Art seines Verkehrs zu sich und so zu seinem Vater gezogen! Möchte in unserem sozialen Zeitalter der soziale Christus viele gewinnen, damit sie den Heiland Christus finden!

Wir wollen reden von Jesu Verkehr mit den Menschen, und zwar

I. wie darin Gerechtigkeit mit Liebe,

II. wie Jesu menschliches Mitgefühl mit göttlicher Seelsorge sich paarte.

I.

Unser Psalm schildert den König aus Davids Hause, wie er all den Idealen der israelitischen Volksseele entspricht. Wir, die wir Jesus erlebt haben, können nicht anders als in dieser Schilderung eine Ahnung der Herrlichkeit finden, die wir in Jesu schauen.

Aber ist dies Bild nicht stark jüdisch gefärbt? Ist die Gerechtigkeit, wie sie hier wesentlich erbeten und über alles gepriesen wird, auch für unser christliches Empfinden die Haupteigenschaft unseres Königs Jesus Christus? Würden wir ihr nicht die Liebe Christi überordnen? Es sind ja doch Gerechtigkeit und Liebe zwei recht verschiedene Triebfedern: jene dargestellt mit der Wage und den verbundenen Augen, jedem das gleiche Maß zumessend, unparteiisch, frei von Vorurteil und Vorliebe, völlig objektiv; diese mit tiefer Sympathie sich in den anderen verlierend, nicht gedenkend an seine Rechte und Ansprüche, nur an seine Not, völlig subjektiv. Ich glaube, wir haben uns gewöhnt, zu einseitig nur an die Liebe Christi zu denken, sein hingebendes Wesen zu ehren. Er selbst hat seine Lehre als Gerechtigkeit bezeichnet, und wenn darin auch mehr liegt als die Handhabung des gleichen Maßes gegen alle, die Forderung einer

durchgängigen Billigkeit im Urteil und in der Verteilung der Güter und Rechte — doch ist für Jesus diese richtende, urteilende und ausgleichende Gerechtigkeit, das gleiche Maß für alle, grundlegend für sein Reich.

Unser Jahrhundert zeichnet sich aus durch Ueberordnung der Gerechtigkeit über die Liebe im öffentlichen Leben und Verkehr. Geboren unter dem Zeichen der Menschenrechte, hat jede seiner großen Bewegungen der Fortführung des Prinzips gedient: achtet jedermann, jedem das Seine. Ist auch viel Mißverstand und Uebersteigerung daraus gekommen, hat man vielfach statt „jedem das Seine" „jedem das Gleiche" gefordert, obschon wahrhaftig die Menschen einander nicht gleich sind — der Grundzug ist gesund, ja er ist tief christlich: unsere Einrichtungen und unseren Verkehr zu gründen auf den Grundsatz der jeden Menschen für sich achtenden Gerechtigkeit. Die steigende Selbstachtung vermag nicht mehr auszukommen mit Opfern und Almosen, die von oben her zugeworfen werden; man fordert Recht, Anerkennung, fordert das Seine.

„Er wird das elende Volk", verheißt der Psalmist, „bei Recht erhalten" und darum den Armen helfen nicht bloß aus Sympathie mit ihrer Not. Wenn wir nun Jesu Verhalten zum Nächsten beachten, ist es nicht über alles getragen von jener tiefen Achtung für jede, auch die unerfreuliche und gesunkene Persönlichkeit? Der Aussätzige, die Knechte, die verachteten Zöllner, die entehrte Sünderin, der Verbrecher am Kreuz, die ihn verächtlich behandelnde Volksmenge — ausgeschlossen nur die Heuchler, die mit dem Heiligsten in eitler Selbstsucht spielen — allen begegnet er mit jener Achtung vor Gottes Ebenbild, ob es auch entstellt sei, die sie zur Selbstachtung zurückführt.

Nehmen wir als Beispiel die Aussätzigen in unserem Evangelium und die Knechte. Die damalige Gesellschaft

stieß jene von sich, behandelte diese als Menschen zweiten Ranges — Jesus fühlt keine Schranke, er sieht nur den leidenden Menschen. So ist denn auch seine Liebe, seine rettende That nie, was unsere von Gerechtigkeit und Achtung losgelöste Barmherzigkeit so oft ist, erniedrigend, begönnernd, kränkend; sondern das Beste an seinen Heilswegen ist, daß er die gebrochene Menschheit, ihr geknicktes Selbstvertrauen, ihre verlorene Selbstachtung neu aufrichtet. O die tiefe Achtung, womit Jesus der Ehebrecherin begegnet, da er die Augen niederschlägt vor ihrer befleckten Gestalt und spricht: „So richte ich dich auch nicht!“ Das gab bei aller Demütigung neue Selbstachtung.

Und wie den einzelnen Menschen, so diente Jesus den gesellschaftlichen Veranstaltungen mit jenem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit und Achtung. Es ist wahr, Jesus war nicht direkt ein sozialer Reformator, er beschränkte sich auf die Reform der sozialen Gesinnung. Aber folgt das eine nicht dem anderen mit Notwendigkeit? Wenn Jesus die Scheidewand thatsächlich außer acht ließ, die die menschliche Gesellschaft aufgerichtet hatte gegenüber den niederen Klassen, Sklaven, notorischen Sündern, Landfremden, wenn er ihnen mit gleicher Achtung begegnete, mußte das nicht einwirken auf die Einrichtung der Gesellschaft? Jesus hat die Sklaverei nicht abgeschafft; aber als sie endlich in diesem Jahrhundert fiel, da wußte man: es war die Gerechtigkeit, es war die Menschenachtung Jesu Christi, die siegte, es war der Geist dessen, der die Verheißung erfüllte: „Ihr Blut wird teuer geachtet werden vor ihm.“

Freilich Jesus bleibt nicht stehen bei der strengen Gerechtigkeit und Achtung; mit ihr paarte sich die hingebende Liebe. „Er wird den Armen erretten, der da schreit, und

den Elenden, der keinen Helfer hat; er wird gnädig sein den Armen und Hungrigen."

Ja, wer unter uns bedarf noch eines Beleges für diese Thatsache? Nehmt nur als zusammenfassendes Bild das von dem Kranken am Teich Bethesda! Es ist ein Bild der vergessenen Menschheit, die keinen Helfer bisher gefunden; ihr neigte sich der Gnadenreiche mit doppelter Erbarmung zu. Ja den Geringen und Armen galt seine ganze Sympathie, bis an die Grenze der Parteilichkeit. Und doch lebte sich darin nur seine Gerechtigkeit aus, wie sie unser Psalmist schildert, die wir ausgleichende Gerechtigkeit nennen: „Das elende Volk", die wirtschaftlich Schwächeren, die vom Schicksal Benachteiligten, die sich nicht behaupten können im Kampf um die Futterplätze, um die Plätze an der Sonne — „das elende Volk bei Recht erhalten", das heißt praktisch „den Armen helfen".

So war es auch nichts anderes als gerechte Liebe, die je und je den christlichen Sozialismus getrieben hat, einzugreifen, ja auch überzugreifen ins wirtschaftliche Gebiet. Wir sind darin nur Nachfolger dessen, der ein Anwalt aller Geringen und Armen war, der jeden Becher kalten Wassers als ihm gereicht betrachtet. O daß Christus in uns Gestalt gewönne mit dieser leidenschaftlichen Vorliebe für alles Gedrückte, Schwache, Elende, mit dieser ausgleichenden Gerechtigkeitsliebe, die nichts anderes ist als Widerschein der großen Liebessonne des Vaters, der sich erbarmet aller seiner Werke!

II.

Aber vielen wird es scheinen, als lösten wir diese soziale Seite des Lebensbildes Jesu zu sehr los von dem Heilandsberuf, der sein ganzes Leben bestimmte. So müssen wir noch einen Blick werfen auf den Zusammen-

hang beider Thätigkeiten. Ich sage: Kein menschliches Mitgefühl paarte sich wunderbar mit göttlicher Seelsorge. Und nur wenn wir dies recht erfassen, werden wir Jesum voll verstehen.

Auch unser Text erkennt den Zusammenhang: „Er wird gnädig sein den Geringen und Armen und den Seelen der Armen wird er helfen. Er wird ihre Seele aus Trug und Frevel erlösen"; er wird nicht stehen bleiben bei einer äußerlichen, wirtschaftlichen, leiblichen Hilfe; den Seelen zu helfen, wird sein Zielpunkt, Erlösung aus dem Trug und Frevel wird die Hauptsache sein.

Wir können das bei Jesu Heilungen deutlich beobachten. Während da meist äußerliche und Heilandshilfe Hand in Hand gehen, so sehr, daß Jesus die Bitte um Heilung erwidert: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben", überspringt er doch vielfach die Leibesheilung. In seinen Gedanken hängt beides aufs innigste zusammen: zum Reich des Bösen, das zu überwinden er gesandt ist, gehören völlig parallel Unfriede, Frevel, Selbstbetrug, und Krankheit, Leibesnot. „So ich die bösen Geister durch den Geist Gottes austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen." Daß es aber Jesu wesentlich darauf ankam, den Seelen zu helfen, sie zu erlösen von ihrem eitlen Wandel, ist offenbar. Während doch alle zehn Aussätzigen von ihm geheilt werden, sagt Jesus nur von dem einen, der durch solche Heilung den Weg zum Danken, zu Gott findet: „Dein Glaube hat dir geholfen." Wahrlich, das ist kein christlicher Sozialismus, der nicht mit allem Ernst das Wort im Auge hält: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt", ja auch alle Ehre vor Menschen, alle Mitfreude an den Gütern des Lebens, „gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!"

Aber Jeſu Seelen ſuchende göttliche Heilandsliebe ſchließt nicht aus, daß ſein Mitleid mit dem leiblichen und wirtſchaftlichen Elend ein rein menſchliches war. Jeſu Beweggrund im Augenblick war — wer ſpürt's ihm nicht ab? — nur reine Güte, nicht ſchielend auf Gewinn für ſein Reich, direkt nur auf die Hilfe gerichtet, die er bringen konnte, ſo daß die rechte Hand nicht wußte, was die linke that. Jeſus hört von dem armen, kranken Knecht; ſofort ſchlägt die Not bei ihm durch: „Ich will hinkommen und ihn geſund machen."

Ach wie oft mangelt unſerer chriſtlichen Liebesthätigkeit dieſe direkte abſichtsloſe, hingenommene Art! Wie oft ſpüren die Empfänger die Abſicht, für die Kirche zu gewinnen, und wenden ſich verſtimmt ab! Nein, nur unwillkürlicher Liebesdrang, nur nicht anders können thut wahrhaft wohl. So gilt's aber auch mit Jeſus ſich zu freuen, wenn nur die nächſtliegende Not gehoben wird. Ach, welch tiefe Heilandsfreude, wenn der Aermſte nur geſund geworden iſt! Wenn dem Reich des Böſen nur wieder einige Leiber entriſſen ſind! Wie ergreift ihn das Dankgefühl gegen den himmliſchen Vater, der ihm Kraft gegeben, zu heilen, wegzuſchaffen Hemmungen des Lebens und der Freude!

Der tiefſte Grund dieſer Menſchlichkeit aber liegt in der Einſicht des Herrn in die Bedeutung dieſer irdiſchen, leiblichen Nöte für unſer Ewigkeitsleben. Er, der uns beten lehrte: „Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel", er wußte, wie oft unſere Seele gebunden, gefeſſelt iſt durch irdiſche, leibliche Bande. Ja, wie oft ſtellt er ſeine Kranken zuerſt ſtillſchweigend auf die Beine, fragt nichts, fordert nichts, giebt nur neue Kräfte, neue Bewegung; dann erſt, da die Kraft und Freiheit wiedergegeben iſt, entläßt er ſie mit dem Anſpruch an ſolche Kraft und Freiheit: „Sündige hinfort nicht mehr!"

Sollte es christlich sein, von Schwachen, Gebrochenen Kraft der Ueberwindung zu fordern, ehe man ihnen neue Kraft, sich zu erheben, gegeben hat? Jesus kennt den Menschen, weil er mit Gerechtigkeit und Liebe ihn zu verstehen sucht. Darum giebt er, ehe er fordert.

O daß wir in solchem christlichen Sozialismus Jesu Jünger würden! O daß die Welt die Kraft unseres Ringes spürte, daß sie auch durch unser gerechtes, selbstverständliches, absichtsloses Liebeswirken hindurch spürte: Es geht eine Kraft aus vom Herrn. Amen!

Christus der Sünderheiland.

Jes 61 1—3.

Lektion: Matth 9 9—13. Kiel, 5. Februar 1899.

Wir haben bisher Jesum im Verkehr mit dem Vater und mit den Menschen beobachtet und als die Erfüllung der tiefsten Verheißung erkannt, als die volle Wirklichkeit der Religion und der gerechten Liebe. Aber darin ist er uns zunächst nur Vorbild, Anfänger und Vollender unseres Glaubens in frommer Sittlichkeit. Vorbild ist viel: der zuerst unseren Glauben erlebt, unsere Sittlichkeit verwirklicht hat, bleibt normgebend für alle weitere Entwicklung seiner Gemeinde. Und doch — wir brauchen mehr als ein Vorbild, mehr als einen Anfänger und Vollender, wir brauchen einen Heiland, einen Erlöser.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Persönlichkeit Jesu ganz zurücktrat hinter das Werk, das er für uns vollbrachte; wo er lediglich als Gegenstand des Glaubens, kaum noch als erster Erleber des Glaubens gefeiert wurde. Unsere Zeit

drängt mit Recht die Heilsbedeutung der Perſönlichkeit Chriſti in den Vordergrund, feiert die Seele ſeines Lebens, worin er uns die Bahn brach, unſer erſtgeborener Bruder. Aber ſollten wir über ſolcher Betrachtung ganz die andere Seite überſehen, die unſeren Vätern die allein wichtige ſchien? Ich meine, eine tiefere Verſenkung in den Verkehr des Menſchenſohnes mit dem Vater und mit den Brüdern muß von ſelbſt zu der Anerkennung führen: Hier iſt mehr als ein Menſch wie wir; hier iſt ein Weſen, das uns ewig überlegen, unerreichbar bleibt, nicht bloß der Repräſentant einer neuen Menſchheitsreihe Gott gegenüber, ſondern auch das Abbild der Gottheit, ihr Vertreter und Mittler uns gegenüber. Laßt uns verſuchen, dies Werturteil über Jeſus ſo ſchlicht wie möglich zu begründen. Er iſt die Erfüllung der Verheißung: „Der Geiſt des Herrn iſt über mir, darum, daß mich der Herr geſalbet hat.“ Der Beruf aber, zu dem der Geiſt des Herrn ihn ermächtigt hat, wird beſchrieben als der des Sünderheilands. Jeſus hat ſelbſt ſein Werk unter dies Wort geſtellt. Seine Antrittspredigt in Nazareth hatte unſeren Text: „Heute iſt dieſe Schrift erfüllet vor euern Ohren.“

Wir wollen das zu deuten verſuchen: Jeſus der Sünderheiland:

I. als der da verkündiget die Freiheit,
II. als der da ſchafft Freude für Traurigkeit.

I.

Der Prophet, in dem Jeſus ſeinen Vorgänger erkennt, weiß ſich geſandt, „den Elenden zu predigen, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, daß ihnen geöffnet werde, zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Rache unſeres Gottes und zu tröſten

alle Traurigen". Diese selbe Verkündigung nimmt Jesus zunächst auf, wie sie der Prophet verstanden hat. Der große Unbekannte im Exil zu Babylon wendet sich offen an sein ganzes treugebliebenes Volk in der Fremde, „an die Elenden", und kündigt ihnen mit göttlicher Gewißheit Oeffnung ihrer Fesseln, Befreiung aus der Gefangenschaft an, ein Jahr, da der Herr des Volkes ihnen sein sonderliches Wohlwollen zeigen wird, nachdem er an einem Tage Rache genommen hat an den Feinden seines Volkes. Es war die Weissagung der nahenden Erlösung. Und so faßten es die Juden weiterhin auf, als die Voraussage bei der Heimkehr längst erfüllt war; denn diese Erfüllung hatte sie enttäuscht, nur halbe Freiheit, eng begrenzte Herrschaft dem Gottesvolke gebracht. Als nun gar die Griechen und Römer dem Volke seine Freiheit, dem Gottesstaat seine Macht nahmen, da wachte die Weissagung von neuem auf.

Daran knüpfte auch Jesus an; auch seine Predigt vom Reiche Gottes war zunächst eine Verheißung naher Zukunft: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Und wir wollen nicht vergessen, daß die Ansprüche, die Jesus an die Vollkommenheit der inneren Welt, an die Erfüllung der sittlichen Weltordnung, an das Sichtbarwerden der ewigen Gottesgedanken in der Menschenwelt stellte, innerhalb dieser Endlichkeit keine Befriedigung finden können. Die Seligpreisungen sind durchaus in jenseitige Hoffnung gefaßt: „Selig sind die Armen, Elenden; denn sie werden das Himmelreich gewinnen, das Erdreich besitzen." Das gnädige Jahr des Herrn, dem das Gericht über die Gottlosen vorangeht, wird erst dann eintreten, wann das große Hochzeitsmahl beginnt. Aber darin lag schon das Erlösende, Heilende, darin wurzelte die Seligpreisung, daß Jesus mit der vollen Gewißheit, der Gottgewißheit diese Hoffnung aussprach,

selbst von ihr lebte. Ja, wie er beim Abschiedsmahl mit den Seinen alle Traurigkeit überwand im gewissen Ausblick auf die Zeit, da er vom Gewächs des Weinstocks neu trinken werde in seines Vaters Reich, so kann er auch uns all die bangen Rätsel des Lebens lösen, uns still und fest machen in allen Enttäuschungen, unsere zerbrochenen Herzen verbinden, wenn wir ihm folgen und trauen auf sein gottgewisses Wort: Euer ist das Himmelreich —, das Reich, da wir ihn schauen von Angesicht zu Angesicht, da wir das Gericht seiner Gerechtigkeit, den Sieg seiner Liebe schauen werden. Ist nicht solche Hoffnung seliger Besitz?

Aber wenn Jesus zweifellos die volle Erfüllung seiner und unserer Hoffnungen, die Wirklichkeit des Gottestags vertagt und so auch uns Christen wieder zu Hoffnungsleuten gemacht hat, so lehrt er uns doch an den Anbruch des Gottesreiches in dieser Zeit zu glauben: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren.“ Das gnädige Jahr ist angebrochen, angebrochen zunächst in der Predigt des Evangeliums an alle Armen. Dies Evangelium lautet kurz und einfach: Es giebt einen gnädigen Gott und Vater, der sich seiner Kinder erbarmt, sie sucht und zu sich zieht. Er wartet nicht, bis du seine Gnade verdienst, bis du seiner Vaterliebe würdig bist; er wartet nicht auf deine Leistungen, nur auf dein Kommen. Wie du bist, so darfst du kommen, wenn nur dein Geist ohne Falsch nach seinem Trost und seiner Gnade begehrt. Er wohnt nicht hoch und fern über dir in einem Wolkenhimmel, er ist dir nahe, läßt seine Sonne scheinen über Sünder und Gerechte, läßt regnen über Böse und Gute. Er ist zu finden, wo du ihn suchst, grüßt dich in jedem Tautropfen, in den Lilien auf dem Felde, in den Thaten der Liebe seiner Menschenkinder. Ja, er ist nahe

denen, die ihn suchen; die Sehnsucht nach ihm ist in sich schon erfüllt: Glaube nur, so hast du.

Wer freilich nicht gerungen hat mit seiner Schuld, mit gebrochenem Selbstvertrauen, wer nie gespürt hat, was ein zerschlagenes Herz ist, Flügel gelähmt von Mißtrauen in sich selbst, in eigene Kraft, Flügel der Seele, die sich nicht erheben können, sich nicht zu erheben wagen in die Nähe Gottes, wer nicht die Gebundenheit unseres Willens durch die Sinnlichkeit, die uns anklebt, erfahren hat, der kann auch nicht ermessen, was es uns bedeutet, daß Jesus uns aus seinem Verkehr mit Gott heraus es in gewisser Weise versichert hat: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte", daß er uns zuversichtlich zu Gott als Vater beten gelehrt hat: „Vergieb uns unsere Schuld." O diese offene Heimat über uns, diese Nähe des lebendigen Gottes, dieser Vatername, der uns verbürgt: wir können nicht verloren gehen! In dieser Predigt ist das Reich Gottes angebrochen mit Friede und Freude im heiligen Geist.

Die Gewißheit, einen gnädigen Vater zu haben, die breitet sich nun auch über alle Rätsel des Lebens aus: „Ist Gott für mich, wer und was kann wider mich sein?" Sorge und Beraubung, Elend und Enttäuschung, hingenommen aus der Hand dessen, der uns unsere Sünden vergiebt, uns im innersten Herzen und Willen nahe ist, sind nicht mehr, was sie waren. Wir sehen hin auf die Vögel unter dem Himmel und auf die Lilien auf dem Felde, die Gott versorgt und kleidet, und uns als Gotteskinder wissend, spüren wir: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" So verklärt uns die Gewißheit der Gnade alle Not des Lebens; ja das gnädige Jahr des Herrn bricht an über uns.

II.

Aber ſpürt ihr es nicht lange ſchon, daß an dieſer Predigt noch etwas fehlt? Iſt es nicht ſo, daß man gar gerne glauben möchte, aber — wie kann man denn das alles glauben? Lediglich auf ſein ſelbſt- und gottgewiſſes Wort? Zweifellos lehren mich die eigenen Erfahrungen und die Geſchichte der Chriſtenheit, daß jene Predigt vielen vollauf genügt, weil ſie ihnen ſagt, was ſie gerne glauben. Aber wir anderen, zumal die wirklich Gebundenen, Gefangenen, Gebrochenen, die mit ganzer Seele wollen, aber das Vollbringen nicht finden, wir brauchen mehr als den Prediger der Gnade, wir brauchen den Heiland, der ſelbſt uns hilft. So wie in unſerem Evangelium der Gichtbrüchige erſt auf die Füße geſtellt werden muß, ehe er zu gehen wagt, ſo bedarf der innerlich Gebrochene, der ſeiner Schwachheit Bewußte erſt der perſönlichen Zuſicherung der Vergebung. Jeſus hat ſich nicht begnügt mit einer allgemeinen Zuſicherung: „Ihr habt alle einen gnädigen Gott; glaubet nur, ſo habt ihr ihn.“ Er ſagt dem einzelnen, der ihn um Hilfe anfleht: „Deine Sünden ſind dir vergeben; ſei getroſt, mein Sohn!“ Und wir wiederholen dieſe perſönliche Verſicherung bei jedem Abendmahl. Ach, wie viele zweifeln im Stillen: gilt's auch mir? obwohl ich ſo oft ſündige, ſo oft untreu bin, ſo oft trotz treueſter Warnung fehl gehe? gilt's auch mir für meine Lieblingsſünde? Und wie mancher ſpürt dann erſt gewiſſen Troſt, wenn wir ihm verſichern: „Dir ſind deine Sünden vergeben!“

Aber haben wir's uns auch ſchon recht überlegt, wieviel dazu gehörte, ſo gewiſſe Zuſage auszuſprechen? Sünder aufzunehmen wie Jeſus? Mit Recht ſahen die, welche unberührt waren von der Gegenwart Gottes in Chriſto, in ſolchem Thun Jeſu einen Eingriff in Gottes Rechte, mit

Recht frugen sie ihn nach seiner Vollmacht. Wir wenigstens trauen uns solche Vollmacht persönlicher Sündenvergebung ebensowenig zu, wie die umgekehrte Vollmacht, Sünden zu behalten, die Vergebung abzusprechen. Jesus aber darf den Pharisäern, die den heiligen Geist ableugneten, der in seinen Liebesthaten spürbar war, auf den Kopf zu sagen: „Es wird ihnen nie vergeben werden, weder in dieser, noch in der zukünftigen Welt." Jesus hat die Vollmacht, zu lösen und zu binden. Darin steht er nicht auf unserer, der Sünder Seite; darin steht er, der sündlos Versuchte, auf Gottes Seite, und aus der Einheit mit dem Vater heraus sichert er zu und spricht er ab das gewisseste Zeugnis dafür, daß er sich höhere Würde, die Vollmacht zutraute, Mittler und Bürge unserer Seligkeit zu sein.

Aber er spricht nicht bloß Vergebung der Sünden zu, er giebt auch Kraft zur Ueberwindung der Sünden. Er ist gesandt, „zu schaffen den Traurigen zu Zion, daß ihnen Freudenöl für Traurigkeit und schöne Kleider für ein gebrochenes Herz gegeben werden und sie genannt werden Bäume der Gerechtigkeit, Pflanzen zum Preise des Herrn".

Ja, Jesus schafft uns neu, er versetzt uns in ein neues Verhältnis zu Gott und zu unserer Lebensaufgabe. Wir sollen Bäume der Gerechtigkeit werden, wenn wir eingepflanzt sind in ihm. Wie die Reben aus dem Weinstock, so sollen wir aus ihm, wenn wir ganz eins geworden mit ihm, Saft und Kraft ziehen, sollen werden wie Bäume gepflanzt an den Wasserbächen. Was in uns treibt, das ist seine Gerechtigkeit; was wir vermögen, vermögen wir durch ihn.

Das bedeutet jener selige Rollentausch, den Paulus und nach ihm Luther so oft ausmalen: wo er um unseretwillen arm, wir um seinetwillen reich, er um unserer Sünde willen

dahingegeben, wir um seiner Heiligkeit willen gerecht werden. Ja, die ganze Passionszeit, was predigt sie anders als: Er nahm auf sich unsere Sünden, auf daß wir gewönnen seine Kleider der Gerechtigkeit. Gott sieht uns nicht mehr an, wie wir für uns allein sind, nicht in all unserer Hinfälligkeit und Armseligkeit; er sieht uns im Bilde Christi und erwartet von seiner Kraft in uns Früchte der Gerechtigkeit. Das ist das gnädige Jahr des Herrn, wo er trägt unsere Schuld, wir seine Gerechtigkeit, wo er uns sein Leben giebt, damit wir wieder unser Leben ihm geben und durch ihn selig werden.

Dies Heilandswerk zu betrachten, ist uns die Passionszeit gesetzt. Möchten doch auch wir in Jesu Leiden unsere tiefsten Freuden, in seinem Sterben für uns die Gewißheit des Lebens finden, ja lebendige Pflanzen des Herrn werden, ihm zum Preise! Amen!

Christi Kreuz eine göttliche Notwendigkeit.

Jes 53 4—12.

Lektion: Matth 16 21—26. Kiel, 19. Februar 1899.

Unsere Betrachtung war in der Epiphanienzeit gerichtet auf die Gestalt Jesu und gliederte sich nach den beiden Gesichtspunkten, was diese Gestalt für sich bedeutet als Verwirklichung unserer Frömmigkeit und frommen Sittlichkeit im vorbildlichen Verkehr mit dem Vater und mit den Brüdern, und was sein Lebenswerk für uns bedeutet, sein Heilandswerk zu unserer Versöhnung. In beiderlei Hinsicht vollendet sich Jesu Leben erst in Leiden und Sterben, im Kreuzestod. So wollen wir denn in den beiden nächsten

Andachten das Kreuz Jesu betrachten und bedenken zuerst, was es für ihn selbst bedeutete, sodann, was es für uns bedeutet.

Auch hierfür suchen wir Klarheit im Alten Testament; denn Jesus selbst suchte sie dort. Und wie einst sich die Jünger nach seinem Tod am Fluchholz erst zurechtfanden, da sie ihn deuten lernten nach den Weissagungen des Jesaias von dem Knechte Gottes: „Mußte nicht Christus solches leiden und eingehen zu seiner Herrlichkeit?", so dürfen wir annehmen, daß Jesus Gottes Willen erkannte aus dem, das da geschrieben steht im Propheten Jesaias. Nun hat die geschichtliche Forschung zwar sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Prophet bei dem Knechte Gottes zunächst an den frommen Rest des Volkes dachte, nicht an den Messias. Aber wenn Jesus dies Kapitel las: mußte er nicht die bisher nie erfüllten Vorausſagungen auf sich deuten? Mußte er nicht darin das göttliche Gesetz für seinen eigenen Tod finden? In der That, wollen wir Jesu Todesgedanken uns vergegenwärtigen, so müssen wir ausgehen von dem Wort des Propheten, in dem er Gottes Willen und Auftrag fand.

Wir wollen heute vorweg betrachten, was das Kreuz für Jesus selbst in seinem Verhältnis zum Vater bedeutete, wie er es verstand und auf sich nahm als eine göttliche Notwendigkeit: „Des Menschen Sohn muß hingehen." Und zwar wollen wir dies „Muß" zunächst verstehen als die Vollendung seines Berufsgehorsams und sodann als die Erfüllung eines göttlichen Lebensgesetzes.

I.

Das ist zweifellos: Jesus ist mit Bewußtsein und Absicht den Todesweg nach Jerusalem gegangen. Dazu trieb ihn die geschichtliche Notwendigkeit.

Der Kampf mit den Führern des Volkes hatte seinen Höhepunkt erreicht; gleichzeitig war das Werturteil seiner Jünger über ihn zu voller Entschiedenheit gekommen; er war zum Stein geworden, daran die einen sich stießen, daran die anderen sich aufrichteten. Nachdem Jesus die Sendlinge von Jerusalem mit bitterem Hohn zurückgewiesen, das Bekenntnis des Petrus mit Dank gegen Gott angenommen hatte, drängte alles ihn zur Entscheidung in der Hauptstadt. In der verborgenen Grenzlandschaft hätte sich Jesus gewiß noch länger halten können und so der Entscheidung ausweichen. Aber nachdem er seinen Beruf bekannt hatte, bedeutete solches Ausweichen soviel wie Aufgeben des Berufs. Wollte er seinem Vater eine Gemeinde sammeln, wollte er das Kommen seiner Herrschaft auf Erden anbahnen, wollte er ein Feuer anzünden auf Erden, daran fort und fort Glut himmlischer Liebe sich entzündete — dann konnte er nicht mehr im Winkel bleiben. Er mußte hinaufziehen nach Jerusalem. Daß dort aber der Tod für ihn unvermeidlich sei, der Tod der Gotteslästerer, das mußte ihm der Vergleich seiner eigenen und der volkstümlichen Erwartungen vom Himmelreich und Messias zweifellos machen. Jerusalem konnte sich vor solchem Messias nicht beugen, er war ihm ein Aergernis. Und so eröffnete sich ihm denn die Perspektive des sicheren Untergangs als der einzige Weg, der vor ihm lag: „Des Menschen Sohn muß hingehen."

Diese geschichtliche Notwendigkeit nahm der Herr auf sich als des Vaters Willen. „Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut." Wir bewundern von Kind auf die Erfüllung dieser Weissagung in Christi Passion, aber doch meist so, als ob

das nicht anders sein könnte. Indem wir den Sohn Gottes ganz aus unserer Reihe herausstellen, zerstören wir die Wirklichkeit seines Ringens mit Gott und damit seine Vorbildlichkeit für unsere Kämpfe. Aber er empfand tief, wohl tiefer als wir, die Wirklichkeit, die schwere Wirklichkeit des Verzichts.

Wieviel lag für ihn schon in der Aussicht: „Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen." Ja, Jesus hatte das volle, freudige Lebensgefühl, das wir auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Lebenskraft haben; es war ihm ein Genuß, zu leben, zu wirken, alle die Lebensbewegungen durch seine Seele ziehen zu lassen, der vielgestaltigen Wirklichkeit seinen Stempel aufzudrücken, um dann ihr von sich aus neue Antriebe zu geben. Der die Frömmigkeit genossen hat, wie niemand vor ihm, er hat in allem Lebendigen Spuren gefunden des allgütigen Vaters, auf dieser Erde schon ein seliges Leben in der ewigen Gottesnähe, ein Leben, davon er nun losgerissen werden sollte.

Vor allem aber quälte ihn der Kontrast: „Man gab ihm bei Gottlosen sein Grab und bei Reichen, da er gestorben war, wiewohl er niemand Unrecht gethan hat noch Betrug in seinem Munde gewesen ist", der Kontrast zwischen der Reinheit seines Lebens und dem Fluchholz, daran man ihn schlagen würde. Seines Wertes vollbewußt, achtete er die Anerkennung, die Geltendmachung desselben für nichts geringes. Das um so weniger, als die Erfüllung seines Berufs wie jedes Berufs bedingt war von der Ehre, von dem Werturteil, das man mit seiner Persönlichkeit verband. Das Reich Gottes, das er bringen sollte, war doch zunächst nur in ihm da; starb er, starb seine Ehre, seine persönliche Ehre, so fiel es in sich zusammen. Wie sehr Jesus aber zu kämpfen hatte, offenbart am deutlichsten der Vorwurf,

womit er des Petrus Bitte, ſich zu ſchonen, abwies: „Du biſt mir ärgerlich.“ Er war ihm ärgerlich, war ihm ein Fallſtrick, der ihn zu verwickeln drohte in die bereits überwundene Todesangſt. Ja, unter Kampf und Widerſpruch und immer wieder neuen Anläufen beſiegte Jeſus die Anfechtungen wahrer Menſchlichkeit.

Zunächſt iſt aber dieſer Sieg aufzufaſſen als demütige Unterwerfung unter Gottes Willen und Auftrag: „Aber der Herr wollte ihn alſo zerſchlagen mit Krankheit.“ Jeſu größte Kraft war vielleicht ſein Wirklichkeitsſinn: in den geſchichtlichen Vorgängen ſelbſt, in den Geſchehniſſen des eigenen und des Volkslebens ſuchte er den Willen des Vaters auf; was alſo im Geſchichtsverlauf unvermeidlich, das war für ihn auch gottgeordnet. In dieſen göttlich geleiteten Geſchichtsverlauf ſtellte er ſich ſelber als dienendes Glied ein; ſeine Speiſe war die, daß er that den Willen des, der ihn geſandt hatte, und vollendete ſein Werk. So krönte der freiwillige Tod ſeinen Berufsgehorſam.

Gleichzeitig erfüllte er das Grundgeſetz wahrer Frömmigkeit: „wer ſein Leben“, ſein vereinzeltes, ſelbſtlebiges, „verliert“, verliert in den Notwendigkeiten des großen Geſamtlebens, „der wird es gewinnen“ als Leben in Gott und ſeinem Reich. So erreichte er das Ziel alles wahren Gebets: „In Gott ein froher Untergang“, auch im Sterben des Gewinnes an wahrem Leben gewiß.

II.

Aber dieſe Unterordnung unter Gottes Willen in der Geſchichte, zunächſt ein Untergang ſeines eigenen Willens, war doch mehr als Reſignation, als Verzicht in blindem Gehorſam; es war: „mit Gottes ew'gem Liede tiefſinnerſter Zuſammenklang“. Jeſus war nicht treu als ein Knecht, ſondern als der Sohn, der des Vaters Willen weiß: „Er iſt aus

dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat seines Volkes geplagt war."

„Um der Missethat seines Volkes willen" — so verstand Jesus das tiefste Gesetz der göttlichen Weltordnung: es giebt eine Gesamtschuld und eine Solidarhaft aller für die Sünden der einzelnen. Der prophetischen Stelle liegt eine gewaltige Auffassung zu Grunde von der Solidarität des Volkes, wo jeder Teil mit haftet für die Schuld des Ganzen. Gottes Gerechtigkeit sucht der Prophet nicht im Geschick der einzelnen, die bis ins dritte oder vierte Glied leiden unter der Missethat der Väter, sondern in der ganzen Kette des Zusammenhangs von Schuld und Strafe. Alle Schuld rächt sich auf Erden, nur nicht immer an dem einzelnen, der sie begangen hat, sondern an dem Lebenszusammenhang, in dem er steht. Habt ihr's noch nicht erlebt, daß thatsächlich der Gerechte am schwersten gedrückt wird von den Folgen der Gesamtschuld?

Muß nicht der beste Arbeitgeber, die beste Dienstherrschaft sich ebenso verketzert, mißdeutet, mißhandelt, ja im Stiche gelassen sehen von den Untergebenen, wie der, welcher durch herzlose Ausnutzung ihrer Arbeitskraft die Rebellion geradezu herausfordert? Ja, trifft der Zug der Unbotmäßigkeit, der Auflehnung, der durch alle dienenden Kreise zieht, nicht diejenigen am schwersten, die mit Ernst darauf bedacht sind, daß jede Arbeit ihren Lohn finde unverkürzt, daß der Mensch im Arbeiter geehrt werde?

Doch in dieser scheinbaren Ungerechtigkeit liegt die höchste Gerechtigkeit: die Frage, wie Schuld und Strafe sich verketten, ist nicht lösbar auf dem Gebiet des Einzellebens. Gewiß, alle Schuld rächt sich auf Erden, und das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Aber der Kreis, in dem sich dies Gesetz voll-

zieht, iſt weiter, als man gemeinhin denkt. Nicht bloß das kleine Stück des Teiches, darein ein Stein fällt, wird dadurch in Bewegung geſetzt; in weiten Kreiſen ſetzt ſich die Verſchiebung der Teile fort bis ans Ufer. Die Menſchheit, ein Volk, gar eine Familie, iſt ein Leib, deſſen Glieder organiſch mit einander verbunden ſind, darum auch ſolidariſch mit einander tragen, was das einzelne Glied an Ehre oder Schande auf ſich lädt.

Das Große an der Paſſion Jeſu iſt nun, daß er dies Geſetz der Wirklichkeit in ſeinen Willen aufnahm und ſo das, was der Menſchheit bis dahin ſo fern, ſo fremd geblieben war an dem menſchlichen Geſchick, ihr nahe brachte als die ſittliche Weltordnung des heiligen Vaters. Auch er empfand immer wieder das ſich Auflehnen der natürlichen Inſtinkte gegen dies Geſetz des Untergangs der Edleren durch die Gewalt der Sünde im Durchſchnitt, gegen das unſchuldige Leiden unter der Schuld anderer: er bat: „laß dieſen Kelch an mir vorübergehen“, er ſchrie: „warum, warum haſt du mich verlaſſen?“ Aber immer wieder fand er den Schluß: „Nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“ Es iſt dein heiliger Wille, der das frevelhafte Thun der Menge und der Herrſchenden zu ſeinem Werkzeug macht; ſie thun mir nur, was ſie thun dürfen. „Des Menſchen Sohn muß leiden um der Miſſethat des Volkes willen.“ So nahm er dem Tode den Stachel, dem Kreuz die Dornen. Er ſtarb nicht reſigniert einem widrigen Geſchick, er ſtarb dem heiligen Willen deſſen, der es ſo geordnet hat, daß wir einer des anderen Laſt tragen, jeder die Geſamtſchuld des Volkes.

Ach, wie viel leichter würde uns fromme Ergebung, ſtilles Tragen unverſtandenen Geſchicks, wenn wir mit Jeſu ſagen lernten: um der Miſſethat meines Volkes willen lad' auf, ich will's gern tragen.

Aber freilich, das ist nur die eine Seite des Erlösungsleidens. Die andere, wonach dies Leiden uns zu gut geschah, wollen wir in der nächsten Andacht bedenken. Heute aber dürfen wir schließen: fürwahr, er hat gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen. Amen!

Christi Kreuz unsere Erlösung.

Jes 53 4—12.

Lektion: Matth 20 20—22. Kiel, 1899.

Wir haben das letzte Mal den Leidensgang und Kreuzestod zu verstehen gesucht als ein göttliches Muß, das Jesus im Gehorsam gegen Beruf und Schickung Gottes auf sich nahm, dem er aber den Stachel nahm, da er in unschuldigem Leiden für das schuldige Volk eine heilige Gottesordnung erkannte. Schon so wäre das Kreuz Christi das höchste Erlebnis der Menschheit, die Vollendung des Lebens, darin unsere Religion und Sittlichkeit zuerst wirklich ward. Aber das war nur die eine Seite der Todesgedanken Jesu: was das Kreuz für Ihn bedeutete.

Die verlesene Lektion hat uns bereits vorbereitet auf die andere Seite: auch seinen Tod sieht er an als Liebesdienst für andere, ja als Erlösung für viele. Die wenigen Worte bilden zwar zusammen mit den Worten: „für euch gegeben", „vergossen zur Vergebung der Sünden" bei der Einsetzung des Abendmahls die einzigen Aeußerungen, die wir von Jesu selbst über seinen Opfertod für uns haben. Im übrigen besitzen wir nur Deutungen desselben aus Jüngermund. Natürlich haben sich damit die verschiedensten Auffassungen verbunden; wer will behaupten, daß er die

allein richtige besitze? Wenn nur jeder für sich die Gewißheit gewinnt: „für mich", „zur Vergebung meiner Sünden". Nicht um anderer Glauben und Denken über dies Geheimnis zu meistern, nur um zu helfen, an seiner Deutung sich klar zu werden über die eigene Auffassung, kann der Prediger bezeugen, was ihm das Wichtigste geworden.

Und da werden wir wieder am besten thun, uns zu orientieren an dem prophetischen Wort, in dem Jesus den Ratschluß seines Vaters erkannte. Wir haben daraus bereits das Gesetz des unschuldigen Strafleidens entnommen; wir wollen nun daraus erkennen, was dies Leiden uns erwirkt: unsere Erlösung, und zwar:

I. als Gericht über unsere Sünde und

II. als Befreiung von unserer Knechtschaft.

I.

„Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen; er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm — — der Herr warf unser aller Sünde auf ihn — — er hat sein Leben zum Schuldopfer gegeben." Das ist alles der eine, große Gedanke: sein Tod war ein Gericht über unsere Sünde.

Man nimmt Anstoß an dem Gedanken, daß Gottes Gerechtigkeit die Strafe auf einen anderen gelegt haben sollte, ja schon daran, daß die Sünde nicht ohne Strafe, ohne Rache sollte vergeben werden können. Es kommt mir aus der Gemeinde eine Flut sittlicher Zweifel entgegen, die allen Glauben an Jesu Opfertod zu verschlingen droht. In der That, widerspricht es nicht der sittlichen Weltordnung, wenn da in dem Zusammenhang von Sünde, Schuld und Strafe ein anderer für uns eintritt? In dem Sinne, daß

jeder die Folgen seiner Sünde, d. h. seiner Gottesferne und ungebrochenen Selbstwilligkeit, selber tragen muß, ist jener Einwand richtig. Denn die Folgen dieser Sünden sind eben innerliche: Mangel an Frieden, an Gottvertrauen, gutem Gewissen, an Selbstbilligung. Diese innerlichen Folgen bleiben auch dem einzelnen, bis ihre Ursachen beseitigt sind. Aber die äußerlichen Straffolgen, die sind allerdings nicht beschränkt auf den, der sie verdient; sie trägt der Unschuldige für den Schuldigen. Diese Folgen gehen über auf eine Kette zugehöriger sittlicher Existenzen, und der einzelne, der leiden muß, was er nicht verschuldet hat, darf wohl empfinden, daß anderer Strafe auf ihm liegt, ihre Strafe freilich ohne ihr Schuldgefühl.

Wer nun aber Anstoß nimmt an der Voraussetzung, daß Gott überhaupt der Rache bedürfe, der Genugthuung seines verletzten heiligen Willens, dem sei es zugegeben, daß Gott für sich persönlich auch ohne Genugthuung verzeihen kann, wie eine Mutter ihrem reuigen Kinde, ja wie der Vater im Gleichnis dem verlorenen Sohn. Aber wessen er nicht für sich persönlich bedarf, weil er barmherzig und gnädig ist, weil er eben der Vater ist, der mit mehr als Mutterliebe die Seinen trägt, darauf kann er nicht verzichten um seiner heiligen Ordnung willen.

Wir sind längst davon zurückgekommen, die Gerichtsstrafen wesentlich als Besserungs- oder Abschreckungsmittel anzusehen; wir achten sie als die unerbittlich sich durchsetzende Rechtsordnung selbst. Aber unsere Anschauung von Gottes Strafen ist noch immer so schwächlich sentimental. Obschon wir aus tausendfacher Erfahrung heraus nicht leugnen können, daß die wirkliche Weltordnung ein unverbrüchliches Nacheinander von Schuld und Strafe aufweist, wollen wir alle Zornesfalten wegplätten aus dem

Angesicht des Vatergottes, der doch nichts anderes ist, als der ewige Urheber seiner Weltordnung.

Der Schaden solcher schwächlichen, weichlichen Auffassung ist unberechenbar: sie nimmt alle sittliche Energie, nimmt auch dem Schuldgefühl und der Sehnsucht nach Versöhnung alle Energie. O laßt uns unsere Kinder erziehen im Aufblick zu dem heiligen, eifrigen Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat! Auch das Evangelium von der Liebe und Gnade des Vaters darf dies Gesetz der gerechten, heiligen Gottesordnung nicht aufheben. Gott darf nicht dies harte Nacheinander von Schuld und Straffolge lockern, um unsertwillen.

So verstehen wir denn, wie Jesus fühlen konnte: „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." Er faßte sein Todesgeschick nicht sowohl als eine Folge vereinzelter Sünde, der Verstocktheit, Selbstsucht, Lauheit seiner Richter und des Volks, sondern als eine Folge der Sünde, der Sünde aller.

Hatte er nicht recht mit dieser großen Anschauung? Waren es nicht die ewigen Grundformen aller Sünden, die in seinem Tode sich auswirkten, bei den Leidenden, Richtenden Ungehorsam gegen Wahrheit und Recht, gegen Gottes Wirklichkeit aus Selbst- und Weltsucht? bei den Geleiteten, Zuschauenden Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht aus Versunkenheit in die Welt, aus Verstricktheit in die Sinnlichkeit? War es nicht geradezu der Gipfelpunkt der Gottlosigkeit, der Gefühllosigkeit für das Heilige, Göttliche, was sich bei diesen und jenen kundgiebt, die völlige Hingenommenheit von den Interessen des Augenblicks, von den irdisch-sinnlichen Lebenswünschen?

Aber du willst nicht zugeben, daß deine Sünden ihn mit ans Kreuz schlugen? Du fassest, was Jesu geschah, noch

zu geschichtlich, als ein Drama zwischen ihm und seinem Volk. Lern' es doch persönlich fassen als ein Drama zwischen seiner göttlichen und der irdischen Menschheit, deren Glied du bist! Es sind doch lauter typische Figuren, die in jener Tragödie auftreten. Frage dich doch: Hätte ich nicht mitgethan mit den Herrschenden oder mit dem Volk, mit Pilatus oder mit Petrus? Und dann empfinde lebendig die Kette, die dich mit der schuldvollen Menschheit verbindet! Willst du dich außerhalb derselben stellen?

So vollzieht sich denn das Gericht, ja ein Schuldopfer für die Sünden der Welt. Es ist Christi einzige Größe, daß er unser aller Sünde auf sich fühlte, ja fühlen durfte in seinem schuldlosen Leiden. Spürst du nicht Gottes heilige Gerechtigkeit in seinem Kreuzestod? Erwacht da nicht in dir ein Trieb der Buße? Faßt dich da nicht dieser schuldvollen Menschheit Jammer an? Stimmst du nicht ein in das Bekenntnis unseres Dichters: „Ich hab' es selbst verschuldet, was du getragen hast"?

II.

„Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. und durch seine Wunden sind wir geheilt." Das ist erfüllt in Jesu Hingabe seines Lebens zu einer Erlösung, als Lösegeld für viele.

Aber da kommt wieder euer ernstlicher Anstoß: Lösegeld? Lösegeld an Gott? Braucht Gott ein Lösegeld? Ihr gebt mir vielleicht zu: Gottes sittliche Ordnung bedarf der Strafe, der spürbaren Folgen der Sünde; aber ihr mögt euch den ewigen Vater nicht vorstellen als einen Sieger, der den überwundenen Feind nur gegen Lösegeld losgiebt.

Nicht Gott bedarf des Schuldopfers, um gnädig sein zu können. Die vorchristlichen Religionen freilich kennen alle

— denkt nur an die Iphigenie auf Tauris oder Jephthas Tochter! — sie kennen alle dieses Einsetzen der Seele für die Seele, einer hervorragenden Seele für die Volksseele, um der göttlichen Rache zu genügen. Die sittliche, innerliche Religion Jesu weiß nichts von einer äußerlichen Satisfaktion der angetasteten Ehre Gottes. Würde Jesus am Ende seines Lebens die Notwendigkeit solcher stellvertretenden Genugthuung zur Entbindung der Liebe des Vaters von seiner zürnenden Gerechtigkeit betont haben, so würde er damit sein ganzes bisheriges Reden vom Vater in einem wesentlichen Punkte korrigieren. Denn in der Bergpredigt und in den Gleichnissen, zumal in dem vom verlorenen Sohn, hat er uns den Vater gewiesen, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, seine Gnadensonne über alle, die sich reuig zu ihm wenden; den Vater, der längst schon nach uns ausgeschaut hat, da wir noch ferne waren, der dem verlorenen Sohn entgegenkommt mit offenen Liebesarmen, ungehemmt von Bedenken der zürnenden Gerechtigkeit. Er nimmt uns die inneren Straffolgen der Schuld, das böse Gewissen, giebt uns Frieden und heilt unsere Verzagtheit; nichts steht störend zwischen dem reuigen Kinde und dem heiligen Vater, nichts als das eigene, trotzige und verzagte Herz des Sünders.

Seht, nicht Gott, wir bedürfen des Opfertodes Christi, um zur Gnade zu kommen, um glauben zu können an Gottes Liebe zu Sündern. Dazu hilft uns freilich schon das ganze Leben des Sünderheilands, darin wir fort und fort das Gnadenangesicht des Vaters aufgedeckt sehen, aus dessen zuversichtlichen Absolutionsworten: „Deine Sünden sind dir vergeben", „so verdamme ich dich auch nicht", wir die Gewißheit schöpfen: „Wohl dem Menschen, dem seine Missethat bedeckt, in des Geist kein Falsch ist." Aber überzeugender als sein Leben ist uns sein Tod, da er „Vieler

Sünde getragen hat und für die Uebelthäter gebeten": „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." So wird er uns Bürge göttlicher Verzeihung, sein Liebestod, darin sein Liebesleben endete, Unterpfand göttlicher Gnade: „Niemand hat größere Liebe, als daß er sein Leben lasse für seine Freunde."

Aber Jesu Tod ist uns noch mehr denn eine Bürgschaft, ein Unterpfand der Gnade, die selbst den Sohn für uns hingiebt in den Tod; er ist Erlösung, Lösegeld für viele. Denn er reißt uns thatsächlich los aus aller Sündenknechtschaft, macht uns thatsächlich zu freien Kindern seines Reiches.

Achten wir auf den tiefen Zusammenhang des Wortes: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." Was ist es anderes, davon es uns loszumachen galt, als die Selbstlebigkeit, die nur nach eigenen, selbstsüchtigen Zielen ausschaut, sich verliert in den eigenen Lüsten und Sorgen, die ziel- und zwecklos nach Launen jagt, höheren festeren Maßes ledig, der Hingabe an große, ewige Zwecke unfähig. Aus solcher Knechtschaft eigenen vergänglichen Strebens hat uns Jesu Tod erlöst, wenn nicht uns schon, so doch Millionen vor uns. „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." So wurde er der neue Mittelpunkt, darum erlöste Menschen fort und fort sich bewegen.

Ja, Jesu Kreuz ist der große Magnet, der die weit zerstreuten Atome, die unzähligen isolierten Existenzen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht, an sich und damit auch zu einander, sie bekehrt zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen und dadurch zu einander. So erfüllt sich die Verheißung: „Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben.

Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat." Ja, wie Paulus es ausdrückt: „So einer für alle gestorben ist, so sind sie wahrhaftig alle gestorben", sich selbst gestorben, um ihm zu leben.

Ein neues Leben, ein neues Gesetz hat er so in die Welt gebracht und mit seinem Bild in die Herzen geprägt: „So jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht, gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele." Wer dies Gesetz aufnimmt in seinen Willen, der ist erlöst von seiner Selbstsucht und wirkt weiter erlösend von dem Banne der Selbstsucht.

Aber freilich auch denen, die mit Herz und Willen ihrem gekreuzigten Heiland gehören, klebt immer wieder die alte Sünde an, wird ihr Rückfall zu schwerer Anfechtung, und so bleibt ihnen — dem einen mehr, dem anderen weniger, je nach Anlage des Gemüts — die Frage wichtig: wie kann ich der Gnade meines Gottes gewiß werden, wie kann und darf der Heilige mir Sünder gnädig sein?

Da tritt denn Jesu Tod als Bürgschaft ein. Wir dürfen uns trösten: Gott schaut mich in Christo an, dem Gekreuzigten, der Gehorsam und Liebe erfüllt hat, und vergiebt mir um seinetwillen alle meine Schuld. Die erlöste Menschheit, die in Christo, dem Gekreuzigten, ihren Anfänger und Vollender hat, die neue Menschheit, die mit ihm verwachsen, immer mehr in sein Wesen im Glauben hineinwächst, sie kann nur Gottes Wohlgefallen auf sich ziehen. Für den allwissenden Vater, der im Keime die Frucht, in der anhaltenden Richtung auf ihn das Hingelangen zum

Ziele vorausſieht, für ihn iſt wahrlich Chriſti vollkommener Gehorſam und vollkommene Liebe Unterpfand der Vollkommenheit derer, die mit Chriſto ſterben, mit Chriſto leben.

Seht, Gott kann uns um Chriſti willen, im Blick auf ihn barmherzig ſein, ohne ſeiner Heiligkeit, ſeinem ewig gleichen Maß der Gerechtigkeit etwas zu vergeben. Er ſchenkt uns Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit; er ſchafft aber auch in uns Ueberwindung der Sünde, Leben und Seligkeit. Darum, wenn wir zagen und fragen: kann uns Gott gnädig ſein? — dann laßt uns von uns weg auf den blicken, der der Anfänger und Vollender unſeres Glaubens ward, da er ſein Leben gab zur Erlöſung für viele.

Liebe Gemeinde, es iſt ein Großes, faſt zu viel, um es in kurzer Stunde zu faſſen und zu deuten, was der Inhalt der ganzen Paſſionszeit iſt. Darum mußte vieles nur angedeutet bleiben. Aber, mögen wir das eine oder andere nicht faſſen noch uns aneignen können — die Hauptſache bleibt, daß wir ihn faſſen, in Herz und Willen faſſen, ihn, der auch uns gemeint, da er Leib und Blut gab zu einer Erlöſung für viele. Darum wir unſere Andachten in dieſem Semeſter ſchließen und in die Paſſionszeit eintreten mit dem Gebet:

Herr, lehre uns, dein Leiden zu bedenken,
Uns in das Meer der Liebe zu verſenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Böſen
Uns zu erlöſen.

Amen.

Die Ueberwindung der Vorurteile gegen Christus.

Joh 1 43—50.

Kiel, 15. Januar 1900.

Das Johannesevangelium ist uns dadurch so besonders lieb, daß es uns so recht in das stille, intime Leben führt, nur innerste Beziehungen betrifft, an der äußeren Geschichtlichkeit, an der Bewegung der Massen achtlos vorübergeht, nur den innersten, tiefsten Querschnitt des Lebens bietet. Die äußere Situation wird uns nur mit wenigen andeutenden Strichen skizziert, damit der innere Vorgang einen Rahmen habe. Seltsam, daß moderne Maler, die eine ähnliche Tendenz haben, sich dieser zarten, reichen Stoffe nicht mehr bemächtigt haben.

So schildert das erste Kapitel eigentlich nur den Eintritt des Lichts in die Menschenwelt: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf; wie viele aber ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden." Das ist der kurze Inhalt dieses Kapitels. Unter den typischen Gestalten aber, die uns da als Vertreter ihrer Geistesart entgegentreten, ist für diese Gemeinde gewiß die anziehendste Nathanael. Wie der zum Herrn kommt, so möchten wir hoffen, daß viele seinesgleichen unter uns, die noch ferne stehen, nahe kommen.

Nathanaels Erlebnis soll uns heute Winke geben, wie Vorurteile gegen Christus überwunden werden können. Wir erfahren zuerst, was wir dazu thun können, dann, was die Nathanaels selbst dazu thun müssen, und endlich, was der Heiland dazu thut.

I.

„Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die

Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth. Und Nathanael sprach zu ihm: Was kann von Nazareth Gutes kommen?"

Nicht wahr, wie viele solche Nathanaelseelen sehen wir um uns, ach, in unserem Hause! Brave, strebende, redliche Seelen, die wir lieben, die wir vielleicht sogar über uns stellen, deren Gründlichkeit und Schlichtheit im Denken und Handeln wir bewundern, die wir mit Schmerz zurücklassen, wenn wir zur Kirche, zur heiligen Schrift und das heißt doch am Ende zu unserem Herrn uns wenden! Oder vermögt ihr das Vorurteil festzuhalten, als ob nur irreligiöse, hochmütige, selbstgerechte, innerlich leblose Leute ferne blieben vom Herrn und seiner Gemeinde? Ich weiß, wie manche in ihrer Glaubensgewißheit angefochten werden gerade durch den immer neuen Eindruck davon, daß viele der Besten, Strebendsten, Sittlichsten nicht mit ihnen gehen können.

Was sollen wir da thun? Das Nächste ist immer, daß wir ihnen bezeugen: wir haben den gefunden, der wie einst der Väter, so auch unser tiefstes Sehnen erfüllt hat. Es lassen es in der That viele unter uns an solchem Zeugnis fehlen, meist aus einer achtbaren Scheu vor Enthüllung ihres inneren Lebens und vor Eingriffen in das innerste Leben der anderen. So achtbar dies Schweigen ist, so giebt es doch Augenblicke, wo man es dem anderen, dem Gatten, dem Kinde, dem Freunde schuldig ist zu reden von dem Innersten, weil man sich sonst fremd wird und kalt an einander vorübergeht. Es handelt sich ja in unserem Text nicht um ein Heranziehen fremder Leute: Bruder führt den Bruder, Freund den Freund, Landsmann den Landsmann dem Herrn Christo zu. Auf Grund natürlicher Beziehungen schließt sich der höhere Bund. Und das ist nur natürlich. Soll der Freund, der Bruder, der Gatte, das Kind uns

kennen und verſtehen, ſollen ſie mit uns leben — dann müſſen ſie wiſſen, was uns Kraft giebt zum Tragen des Leids, zum Hoffen auf beſſere Tage, zur Beſcheidung in unſeren Lebensrätſeln, zum Schweigen bei anderer Unrecht: „Wir haben gefunden, der uns hilft und heilt.“

Und mehr als Bücher und Predigten wirken ſolche Zeugniſſe: „Wir haben gefunden.“ Dann verliert den anderen Chriſtus die Farbe einer bloßen Einbildung, eines Phantaſiegebildes. Unſere Zeitgenoſſen fordern Wirklichkeiten. Laßt ſie Chriſtus ſchauen als den, den ihr gefunden habt, der in euch wirklich und wirkſam iſt! Wenn ſie nur erſt einmal es erlebt haben und zugeben, daß er eine Rolle ſpielt in eurem Leben, dann tritt er für ſie aus dem Nebel der Vergangenheit in das Tageslicht der Gleichzeitigkeit, der Gegenwart.

Aber freilich, damit iſt's meiſt nicht gethan. Wie viele unter uns wiſſen zu klagen, daß ihr Zeugnis einem ſtarken Zweifel begegnet: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“

Wir wiſſen nicht ſicher, weshalb gerade von Nazareth nichts Gutes erwartet ward. Vielleicht, weil es im Alten Teſtament nicht vorkommt, von den Propheten nicht genannt wird, im Winkel des von den Juden weniger geachteten Galiläa lag, weil dort unwiſſende, unſittliche Leute wohnten? Wie dem auch ſei, ſo offenbart ſich in der Frage die Macht der Vorurteile, in deren Bann ſelbſt Nathanaelſeelen liegen. Sie erwarten das Gute, das Heil von einer anderen Seite, von ſtaatlicher, wirtſchaftlicher, wiſſenſchaftlicher, künſtleriſcher Seite, oder von einer Größe, die im Leben der Gegenwart alsbald durchſchlagend wirkt, das Ideal zur Wirklichkeit macht für weite Kreiſe. Die Jahrhundertbetrachtungen konnten ſo recht darüber belehren, warum unſer Herr Chriſtus auch

den Beſten unſerer Zeit eine vergangene, verblichene Größe geworden iſt, von der ſie nichts Entſcheidendes erwarten. In der Fülle von beherrſchenden Kulturintereſſen verliert der ſtille, innerliche, weltfremde Jeſus von Nazareth ſein Anſehen.

Was ſollen wir nun thun, wenn unſer Zeugnis ſolchem grundſätzlichen Zweifel, ſolchem Vorurteil begegnet? Philippus disputiert nicht mit Nathanael, widerlegt nicht, weder mit Schärfe noch mit Vernunftgründen, das vermeintlich vernünftige Vorurteil; er verweiſt den Zweifler von der bezeugten Erfahrung, die er bezweifelt, auf die eigene, perſönliche Erfahrung: „Komm und ſieh!“ Das bleibt das einzige, nicht bloß das beſte Heilmittel ſolcher vorgefaßten Vorurteile.

In unſerer Zeit der Technik, der Experimente, der empiriſchen Forſchungen hilft uns naturgemäß nur Erfahrung, eigenes Experiment. Am wenigſten helfen Vorwürfe, Vorhaltungen, Entrüſtungen. Denn ſind jene Zweifel und Vorurteile redlicher Art, glaubt ſich das Denken dazu genötigt durch die Folgerichtigkeit ſeiner Schlüſſe, oft auch durch den Verdacht, daß bei uns der Wunſch der Vater des Gedankens, das Herz der Tyrann über die Logik ſei — dann verbittern jene moraliſchen Vorhaltungen nur. Ach, daß wir gerechter und ruhiger würden über die Zweifler! Daß wir ſie, ſtatt ihnen zuzureden, uns armen, ſchwachen, fehlſamen Zeugen Chriſti zu glauben, ſtill und ſtetig verwieſen auf die perſönliche Erfahrung! „Komm und ſieh!“ — überzeuge dich ſelbſt! „Nimm und lies!“ — lerne ihn kennen in dem Buch, das auf jeder Seite von ihm zeugt!

Wenn aber ſolch Mahnen nicht hilft, dann laßt uns Gott bitten mit ernſtlichem Gebete, daß er, ſein heiliger Geiſt, ihnen das Herz aufthue, damit ſie acht haben auf die Lebenszeugniſſe des Herrn!

II.

Freilich müssen wir uns auch klar darüber werden, daß wir zwar „nicht durch eigene Vernunft noch Kraft“ an Jesum als unseren Herrn glauben oder zu ihm kommen können, aber auch nicht ohne oder gar gegen unseren Willen. So fern wir davon sind, unseren Freunden, Brüdern, Volksgenossen einen moralischen Vorwurf zu machen, daß sie unseren Jesum nicht kennen, so müssen wir doch von ganzem Herzen beklagen, daß so wenig Wille und Geneigtheit herrscht, ihn kennen zu lernen.

Nathanael kommt und sieht. Er ergiebt sich zwar nicht voreilig, er weist aber noch viel weniger die Zumutung zurück, persönliche Erfahrung zu machen. Das liegt auch in dem anerkennenden Ausspruch Jesu: „Siehe ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist!“ Er erkennt jenen Zweifel als ehrlich an, weil er von redlichem Suchen und Wollen der Wahrheit begleitet ist. „Israeliter“, das ist der Ehrenname derer, denen die Verheißungen geworden, die fragen nach dem Gott des Heils. Jesus will sagen: im Unterschied von seinen Volksgenossen, die vom Dämon der Lüge besessen, das helle Licht nicht sehen wollen, das in Jesu erschien, bemüht dieser sich aufrichtig und ehrlich um die Wahrheit. Er zweifelt, weil er *muß*, er *will* aber nicht zweifeln; darum verschließt er sich nicht der Gelegenheit, sich eines besseren zu überzeugen.

Ist das nicht das Schwerste, darunter wir seufzen, daß so wenige unserer zweifelnden Volksgenossen es der Mühe wert erachten, zu kommen und zu sehen, zu nehmen und zu lesen? *Unser* Zeugnis wollen so viele nicht als unbefangen gelten lassen, und *selber* sich überzeugen mögen sie nicht.

Sie haben so unendlich viel zu sehen in unserer Zeit. Wie wir gestern hörten, ist die Masse dessen, was man

ſehen kann, wenn auch nur durchs Mikroſkop, unendlich gewachſen. Da entwöhnt man ſich des forſchenden Blickes in die eigenen Tiefen. Es giebt ſo unſagbar viel zu leſen; die Weihnachtstiſche brechen bald unter den Büchern, die jeder Gebildete geleſen haben ſollte. Wie kann man da Zeit finden für das Leſen dieſer altbekannten, geläufigen Geſchichten?

Wir gewöhnen uns unſererſeits immer mehr das Aburteilen über Unkirchliche ab; wir ſind gern bereit, die Fehler der Kirche und der Verkündigung Chriſti einzugeſtehen zu ihrer Entſchuldigung. Wir ſuchen ihre Intereſſen in uns aufzunehmen, das naturwiſſenſchaftliche, das der Weltgeſchichte, der Politik und Volkswirtſchaft. Aber wem von dieſen führenden Geiſtern kommt es je in den Sinn, den Jeſus verſtehen zu wollen, von dem doch einmal unſere Zeitrechnung datiert, ſich klar zu werden darüber, was uns ſeltſame Leute dazu bringt, an dem veralteten, einſeitigen, weltfremden Jeſus von Nazareth unſere tiefſte Freude zu haben?

In der That, wie es Jeſu ging, ſo geht es noch heute denen, die von ihm zeugen: „er kam in ſein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Und am Ende müſſen auch wir, in unſer Volksleben, ſonderlich der oberen Kreiſe blickend, uns erinnert fühlen an den ergreifenden Chor: „Jeruſalem, Jeruſalem, die du töteſt die Propheten und ſteinigeſt die zu dir geſandt ſind, wie oft habe ich euch verſammeln wollen . . . und ihr habt nicht gewollt!“ Ja, nicht gewollt! Wie ſoll ſich aber Jeſus an ihnen bezeugen, wenn ſie nicht einmal kommen, um zu ſehen, nicht nehmen, um zu leſen?

Was ſollen wir da thun? Nun, wir können nur bitten, daß der Herr, ſein heiliger Geiſt, ihnen das Herz berühre,

so daß sie acht haben auf sein Wort, daß er in ihnen erwecke ein aufrichtiges, heiliges Verlangen, das sie über alle Vorurteile hinweg treibe zu kommen, um zu sehen, zu nehmen, um zu lesen.

III.

Dann, des sind wir gewiß, wird Jesus den Rest thun. Davon redet die nun kommende Kirchenzeit. Was uns diese heutige Stunde sagen sollte, ist wesentlich die Erinnerung an das Wort: „Komm und sieh!" Denn „was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Unserer nach außen lebenden, zur Herrschaft drängenden Zeit, dem kommenden Jahrhundert das heilige Erbe des lebendigen Herrn zu übermitteln durch Zeugnis und Fürbitte, das ist unser christlicher Beruf. Wir nehmen ihn mit neuer Freudigkeit auf und bitten Gott: Ach, Herr, thue du die Herzen unseres Volkes, auch seiner Gebildeten auf, daß sie sehen ihren Schaden und dein Heil, damit sie kommen und sehen die Herrlichkeit Jesu! Amen.

Die Liebe Christi.

Joh 13 1—15.

Lektion: I Kor 13 1—8. Kiel, 25. Februar 1900. (Semesterschluß.)

Wer empfindet nicht die innige Verwandtschaft des hohen Liedes der Liebe mit unserer Erzählung? „Wie er geliebet hatte die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende." So offenbarte Jesus zuletzt seine Liebe in ihrer Vollkommenheit. Und die vollkommene Liebe preist der Apostel, die Liebe, die alles umspannt und nichts

ausläßt, die nimmer aufhört. Es iſt der Text zu unſerem Bilde; die Beſchreibung des Apoſtels paßt allein auf die Liebe Chriſti.

Wir gehen nun wieder auseinander, nachdem wir in wenigen kurzen Stunden der Andacht unſerem akademiſchen Leben ſeinen feſten Grund und Halt am Ewigen zu geben verſucht haben. Der Inhalt unſerer Verkündigung ſollte nichts anderes ſein als Verehrung Jeſu. Wenn ſie euch beſtärkt oder ermutigt hat, zu Jeſu zu kommen, euch von ihm erfaſſen und lieben zu laſſen, hat ſie genug gethan. Ich las geſtern in einem Lebensbild eines ſtillen Gelehrten, wie er durch ſeine Studien allmählich abkam von ſeinem ſchlichten, rechtgläubigen Väter- und Kinderglauben, gegen Ende ſeines in der Tiefe forſchenden Lebens aber den Weg zurückfand zum Glauben, allein durch die Heldenverehrung für den Menſchenſohn, durch ſeine Perſönlichkeit zu ſeinem Werk. Ach, möchte doch ſein Bild auch uns erfaſſen und uns nach ſich geſtalten.

Wir wollen zu reden verſuchen in dieſer Scheideſtunde von dem Höchſten, von der Liebe Chriſti, damit er auch uns geliebt, dadurch er uns ins Reich der Liebe gezogen hat. Unſere Erzählung iſt ſo reich an Beziehungen, daß es nicht möglich iſt, ihr völlig gerecht zu werden. Die ſymboliſche Handlung deutet Jeſus ſelbſt aber in doppelter Richtung; zunächſt: „Ein Beiſpiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe"; — das iſt das Nächſtliegende. Dann aber giebt er dem Symbole noch eine tiefere, ſpeziellere Deutung: „Werde ich dich nicht waſchen, ſo haſt du kein Teil an mir." Es iſt die Liebe Chriſti, die uns dringen ſoll zu gleicher Liebe, die uns aber erſt dann dringen kann, wenn wir uns von ihr haben lieben und reinigen laſſen.

I.

„Die Liebe Chriſti dringet uns alſo.“ Faſſen wir zunächſt die charakteriſtiſchen Züge des Berichts ins Auge.

Feierlich führt uns der Text in den höchſten Moment des Lebens Jeſu ein, da der Gegenſatz, in dem ſein inneres zum äußeren Erlebnis ſtand, ſeinen Höhepunkt, der Knoten ſeine Schürzung erfuhr. Es war in der Zeit, da Jeſus erkannte, daß ſeine Stunde gekommen war zum Leiden, daß ſchon der Teufel dem Judas Iſchariot ins Herz gegeben, daß er ihn verriete, — da war ſein Herz nicht erfüllt von Bitterkeit, von herbem Schmerz, von eigener Sorge, von Sorge um ſein Werk; hinter dem Leiden ſah er die Herrlichkeit des Vaters, hinter dem Verrat des einen den Gewinn der vielen: „Da wußte Jeſus, daß ihm der Vater hatte alles in ſeine Hände gegeben und daß er von Gott gekommen war und zu Gott ginge.“ Ein wunderbares Bild der Erhabenheit über Raum und Zeit, des Lebens in Zukunft und Ewigkeit mitten in dem zermalmenden Gang der Gegenwart.

Der es uns geſchildert hat, will dadurch uns recht zur Empfinduug bringen, wie allein ſolche innere Hoheit, ſolche von der Gemeinheit der Menſchen, von der Tragik des Lebens ungebrochene Kraft der Perſönlichkeit ſich alſo erniedrigen kann. „Stund er vom Abendmahl auf, legte ſeine Kleider ab und nahm einen Schurz und umgürtete ſich. Darnach goß er Waſſer in ein Becken, hub an den Jüngern die Füße zu waſchen und trocknete ſie mit dem Schurz, damit er umgürtet war.“

Manche haben an dieſem Bericht Anſtoß genommen: er ſei theatraliſch, übertrieben, geſucht. Aber ſie vergeſſen, daß einmal das Waſchen der Füße im Orient ein regelmäßiger Teil der Gaſtfreundſchaft war, freilich von Haus-

ſklaven geübt; dann aber auch, daß die Orientalen es lieben, draſtiſche Bilder zu geben zu tiefer Einprägung neuer, paradoxer Wahrheiten. Den Jüngern war der Vorgang äußerlich nicht anſtößig, weder das Koſtüm noch die Arbeit des Sklaven; nur daß Jeſus es verrichtete, befremdete ſie.

Ja, Jeſus erwählte ſich den niedrigſten Sklavendienſt, der den Diener unter die Füße des Gaſtes ſtellte; kein Wunder, daß Simon Petrus ausruft: „Herr, ſollteſt du mir meine Füße waſchen?“ Aber erſt, nachdem Jeſus ſein Werk vollbracht hat, deutet er es: „Was ich thue, weißt du jetzt nicht; du wirſt's aber hernach erfahren.“ Und Jeſus führt ſein Werk zu Ende; feierlich, umſtändlich, wie der Bericht begonnen, ſchließt er auch: „Da er nun ihre Füße gewaſchen hatte, nahm er ſeine Kleider und ſetzte ſich wieder nieder und ſprach abermals zu ihnen: wiſſet ihr, was ich euch gethan habe? Ihr heißet mich Meiſter und Herr und ſaget recht daran; denn ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meiſter, euch die Füße gewaſchen habe, ſo ſollt auch ihr euch untereinander die Füße waſchen. Ein Beiſpiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: der Knecht iſt nicht größer denn ſein Herr, noch der Apoſtel größer denn der ihn geſandt hat.“

„So ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeid ihr, ſo ihr es thut.“ Dies Bild alſo ſoll vor ihrer Seele ſtehen bleiben: die Umkehrung des Verhältniſſes des Herrn zum Knechte. „So nun ich, euer Herr und Meiſter, euch die Füße gewaſchen habe, ſo ſollt ihr euch auch untereinander die Füße waſchen.“

Der Apoſtel Paulus bietet uns im 1. Briefe an den Timotheus (5 10) das Idealbild einer dienenden Witwe aus der alten Chriſtenheit: „So ſie gaſtfrei geweſen iſt, ſo ſie der Heiligen

Füße gewaſchen hat, ſo ſie den Trübſeligen Handreichung gethan hat, ſo ſie allem guten Werk nachgekommen iſt.“ Es iſt klar, die Fußwaſchung iſt zum Ausdruck einer grenzenloſen Gaſtfreundſchaft geworden, zur Probe des demütigſten Dienſtes in der Gemeinde, eines Dienſtes, der ſich nicht das Geringſte zu vergeben fürchtet, wenn er die anderen über ſich ſtellt. Beachtet es! Die chriſtliche Liebesthätigkeit erweiſt ſich da als Aufopferung der Perſon, als ein Bezahlen mit der Perſon. Solche Witwe ſtellte ja dem Gaſt nicht den Sklaven zur Verfügung, der das Werk verrichten ſollte, ſie ſtellte ſich ſelbſt in den niedrigſten Dienſt. So iſt chriſtliche Bruderliebe nie befriedigt, wenn ſie Mittel und Sachen nur opfert; ſie will und muß ſich perſönlich opfern. Denn ihr Nerv iſt die liebende Ehrfurcht vor denen, die ſie umfaßt. Es iſt ja Bruderliebe. Wie Jeſus die Seinen geliebt hatte, ſo ſollen wir die Unſeren lieben. Kein Gefühl, ſich wegzuwerfen, kann da aufkommen, wo man die Perſönlichkeit, das Herz, das Gottesbild erfaßt, das in der niederen Hülle des Bruders ſteckt. Das, meine Lieben, iſt das Geheimnis der chriſtlichen Liebe: dies Suchen, Glauben, Taſten nach dem Ewigen im Nächſten. Sie iſt gehalten und getragen von Ehrerbietung; darum kann ſie ſich völlig hingeben und opfern, denn ſie ordnet ſich dem Göttlichen, das in ihm iſt, unter und findet ihr eigenes ewiges Teil im Nächſten wieder. Darum kann ſie ſelig ſein in ihrer That.

Doch wir dürfen nicht ſtehen bleiben bei dieſer werkthätigen Liebe; ſie iſt ja nur der äußerſte Ausläufer der Liebesgeſinnung, die unſere Erzählung verſinnbildlicht: „Ein Beiſpiel habe ich euch gegeben.“ Nicht wahr, was iſt das ganze Leiden Jeſu anders, als ein großer Rollentauſch? eine große Stellvertretung? „Des Menſchen Sohn iſt nicht

gekommen, daß er ſich dienen laſſe, ſondern daß er diene und gebe ſein Leben zu einer Erlöſung für viele." O möchten wir uns in dieſer Paſſionszeit wieder ergreifen laſſen von dieſer Liebe Chriſti, die ſo heilig und hoch war in ihrer Erniedrigung, ſo reich in ihrer Armut, ſo ſieghaft in ihrem Untergang, von dieſer Liebe, die alles gewann, da ſie alles verlor, die zu Gott ging, da ſie ihr Leben hingab für die Sünde der Welt!

Aber ſolche Erlöſerliebe ſoll auch unſer Teil werden: auch wir ſollen nicht mehr uns ſelber leben, ſondern für und in anderen. Aber wie viele gläubige Chriſten giebt es, die mehr noch als Ungläubige ſich ſelbſt leben! Es hat ein einfacher, treuer Mann einmal das Wort geprägt: „himmliſcher Egoismus." Das iſt Selbſtſucht, die zwar nichts Irdiſches, aber den Himmel nur für ſich beanſprucht und ſelig iſt, wenn ſie ſich mit Jeſu vor der Welt verſchließt. Aber er kennt uns nur an der Liebe, die ſeiner Liebe Frucht, und die Seligkeit, das Glück, das er uns bietet, finden wir nur im Nächſten. Auch uns gilt jener Rollentauſch, dabei man arm wird, um andere reich zu machen. Das iſt die Ehre der Helden des Lebens, daß ſie möglichſt vielen dienen dürfen; das giebt dem einzelnen Leben Wert, wenn es ſich verliert im Leben des Ganzen. (Carlyle.)

II.

So lieben kann aber nur, wer gelernt hat, ſich lieben zu laſſen. Das lehrt uns die Epiſode mit Petrus. Verſuchen wir ſie in Kürze zu verſtehen!

Wir begreifen ja wohl das erſtaunende, abwehrende: „Du mir?" Aber was dahinterſteckt, wird vom Herrn erkannt. „Werde ich dich nicht waſchen, ſo haſt du kein Teil mit mir." Petrus hat in der That noch keinen wirklichen

Anteil an Jeſu innerſtem Leben; er hat noch nicht erfaßt das Geſetz ſeines Lebens, er hat noch nicht geſpürt den Pulsſchlag ſeines Herzens, ſonſt könnte er ſich nicht wundern über dieſe That, ſonſt würde das Bild ſich ihm von ſelber deuten als Symbol der dienenden Liebe, die groß gerade iſt in Niedrigkeit. Und das müſſen wir uns einprägen: man mag noch ſo zuverſichtlich glauben an Jeſu Gottheit — hat man ſeine Erhabenheit nicht erkannt in ſeiner niedrigen Menſchheit, ſo war die Predigt vom Kreuz umſonſt.

Aber warum erkennt Petrus dies Geſetz nicht? warum wehrt er ſich gegen ſeine Anwendung? Er ſelber wähnt, aus Demut und Beſcheidenheit Chriſti Dienſt und Niedrigkeit abzuwehren. Aber es iſt jene ſtolze Demut, die ſich nicht beugen, nicht lieben, nicht helfen laſſen kann. Das iſt der uns ſo ſympathiſche Petrus, der, ſolange er jung war, ſich nicht gürten laſſen wollte, ſondern ſelbſt gürtete und wandelte, wo er wollte (Joh 21 18), bis er nach ſeinem tiefen Fall ſeine Hände ausſtreckte und ſich helfen ließ. Dann erſt ward er ſtark in Liebe Chriſti. O, wie menſchlich, wie natürlich iſt das! Iſt nicht ſchwerer noch für einen männlichen, jugendfriſchen Sinn, ſich lieben zu laſſen als zu lieben, ſich helfen zu laſſen als zu helfen? Jeſus ſagt zwar: „geben iſt ſeliger als nehmen“, aber nicht: geben iſt ſchwerer als nehmen. Kennt ihr nicht vortreffliche, tüchtige, liebevolle Charaktere, denen doch die Liebenswürdigkeit abgeht, ſich lieben, beſchenken, bedienen zu laſſen, anderen das Gefühl zu geben, daß ſie ihrer bedürfen? Aber in dieſer einſeitig gebenden, beglückenden, begönnernden Liebe ſteckt noch ein Reſt von Selbſtgefälligkeit. Demütige Liebe beginnt erſt da, wo man ſich hat lieben, helfen, dienen laſſen — denkt an Jeſu Salbung! — und nun in wechſelſeitige Dienſtbarkeit eintritt.

Wollen wir alſo uns erfüllen laſſen von der Liebe Chriſti, ſo müſſen wir Teil bekommen an ſeiner Liebe zu uns. Und das iſt eben die Lehre unſeres Textes: „Ich geb' mich hin dem reinen Triebe, damit ich ſelbſt geliebet ward.“ Es giebt viele großmütige, ſtarke Liebe, die ſich aufreibt im Dienſte des Volks und der Nächſten. Aber wie ſelten iſt jene ſelbſtverſtändliche, anſpruchsloſe, einfältige Liebe, die die rechte Hand nicht wiſſen läßt, was die linke thut! Das aber iſt erſt die wahre chriſtliche Liebe, die ſich anderen unterordnet, ohne daß es die anderen beſchwert, ohne daß es ſie und uns ſelbſt bedrückt oder entehrt. Getrieben von der Liebe, die unſer Herz bezwang, werden wir natürlich in der Liebe, einfältig im Dienſt. Das iſt erſt die Liebe, die nicht das Ihre ſucht, die alles glaubt und hofft.

Und nun noch eines! Ich kann's nur andeuten. Als Petrus im Uebereifer dem Herrn alle erreichbaren Teile ſeines Leibes darbietet — wieder nach der anderen Seite ohne Maß —, da antwortet Jeſus: „Wer gewaſchen iſt, bedarf nur, daß er die Füße waſche. Denn er iſt ganz rein.“ Was will das heißen? Wer einmal von Jeſu völlig überwunden und gewonnen iſt, der bedarf noch einer täglichen Reinigung wie vom Staub der Landſtraße, von den Spritzern, die die Welt auf die Seele ſpritzt. Solche Reinigung bedeutet für uns das Sichverſenken in Jeſu Bild. Der Umgang mit den Menſchen, ihrem Undank, ihrem Unverſtändnis, ihrem Dutzendſinn kann ſo leicht unſere Liebe ankränkeln, unſeren Liebesdrang ſchwächen. Da gilt es, immer wieder zu Jeſu zu kommen, damit er uns reinige von der Luft und Sinnesart der Menge, damit er unſer Herz neu weihe zu der Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet, die nimmer aufhört.

Ach, daß wir uns lieben ließen von ihm als die Seinen, daß dieſe heilige Paſſionszeit uns ganz hineinzöge in ſein

Lieben! Sein Kreuz ist aller Liebe Quellort. Darum schließen wir:

Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart,
Ich geb' mich hin dem reinen Triebe, mit dem ich selbst geliebet ward.
Ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken.

Amen.

Christliche Teilnahme.

Röm 12 15 16.

Lektion: Apostelgesch 10 36—38. Kiel, den 20. Januar 1901.

Als wir in diesen Tagen das Fest des 200jährigen Bestandes des preußischen Königtums begingen, da wurde von dieser Stelle aus die stete Verbindung geschichtlicher Treue und Stetigkeit mit gesunder Fortschrittlichkeit als ein hervorragendes Kennzeichen dieses Königtums gefeiert, zu den neuen Aufgaben aber, die das altgefestete Wesen auf sich nehmen müsse, die Heranziehung der Massen des Volkes zu freudigem Dienst am Ganzen gerechnet. Und wenn wir überhaupt in unserem öffentlichen Leben wieder stärker an die noch ungelösten Pflichten des sozialen Friedens gemahnt sind, so mag solche Anregung auch in unsere andächtige Betrachtung eingehen. So sehr man in der letztvergangenen Zeit das christliche und soziale, das sittliche und politische Leben in ihren Zielen und Mitteln unterscheidet — darüber sind wir wohl alle einig: die Kraft, in diesen Kämpfen zu siegen, ohne daß Unterdrückte seufzen, kann unser Staat nur dann beweisen, wenn eine große Klasse für sich unbeteiligter Bürger am sozialen Frieden mitarbeitet mit jener religiösen und sittlichen Hingabe an „die da unten", welche eine Frucht christlicher Gesittung ist.

Nicht als auf ein soziales Gesetzbuch wollen wir achten auf das Neue Testament; aber wir wollen daraus schöpfen, was am Ende aller sozialen Arbeit Antrieb und Kraft der Erfüllung giebt: jene Gesinnung, die ebenso im täglichen, nahen und stillen Verkehr des Hauses wie in dem öffentlichen Leben die Dienstwilligkeit nährt. Wir hören heute, was der Apostel schreibt von der christlichen Teilnahme: Röm 12 15 16.

Wir wollen reden von der christlichen Teilnahme, und zwar dem Texte folgend,

I. worin sie sich zeigt,

II. woraus sie fließt.

I.

„Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden." So äußert sich christliche Teilnahme, die Freude verdoppelnd, den Schmerz halbierend. Und wir wollen es genau fassen: der Apostel begnügt sich nicht mit der stillen, innerlichen Sympathie, er fordert sinnlichen Ausdruck derselben: Fröhlichkeit, Weinen, spürbare, sichtbare Teilnahme!

Daß wohlthuende Freundschaft eben hierin besteht, ist wohl allgemeine Annahme. Das Wohlthuende liegt in der Wertschätzung, die sich in solchem Nachgehen ausspricht. Wir sind, zumal in schwerem Leid, zwar sehr empfindlich gegen konventionelle Teilnahme aus der Ferne, gegen ihre banalen Redensarten und ihren unseren Schmerz einebnenden Vergleichungen mit eigenem Schmerz, zumal wo solche Kondolenz sich alsbald über uns ergießt; aber wir sind umso empfänglicher für Thränen, die ohne Worte für unser Leid fließen, ein Zeugnis von dem Eingehen auf das, was uns teuer ist. Daß ein anderer hingenommen ist von unserem Kummer, das ist das Tröstende. Und nicht minder wohlthuend ist die bewegte, jubelnde Mitfreude an unseren

großen Freuden, besonders wenn sie von solchen ausgeht, die selbst in ganz anderer Lage sind. Denn wir wissen es und spüren es, wie ganz da das eigene Ich mit seiner Enge zurückgelassen sein muß, um so eingehen zu können in unsere Freude. In der That erfordert solche Mitfreude, soll sie nicht gezwungen sein, ein viel höheres Maß der Selbstverleugnung, des Stehens über sich selbst, als das Mittrauern; der unvermeidliche Vergleich des eigenen Leides mit dem Glück der anderen berührt so leicht die tiefsten Wunden.

Doch es handelt sich nicht immer um die großen Erregungen des Lust- und Leidgefühls. Das Leben ist vielmehr aus Kleinigkeiten zusammengesetzt. Und wie viele, die es leicht finden, in großen Momenten großmütig und teilnehmend zu sein, sind den kleinen Momenten nicht gewachsen! Da hat man seine Seele nicht unter Kontrolle. Da brechen dann die Launen und Verstimmungen ungehemmt hervor und verlangen, daß die Umgebung dazu stimme. Das aber ist erst ein wahrhaft liebenswürdiger Charakter, der auch in dem kleinen täglichen Verkehr den eigenen wechselnden Erregungen so frei gegenübersteht, daß er sofort in die der anderen einzugehen vermag. Zumal unsere Kleinen erwarten mit Recht solch ein Mitmachen ihrer kleinen Freuden und Leiden. Eine präokkupierte, stets von anderen Gedanken in Beschlag genommene Mutter versäumt gar viel! Ist es nicht das ergreifendste Zeugnis christlicher Bildung, wenn ein Dickens in den Zeiten tiefsten Kummers des Nachts aufsteht und die Menuetts übt, die er vergessen zu haben fürchtet, um seinen Kindern die Freude nicht zu trüben? In solchen kleinen Zügen liegt oft mehr als in großen Momenten.

Allein die Mahnung des Apostels bezieht sich nicht bloß auf unsere Privatbeziehungen; sie soll auch unser

öffentliches Leben, unsere Beziehungen von Klasse zu Klasse bestimmen. Daß wir gegenseitig sympathisieren lernen mit den Freuden und Leiden der anderen Klasse, das ist ein Hauptfaktor des sozialen Friedens. Das ist soziale Gesinnung, wie sie am Ende zugleich doch christliche Gesinnung ist.

Es genügt nicht der kalte Standpunkt politischer Berechnung, die kühle Zubilligung gerechter Forderungen. Unsere soziale Arbeit muß getragen sein von mehr Herz fürs Volk, mehr teilnehmendem Eingehen auf seine Beschwernisse, mehr Herzensverständnis für manche, auch unvernünftige Forderung. Es spricht sich gewiß viel Unvernunft und Phantastik, auch viel niedrige Begehrlichkeit aus in jenen ungeduldigen Notrufen, aber umso tiefer sollte unsere Teilnahme gehen, eine Teilnahme werden mit der Befangenheit und Enge des inneren Lebens, in der das Proletariat gefangen sitzt. Es hat es fast jeder erlebt, der nach Pauli Rat geweint hat mit den Weinenden, sich völlig eingelassen hat auf die Denk- und Empfindungsweise der Unzufriedenen, daß er sich an die Brust schlug: dächte ich wohl anders, wenn ich da unten wäre? Ja, versäumen wir nicht die Gelegenheiten, wirklich einzugehen in die Not und Beschwernis, in die Lebensluft der Unteren! Das wird uns zur That, zur Mitarbeit führen, zum Dringen auf Reformen, zumal im Wohnungswesen. Wenn solche soziale Gesinnung in den führenden Kreisen sich verbreitet, dann muß eine neue Zeit der Sozialpolitik kommen, von der wir auch eine neue Festigung unseres Königtums erwarten.

Nicht unwichtig ist auch das Sichfreuen mit den Fröhlichen in den anderen Klassen; ach, wir sind oft so unverständig, ihnen unsere Freuden zuzumuten! Wir sind oft so teilnahmlos für die kleinen Freuden, die auch der Aermste

braucht! Wir beklagen uns, wenn wir einen Hund oder Kanarienvogel antreffen in der Behausung der Unterstützten. O Segen über die wenigen, die Freud und Leid des kleinen Mannes teilen und mit ihrer Gabe ihr Herz tragen in seine Hütte! Segen über die Fritz Reuter und Dickens, die uns das Herz erschließen für Freud und Leid im kleinen Hausstand! Das sind christliche Schriftsteller: sie lehren uns, uns freuen mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden; sie räumen die Kluft weg, die Stände und Klassen trennt, und lehren uns die Quelle kennen, daraus wahre Teilnahme fließt.

II.

„Habt einerlei Sinn untereinander." Der Zusammenhang unseres Textes zeigt deutlich, wie das gemeint ist: es soll jeder nicht das ihn von anderen Unterscheidende, sondern das verbindende Gemeinsame ins Auge fassen; wie Weizsäcker es trefflich übersetzt: „Einer dem anderen in Gedanken sich gleichstellen."

Die Kultur schafft immer neue Abstufungen, ihr Fortschritt wird erkannt an immer wachsender Gliederung und Gruppierung der Menschheit, an immer weiter greifender Individualisierung Einzelner, einzelner Gruppen, zur möglichst vollen Erfüllung der besonderen Gaben und Aufgaben.

Da wird immer wichtiger ein kräftiges Gegengewicht christlicher, sozialer Gesinnung, einerlei Sinn untereinander, sich gleichstellen in Gedanken, im Werturteil. Das setzt aber voraus, daß man sich gemeinsam beugt vor dem Vater aller und vor dem, der des Vaters Bild trug. O, es ist die größte Thorheit der Arbeiter wie der Gebildeten, den zu vergessen, in dem und vor dem wir alle eins sind, allzumal Sünder, allzumal Begnadigte, allesamt des Ruhmes mangelnd, allesamt der Lebenskrone noch harrend, die Er in seiner

Herrlichkeit darreichen wird. „Lieben Brüder, haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesus Christ, den Herrn der Herrlichkeit, Ansehung der Person leide!" (Jak 2 1.) Vor der Höhe seiner Herrlichkeit, seiner Reinheit, seiner Liebesfülle, vor dieser vollen Mannesgröße, da schrumpft doch alle Selbstschätzung zusammen, da treten auch die Besten in Reih' und Glied mit der gebrochenen Menschheit. Und wiederum durch die Tiefe seines Erbarmens, seines Mitgefühls mit den Schwachen und Gebrochenen, sehen wir die Elenden und Enterbten mit uns erhoben zur Anwartschaft auf ein himmlisches Reich. So schließt sich die Kette der Menschheit wieder, die die Kultur nach Gottes Willen lockert; so erhebt sich über alle Teilziele das Eine Ziel, das uns allen gilt, uns alle demütigt, uns alle erhebt: die volle Menschheit Christi.

Aber wie? sollen wir als Christen jenes Streben mitmachen, die Höhen der Menschheit einzuebnen, alles zu egalisieren? den Hochflug des Genies, des Idealismus zu hemmen und festzuhalten in der Ebene der allgemeinen Mittelmäßigkeit?

Dem scheint in der That die spezielle Ausführung Vorschub zu leisten, die Paulus der Mahnung: „Seid einerlei Sinnes unter einander" hinzufügt: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen." Es ist in der That eine üble Angewohnheit vieler sonderlicher Christen, alle höhere Bildung, alle feinere Lebenshaltung, allen künstlerischen Idealismus, jenes ganze Streben, welches das eigene Wesen zu einem Kunstwerk ausgestalten möchte, mißtrauisch, mißgünstig zu beurteilen. Dämpft das Christentum etwa die aufstrebenden Geister, fordert es Armut statt Fülle des inneren Lebens?

Die Frage ist nicht so einfach; denn in der That macht die höhere Bildung und der Idealismus manche gerade un-

fähig, sich zu freuen mit den Fröhlichen, zu weinen mit den Weinenden. Zumal ästhetische Bildung macht oft unbarmherzig, hält das profane Volk von sich fern. Vor allem aber liegt in dem Trachten nach hohen Dingen eine stete Gefahr, sich selbst zu überschätzen, sich mit seinen hohen Dingen so wichtig zu dünken, daß die Interessen der Kleinen darüber so kleinlich und unbedeutend werden, daß man ihrer gar nicht mehr achtet.

Die Lösung dieses Problems kann nur liegen in der Verbindung christlicher Selbstbeurteilung mit hochstrebender Bildung. Das Christentum, das das denkbar höchste Ideal aufstellt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel", das uns verbietet, irgend ein Talent zu vergraben, sei es noch so klein, kann nicht im Bunde mit der Beschränktheit stehen. Der Sinn unserer Mahnung muß ein anderer sein: Trachtet bei allem Streben nach dem Höchsten nicht nach eigener Erhöhung, Auszeichnung, Unterscheidung; überschätzt euch nicht, sondern haltet euch im strengen Selbstgericht stets herunter zur Niedrigkeit! Dann werdet ihr auch die Niedrigen heraufheben zur Teilnahme an eurem Leben, dann werdet ihr die schlichte, einfache Größe bescheidener Talente, beschränkter Herzensbildung schätzen lernen. Nicht wahr, mit die freudigste Ueberraschung, die uns das große Weihnachtsgeschenk für unser Volk, Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, gebracht, waren die Zeugnisse seiner Niedrigkeit, seiner Teilnahme am Lose der Niedrigen dort auf seinem einsamen Gut? daß wir nun wissen: auch dieser Große war groß in der Empfindung der Menschenwürde, der gleichen Würde der Kleinen.

Für diese Teilnahme, für diese wahre Menschlichkeit schöpfen wir Trieb und Kraft immer neu aus Christi Leben, das sich nun in der Epiphanienzeit vor uns aufthut. Christus

ist es, der die elektrische Kette in die Menschheit gelegt hat, sodaß wir nun die Bewegungen der Nächsten in Freud und und Leid empfinden wie einen Funken, der uns selbst trifft. Er war der große Magnet, der die zerstreuten Atome der Menschheit zunächst an sich, dann zu einander zog, der jenen Leib schuf, daran wir alle Glieder sind, einen Organismus, davon unser ganzes herrliches Kapitel redet, wo, wenn ein Glied leidet, alle mit leiden, wenn eines herrlich gehalten wird, alle sich mit freuen. Ja, laßt uns zu Jesu gehen, wenn wir unserem Volk und Königtum die Kräfte sozialer Sympathie stärken wollen, die allein die großen Aufgaben der Zeit lösen können. Ja, Christus ist unser Friede, er wird uns helfen, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, zu weinen mit den Weinenden. Amen!

Milde und Ernst im Urteil Jesu.

Matth 12 31 32.

Lektion: I Kor 9 24–27. Kiel, Melanchthonfeier, 14. Febr. 1897.

Wir feiern heute das Gedächtnis des Reformators, der durch Gottes weise Fügung Luther an die Seite gestellt ward zu seiner persönlichen Ergänzung, zum ordnenden Ausbau seines Neubaus. Kein Held, der das Volk hinreißt, aber ein Märtyrer seines Berufs. Ganz und gar angelegt auf stille, forschende, sammelnde Arbeit, muß er hinaus aufs Kampffeld seiner Zeit, muß er sein eigenstes stilles Leben einer Oeffentlichkeit zum Opfer bringen, der er nicht gewachsen ist. Sittlich feinfühlig, leicht empfindsam, muß er sich preisgeben der rauhen Behandlung ihn nicht verstehender Feinde. Aber er hat gekämpft im Angesicht des

Kleinods, er hat immer wieder überwunden. Er hat in tiefer Beſcheidenheit den Mißerfolg getragen, den Erfolg Gott verdankt. Sein Lebensabend war getrübt: der Eifergeiſt konnte ſeine Milde, ſein Entgegenkommen gegen die Bildung ſeiner Zeit nicht vertragen. Das aber war ſein ſonderliches Pfund: die ſtarke Mitgift ſittlicher, humaner Empfindung, das Verſtändnis für alles, was wohllautet, iſt irgend eine Tugend, iſt irgend ein Lob. Darum betonte er ſtets die Notwendigkeit, Geiſt und Willen zu bilden. Er fand nicht, daß aus dem Glauben allein und aus dem Gnadengefühl die Heiligung des Wandels ſich von ſelbſt ergebe, darum hielt er auf die Ausbildung des freien ſittlichen Willens in der edlen That. Das Wort aber, das ihm den höchſten Ruhm eingetragen, das Vermächtnis, das die Gegenwart erſt einzulöſen hat, das iſt ſein Verſtändnis des Evangeliums, wie er es ausſprach in den Worten: „Hat Paulus über die Geheimniſſe der Dreieinigkeit oder über die Art der Menſchwerdung philoſophiert? Er handelt von Geſetz, Sünde und Gnade, und davon allein hängt die Erkenntnis Chriſti ab.“ „Die Geheimniſſe der Gottheit wollen wir anbeten, nicht unterſuchen.“ „Das heißt Chriſtum erkennen, ſeine Wohlthaten erkennen, nicht ſeine Natur und die Art ſeiner Fleiſchwerdung anſchauen.“ Denn „das iſt die Erkenntnis Chriſti, zu wiſſen, wie man ſein betrübtes Gewiſſen ſtillt“.

Im Sinne Melanchthons wollen wir unſeren Text nun beherzigen. Er ſoll uns die Milde, die Duldſamkeit und wiederum den ſittlichen Ernſt im Urteil Jeſu nahe bringen. Dazu müſſen wir aber zuerſt den ſchlichten, einfachen Sinn des Wortes wiedergewinnen. Dann erſt können wir die Folgerungen ziehen für unſer Urteil über das, was entſcheidet über unſere Seligkeit.

I.

Unſer Wort iſt ſo viel verhandelt worden, ſo ſchwer belaſtet mit Ueberlegungen und Zuſätzen. Ach, es iſt ein Kreuz geworden für betrübte Gewiſſen. Die geheimnisvolle Sünde wider den heiligen Geiſt verfolgt ſchwache Gemüter bis in die Geiſteskrankheit. Es war aber kein hartes Wort Jeſu, es war ſchlicht und ernſt.

Laßt uns mit den Mitteln der Forſchung, die Melanchthon von früh auf geübt hat, das Wort in ſeinem Zuſammenhang erfaſſen. Jeſus hat ſoeben ſeine Heilkraft auf ihrem Höhepunkt gezeigt, einen Beſeſſenen heilend, der ſtumm und blind zugleich war. Das Volk ahnte die verborgene Kraft, die in ſolchem Thun ſich auswirkte. Auch die Phariſäer vermochten die That nicht zu leugnen, auch nicht ihren außerordentlichen Charakter. Da ſuchten ſie den tiefen Eindruck der That zu bekämpfen, indem ſie ſie aus niedrigen Motiven erklärten: „Er treibt den Teufel aus durch der Teufel Oberſten.“ Die Macht, die er über die Geiſter zweifellos habe, ſtamme aus ſeiner Verbindung mit jener unheimlichen Macht, die ſtets das Böſe will, doch oft das Gute ſchafft. Wollen wir das einigermaßen verſtehen, ſo müſſen wir uns erinnern an die Hexenprozeſſe des Mittelalters oder an den Ausgang der Jungfrau von Orleans. Politiſche Leidenſchaft, Parteiſucht, bedrohte Volkstümlichkeit haben noch jeweilen, was ſie nicht wegdisputieren konnten von den Erfolgen der Gegner als heilſame, bedeutſame Thatſachen, unſchädlich zu machen geſucht durch Unterſchiebung oder nur Andeutung niedriger Motive. Und läuft nicht unſere Polemik gegen andere politiſche oder gar religiöſe Parteien gar oft Gefahr, dieſen vielbewährten Weg der Diskreditierung zu beſchreiten?

Jeſus aber geißelt dieſe Methode als unverſtändig, ja als boshaft. In ſeiner ſchlagenden Gegenrede zeigt er ſich ebenſo erhaben über perſönliche, kleinliche Empfindlichkeit wie unerbittlich im ſittlichen Urteil. Nicht, daß ſie in ſeiner unſcheinbaren Hülle die göttliche Herrlichkeit verkannten, nicht, daß ſie ihn nicht anerkannten als das, was er war, nicht, daß ſie ihm ſeine hohen Anſprüche verdachten, das alles — „alle Sünde und Läſterung wider des Menſchen Sohn" — vergiebt er ihnen und wird nach ſeiner Verſicherung auch im Endgericht vergeben werden. Aber darum handelte es ſich hier nicht: in dieſen Wirkungen auf die Beſeſſenen bekundete ſich unverkennbar eine heilige, überweltliche Kraft Gottes, ſeine Heilandsliebe wie ſeine Liebesallmacht. Indem ſie den heiligen Geiſt, der ihn trieb, zu einem „unſauberen Geiſt" erklärten, die herrlichen Wirkungen auf böſe Triebfedern zurückführten, ſchmähten ſie den heiligen Geiſt ſelbſt. Das war ein „Reden wider den heiligen Geiſt".

„Wer etwas wider den heiligen Geiſt redet, dem wird's nicht vergeben, weder in dieſer noch in jener Welt." Wo liegt alſo der entſcheidende, ja über Leben und Tod entſcheidende Grundfehler?

Nicht auf dem Gebiet religiöſer Erkenntnis oder Empfindung, ſondern auf dem des ſittlichen Urteils. Wie oft quälen ſich arme Menſchen, als ob ihre mangelhafte Erkenntnis des Göttlichen oder ihre ſtumpfe, unempfindliche Teilnahme daran, etwa zweifelnder oder kaltſinniger Gang zum heiligen Abendmahl, ſie jener unvergebbaren Sünde ſchuldig gemacht hätte! Nein, nicht Zweifel des Verſtandes noch Schwäche des Gefühls für Gottes Nähe, des Dankgefühls für ſeine Hülfe, allein die frivole Geſinnung, welche

von Heiligem denkt und redet wie von Profanem, der Wahrheit und Wirklichkeit göttlicher Heilsgegenwart sich selbstwillig verschließt durch dreiste Wegerklärung, nur frivole Gesinnung und bewußte Mißdeutung ist Sünde wider den heiligen Geist. Auch nicht Verblendung oder thörichte Verkennung, nicht Eifern gegen das Göttliche aus Unverstand, nur bewußte und selbstsüchtige Verstockung gegen das Heilige, dem man sein unheiliges Wesen nicht opfern mag, also wider besseres Wissen und Gewissen, macht diese furchtbare Sünde völlig. Sonst wahrlich wäre Paulus, der Jesum verfolgt und die Gemeinde zerstört hatte, nicht bloß, wie er es ja empfand, der größte unter den Sündern, sondern unfähig gewesen, sich je wieder der Vergebung aller seiner Sünden zu getrösten.

Aber ihr schreckt zurück vor dieser gewissen Androhung unvergebbarer Schuld? Jesu Gerichtswort berührt euch wie ein geheimnisvoll unheimliches Verdikt, wie ein Rätsel im Munde des, der sonst kein geknicktes Rohr zerstieß, keinen glimmenden Docht auslöschte? Aber ist denn Jesu Urteil mehr als die allerdings unerbittliche Konstatierung eines inneren Thatbestandes? Aller Zweifel, ja auch alle Stumpfheit religiöser Empfindung kann noch geheilt werden durch überwältigende Eindrücke; Frivolität aber, bewußte und willentliche Abweisung und Profanierung heiliger Eindrücke der Liebes- und Erbarmungsmacht läßt überhaupt keine heilsamen Eindrücke mehr zu. Der Herr sagt einmal: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme"; von den Pharisäern sagt er aber ein andermal: „Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich." Es ist ihnen eben das Gehör verloren gegangen für die Stimmen aus der heiligen Gotteswelt; sie sind taub geworden für die Sprache, die Gott durch die Heilandsliebe Christi zu uns redet. Wie

ſoll da der heilige Geiſt noch einwirken, wo das Gewiſſen nicht mehr erregbar iſt, nicht mehr reagiert, wo die Stimme des Heiligen nicht mehr gehört wird? Wer die Heilsgegenwart Gottes nicht bloß verkennt, ſondern ſogar verläſtert, der verſchließt ſich bewußt und mit Willen ſeiner Wirkſamkeit, der *kann* nicht Vergebung empfangen. Wie ſoll er es, da er kein Organ dafür hat? Das Organ aller Erfahrung des Heils, aller Vergebung und Annahme bei Gott, iſt der Gehorſam gegen Eindrücke ſeiner heiligen Gegenwart, deren Erfolg eben das Gefühl iſt: „Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein ſündiger Menſch.“ Wo aber keine Vergebung, keine Annahme der Erbarmung iſt, da iſt auch nicht Leben noch Seligkeit.

II.

Laßt uns nun aus dieſem Verſtändnis der harten Rede zwei Folgerungen ziehen, die, wie ich meine, ſo ganz nach Melanchthons Sinne ſind!

Das, worauf wir bei unſerer Selbſterziehung und bei der Erziehung unſerer Kinder vor allem ſehen müſſen, iſt Empfänglichkeit für das Hohe und Heilige, iſt williger Gehorſam gegen alle Anzeichen göttlicher Gegenwart, iſt Gewiſſenhaftigkeit in der Reaktion gegen alle Spuren ſeiner heiligen Güte.

Unſer beſtgehaßter Feind muß jene frivole Geſinnung ſein, die kein Organ mehr beſitzt für das Heilige, keinen Unterſchied mehr findet und macht zwiſchen dem Erhabenen und Gemeinen, keine heilige Scheu vor dem empfindet, was aus einer höheren Welt kommt, unerklärlich aus natürlichen, niedrigen Motiven. O wie viel wird heutigen Tags in Witzblättern, auf Kaſernenhöfen, in Kneipen und Verſammlungen die Empfindlichkeit für Verletzung heiliger Scheu ge-

fährdet, wie manche zarte Blüte keuscher Zucht mit eins zerbrochen und für immer zerstört durch frivolen Umgang! „Wehe der Welt um der Aergernisse willen."

Wir bangen und sorgen um die Umsturzbewegung, die unser Volk erfaßt hat. Bangen wir vor allem um die Untergrabung und Verunglimpfung aller idealen Gesinnung und Liebesthat! Das ist bei weitem der größte Schaden, diese programmmäßige Unterbindung alles Glaubens und Vertrauens auf eine edle, selbstlose Gesinnung bei denen dort droben. „Das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen" — dies elendste Geschäft, tagtäglich unerbittlich geübt in einer verbitterten und verbissenen Presse, das betrügt unser Volk um das schönste Erbe Melanchthons, um jenen Geist der Humanität, der allem beifällt, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob, eine schöne menschliche That reiner Liebe ist. Sie dürfen nichts gelten lassen, was von oben her kommt, sie müssen unleugbar Gutem schlechte Motive unterschieben. O, Gott behüte unser Volk vor solcher nie mehr gut zu machenden Abtötung des Gefühls für reine Güte!

Und noch ein anderes! Unsere Kirche, Geistliche und Lehrer und sonstige Zeugen Christi, wir müssen uns leiten lassen von Jesu großmütigem Wort: „Wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt." Wir müssen weniger reden von den Geheimnissen, von den Lehren über des Menschen Sohn, über seine Titel und Ansprüche, mehr ihn selbst verkünden, seine Wohlthaten, die Gegenwart des heiligen, unsere Sünden heilenden Gottes in ihm, in seiner milden Güte und ernsten Hoheit. Gegen jene Ge-

heimnisse und Lehren mag mancher Verstand, manche Bildung sich verschließen. Ihm selbst, seinem heiligen Geist voll Hoheit und Güte, kann sich keiner verschließen, der unverdorben ist. Er selbst und seine Wohlthaten — das ist das Evangelium, an dem sich die Geister scheiden. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Amen!

Jesu Patriotismus.

Matth 15 21—28.

Lektion: Ps 21 1—8. Kiel, 26. Januar 1902.

Wir stehen mitten in den Vorbereitungen zu Kaisers Geburtstag. Da müssen wir auch an dieser Stelle des Kaisers gedenken. Nicht bloß aus Loyalität, die dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist. Mehr noch, weil wir von Jahr zu Jahr stärker empfinden, wie tief seine Gedanken und Pläne, sein Temperament und seine persönliche Wucht in die Geschicke unseres Volkes, ja selbst in die Bildung seiner Ideale eingreifen. Mit wie vielen und verschiedenartigen Wünschen wir aber auch heute unseres irdischen Herrn gedenken, der oberste ist doch der, daß unter seinem Regiment die Liebe wachse zu Volk und Vaterland, der Patriotismus, der die Wurzeln seiner Kraft findet in der Hingabe an das große Ganze, das uns durch Gottes Gnade geworden ist.

Vielen ernsten Christen liegt aber die Besorgnis nahe, daß dieser Patriotismus, gesteigert zum trotzigen Kraftgefühl und Machtdrang, allmählich die edleren Regungen der allgemeinen Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Sympathie für alle Menschen und Völker zu kurz kommen lasse, Regungen, die das Weltbürgertum vor mehr als hundert

Jahren zu so hoher Blüte gefördert hat. Man könnte wohl besorgen, daß unser Patriotismus, mächtig angeschwellt durch die Weltpolitik unseres Kaisers, nur allzugründlich den Humanitätsschwindel des deutschen Michels abgestoßen habe. Der Chauvinismus droht, so scheint es vielen, zu nationaler Selbstüberschätzung und zu feindseliger Unterschätzung anderer Art und Kraft zu führen. Der nationale Egoismus, der Machttrieb, das Sichselbstachten als Mittelpunkt des Trachtens, darum sich alles dreht — wie verträgt das sich mit der Weltreligion des Heilandes, von der der Apostel sagt: „Hier ist nicht Jude noch Heide, sondern eine neue Kreatur"?

Um nun den Patriotismus bei den einen zu stärken, bei den anderen zu reinigen, um sein christliches Recht und seine christlichen Schranken zu bedenken, wollen wir den Patriotismus Jesu ins Auge fassen, wie er sich besonders charakteristisch in der Erzählung vom kananäischen Weibe ausspricht: Matth 15 21—28.

Unsere Erzählung zeigt uns die nationalen Schranken Jesu und deren Ueberwindung und giebt so Grundlinien zur Stärkung und Reinigung unseres Patriotismus.

I.

Es gehört zur vollen Menschheit Jesu, daß er nicht frei war von nationalen Schranken; die gehören zum gesunden Menschen. Habt ihr euch den, der thatsächlich die Welt erlöst hat, der Welt gehört, auch als Kosmopoliten gedacht? Erhaben über Ort und Zeit, über Landes- und Zeitschranken? Nun, dann hört sein hartes Wort: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde." Kinder — Hunde; Gottes Hausgenossen — unreine Tiere! Kann der Chauvinismus unserer Tage schroffere, für das Ausland beleidigendere Gegensätze aussprechen?

Aber, ihr meint, wie viele meinen: Das war nur ein Wort der Verſuchung, um den Grad der Sehnſucht und des Vertrauens durch eine Belaſtungsprobe feſtzuſtellen? Das iſt im Grunde eine recht niedrige Auffaſſung vom Erlöſer. Sollte er ein Weib in der Not ihres mütterlichen Herzens auf eine ſo beleidigende Probe geſtellt haben? Sollte er ihr Ehr- und Standesgefühl nur zum Verſuch mit Füßen getreten haben? Solche Unzartheit der Empfindung, ſolche Nichtachtung der Perſönlichkeit iſt ihm nicht zuzutrauen. Rauhe, grobe Worte ſind erträglicher, edler als ernſt gemeinter Schimpf denn als bloße Redewendung, um zu ſehen, was darauf erwidert wird. Ueberhaupt aber paßt es nicht zu der Einfalt und Reinheit der Motive Jeſu, ein ſolches Scheingefecht mit einer hilfeſuchenden Seele zu führen.

Eher dürfte man mildernd geltend machen, daß das Wort „Hunde", „Hündlein" dazumal, in jüdiſchem Munde, kein ſo erniedrigendes Schimpfwort war. Man brauchte es regelmäßig von den Heiden, um der Unreinheit ihres Verkehrs mit Gott und um ihrer Sitten willen. Jeſus prägte das Wort nicht, er übernahm es aus der Volksſprache; und die Frau verſtand es unperſönlich als den Ausdruck des bekannten Nationalſtolzes Israels. Gewiß, aber das iſt das Auffallende, daß Jeſus dieſen Nationalſtolz, dieſe Ueberhebung Israels über die Fremden mitmachte; daß er, in dieſen engherzigen Vorurteilen aufgewachſen, ſie auch teilte und geltend machte. Wie paßt das zu dem Bilde des Weltheilandes, der die ganze Menſchheit an ſein Herz zog? für den es, wie für Paulus, weder Griechen noch Juden gab? Nun, dies Bild iſt eben unrichtig; Jeſus liebte, bevorzugte ſein eigen Volk, nicht bloß, weil es ſein Volk war, weil er nun einmal darin geboren war, auch, weil es das Volk

der Verheißungen, das auserwählte Volk war, das Volk, das Gott als das Volk des Eigentums ausgesondert, an seinen Tisch gerufen und als Kinder des Hauses denen draußen in ihrer unreinen Mischung mit fremden Göttern und Sitten entgegengesetzt hatte. Jesu Patriotismus war also verwandt mit dem tiefgehenden Deutschgefühl derer, die nicht bloß das ihnen Nächste und Vertrauteste bevorzugen, sondern gerade deutsche Art und deutsches Innenleben, die davon träumen, daß die Welt noch einmal genesen soll am deutschen Wesen.

Und nun faßt das andere Wort scharf ins Auge: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." Also hatte er gar nicht den Beruf als Weltheiland? hatte ihn wenigstens nicht empfunden? Nun, zunächst hatte Jesus aus den Propheten, die ihm als des Vaters Stimme galten, nur vernommen, daß er ein Hirte sein sollte für die auf eigenen Wegen verlorene, zerstreute Herde Israels. Unser Wort steht nicht allein. Da Jesus seine Jünger aussendet, gebietet er ihnen: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Und sein eigenes Verhalten war so: nur auf Fluchtwegen kam er in die Grenzen von Tyrus und Sidon; bald zog es ihn zurück ans galiläische Meer. Sein ganzes Berufsleben verlief in den Grenzen der Heimat. So antwortet er dem Weibe kein Wort, nicht um sie länger zu erproben, dringlicher werden zu lassen, nein, weil er keinen Beruf hat, ihr zu helfen. Weil er seine ganze Kraft seinem Volke schuldet. Nicht anders hat unser größter Staatsmann, ohne freilich je sich mit dem Vorbild des Erlösers decken zu wollen, sich allein und einzig verpflichtet gefühlt seinem

Preußenland, Rücksichten und Verpflichtungen anderen Nationen, dem Weltfrieden gegenüber schroff abgelehnt.

Es liegt in der That hier so: Jesu Herz zog ihn sofort zu dem bekümmerten Weibe, sein Mitgefühl sprach laut für sie, sein Schweigen war die Folge innerer Ratlosigkeit, des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung. Aber das Pflichtgefühl siegt: Er darf nicht; denn er ist nur gesandt zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Und seine Speise ist die, daß er thue den Willen des, der ihn gesandt, und vollende sein Werk. Wächst Jesus nicht in euren Augen durch solche pflichtmäßige Beschränkung? Wolltet ihr lieber einen plan- und schrankenlos ausgreifenden Allerweltsbeglücker? Einen Kosmopoliten, der ohne Rücksicht auf nächsten Lebenskreis, auf Kraft und Zeit, Millionen umarmt und der ganzen Welt seinen Friedenskuß verschenkt?

Nein, in der Beschränkung zeigt sich der Meister; in festen Grenzen wirkt sich der ganze Mann aus; seines Daseins nächste Kreise zu erfüllen ist sein Beruf. Gott sei Dank, daß wir aus den verschwommenen Weltbürgergefühlen zurückgerufen sind in die klaren und festen Schranken der Heimatpflicht. Ihr gehört unsere Kraft, ihr unsere Liebe, ihr unsere Treue. Und daß unser Meister ans Vaterland sich anschloß, in ihm gewurzelt, jenseits der Grenzen berufslos — ist es nicht eine Bestätigung dessen, daß wir in Gottes heiliger Natur bleiben, wenn wir uns zunächst unserem Volk, unserem Vaterland verpflichtet fühlen? Das Volk, dem wir nacheifern in Nationalstolz, dessen Nationalstolz wir aber mehr in seinem Uebermaß empfinden, hat ein Wort geprägt, das voll ausdrückt, was in Jesu Seele vorgeht: Die Liebe, die Wohlthätigkeit beginnt zu Hause — da kann sie sich voll auswirken, ein Ganzes leisten in stiller Bescheidenheit, ohne Schaustellung und Affektation.

Und Jesu Selbstbeschränkung führt unsere Menschlichkeit aus den weiten und verschwimmenden Kreisen zurück in die Nähe, die wir fest fassen und erfüllen können. Seine allgemeine Liebe ist Nächstenliebe, beginnt zu Hause. Solche Nächstenliebe wird bewahrt vor dem Selbstbetrug der Allerweltsschwärmerei, die andächtig fühlt, statt gut zu handeln, und wird dabei gehalten, mit erbarmender That hineinzugreifen in die nächste Not. Ja, wir sind zunächst unseren Kindern, unserem Hause, unserem Volke, unserem Kaiser unser Herz, unser Sorgen, unsere Gebete, unsere Teilnahme, unsere Mitarbeit schuldig. Thun wir das, so folgen wir des Menschen Sohn.

II.

Aber freilich unser gottgewollter, christlicher Patriotismus muß sich vertragen mit der Humanität, mit der allgemeinen Menschenliebe. Daran leiden wir allmählich Not: der Nationalismus wird bei vielen Fremdenhaß und Brutalität. Da lasset uns auf Jesus sehen! Er bleibt bei aller Gebundenheit doch offen und gerecht für das Gute, wo er es findet.

Es giebt ein stolzes, sich hochdünkendes Vaterlandsgefühl, das den Blick völlig trübt für Anderer Vorzüge, das Scheuklappen mitgiebt, sodaß nichts Fremdes wirklich ins Blickfeld der Seele tritt. Man glaubt diese Selbstbeschränkung, diese Verengung des Horizonts, dies ungleiche Maß sich, seinem Volk schuldig zu sein; man fürchtet sein Nationalgefühl zu schädigen, wenn man bei anderen Völkern Größe, echte Art anerkennt. Wie anders Jesus!

„O Weib, dein Glaube ist groß!" Sie überwindet ihn. So überwand ihn der heidnische Hauptmann: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." So läßt er sich treffen von der Dankbarkeit des Samariters: „Hat sich

sonst keiner gefunden, der wieder umkehre und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling?" Und je weiter sein Lebenswerk geht, das sich völlig auf die Grenzen seines Volks beschränkt, desto mehr frappiert ihn die Empfänglichkeit der Fremden, die im Volke wohnen. „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, und du hast nicht gewollt." Spürt ihr den tiefen Schmerz des Patrioten, spürt ihr, wie er sich den Glauben an die Fremden hat abringen lassen durch die Thatsachen, denen er sein Vorurteil beugte?

Nein, Offenheit für die Wirklichkeit, gerechte Anerkennung alles Guten, Wahren und Schönen, wo es sich findet, darf uns auch die innigste Vaterlandsliebe nicht rauben. Sonst schädigt sie unsern Wahrheits-, unsern Wirklichkeitssinn. Der schwerste Schaden für eine Nation ist solch unwahre Selbstüberschätzung. Der Blick auf des Menschen Sohn, der sich selbst dem Samariter verglich, kann uns davor bewahren.

Jesu Nächsten-, seine Volksliebe, war aber auch nur der Weg zu seinem Ziel, der Weltheiland zu werden, schloß seine allgemeine Menschenliebe nicht aus, sondern ein.

Die prophetische Verheißung, aus der er seines Vaters Ruf heraushörte, führte ihn zu den verlorenen Schafen Israels, aber eben dadurch zur Welterlösung. Denn nach jener Verheißung sollte Israel selbst das „Licht der Heiden" werden, sollte Jerusalem, selbst der Sitz des neuen Reiches geworden, die Stadt werden, dahin sich aller Welt Sehnsucht wendete und stillte. Der Patriotismus der Propheten ließ den Messias der Welt dienen, freilich nicht direkt; aber Lichtquelle geworden, sollte Israel Licht ausstrahlen in die dunkle Heidenwelt. Nicht anders denken wir von der Auf-

gabe echter deutscher Art: die Welt soll an ihr genesen, ein Hort des Friedens, des Rechts, der Freiheit soll sie sein.

So sah unser Herr „viele kommen von Morgen und Abend und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen". Und ob schon nur seinem Volk verpflichtet und um sein Volk bekümmert, ward sein Herz groß und reich bei solchem Ausblick. Ja, sein glühender Patriotismus hatte nichts von der brutalen Enge und Selbstsucht, die unsere Vaterlandsliebe oft beflecken. Sein Weg führte über das Nächste zum Ganzen, über die Nähe in die Weite, über das Haus Israel zu den Schafen aus anderen Ställen. „Ich muß sie herführen und wird sein ein Hirt und eine Herde."

So bitten wir heute den Herrn, gewiß im Sinne dessen, den wir feiern, daß Er unseres Volkes Herz erfülle mit jener innigen aber weiten, mit jener starken aber wahren Liebe, die der Vaterlandsliebe Jesu gleicht. Er segne den Kaiser, daß er sein Volk führe zu dieser Vaterlandsliebe, die sich paart mit Gerechtigkeit für andere Art, mit Freude und Liebe zur Menschheit: „und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe". Amen.

Gott in der Geschichte.

Sprüche 16 9.

Lektion: Ps 33 8—22. Kiel, Schlesw.-Holst. Erhebungsfeier 1898.

„Wehe dir, du Lager Ariel, das du Feste feierst", so würde vielleicht Jesaias auch uns zurufen, wenn er miterleben müßte die Jahr auf Jahr folgenden patriotischen Feste, die wahrlich nicht überall ursprünglicher Begeisterung

[illegible]

[illegible] zu gedenken, da sie [illegible] jener folgenschweren Bewegung des [illegible] daß es niemand mehr [illegible] hineingezogen zu werden [illegible] Zeiten, da Ein Pulsschlag durch die [illegible] und die Masse des Volkes ging.

Aber sollten wir uns nicht genügen lassen an der Feier jener Tage, in denen dies Land wirklich befreit, das Reich vollendet, die Verfassung durchgeführt ward? Nein, gerade uns hier mahnt der geschichtliche Sinn, den zu pflegen unsere Hauptaufgabe ist, uns mahnen die ehrwürdigen Charakterköpfe, die diese Aula geistig beherrschen, den Sieg, den Erfolg zurückzuverfolgen ins erste erfolglose Ringen, in die Tage, da in den Herzen und Köpfen sich mächtig regte, was dann Eisen und Blut zur Erfüllung brachten. Für dies Land, für unser großes Vaterland bedeutet doch 1848 die Aussaat jener Ernte, die 1864, 1866, 1870 eingeholt ward.

Hier nun gilt es, wenn wir geschichtlicher Erinnerung uns hingeben, Gott zu suchen in der Geschichte. Das stärkt

nt bloß unsere Frömmigkeit, die so oft sich müde arbeitet den Rätseln der Einzelführung — o wie wohl thut's , im Rückblick auf eine Spanne Zeit es greifen zu können: führet es herrlich hinaus! — Das giebt auch unserer chfolgenden Feier, die so leicht an Selbstüberhebung von enschen und Stämmen leidet, die sichere, die heilige Grund- ge. Auf daß wir fromm feiern, lasset uns unseren Rück- ick stellen unter ein Gotteswort, wie es sonderlich dieser eier entsprechend ist, erinnernd an das Große und doch Be- hränkte jener Frühlingstage:

Sprüche 16 7.

I.

„Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an", deutet unser Luther echt volkstümlich den alten Volksspruch. Ist's nicht dasselbe, nur noch beweglicher, wie die genaue Ueber- tragung: „Des Menschen Herz erdenkt seinen Weg"? Wenn ich dies Wort heute gewählt habe, geschah es, um zu be- tonen: es waren Gedanken des menschlichen Herzens, die jenes stürmische Jahr auszeichneten. Das macht seine Größe aus.

Wer wird das nicht zugeben im Hinblick auf die schleswig-holsteinische Erhebung?

An ihrer Spitze standen ja Männer des Gedankens, Männer der Feder, Männer, die lebten und webten in der alten, eigenartigen Geschichte dieses Landes und seines ver- brieften Rechtes. Manche streitbare Schrift ging aus von dieser Hochschule, von ihren Juristen und Historikern, die nur weiterführt die Gedanken jenes energischen Friesen, der sein Buch „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" mit Verbannung büßte.

Aber daß sein Andenken im Lande unvergessen blieb, daß die Bewegung nichts zeigte von dem, was oft akademischer

Arbeit anhaftet, nichts von des Gedankens Bläſſe — das lag daran, daß die Männer des Gedankens zugleich Männer des Herzens waren, eines Herzens voll warmer, durchſchlagender Empfindung für Recht und Gerechtigkeit. Das machte die Bewegung volkstümlich, das zog das ganze Volk mit, das vereinte Ritterſchaft und Volk mit der Hochſchule, das führte zur opfervollen That, daß es Herzensgedanken waren, geboren aus dem heiligen Rechtsgefühl. Nicht bloß wohlerworbene, verbriefte Rechte, nicht bloß die Rechte legitimer Tradition, die von dem Dänenkönig mit Füßen getreten waren, wurden verteidigt; was mehr iſt, die ewigen unverbrieften Rechte der Stämme und Nationen, der Volksindividuen auf ein ihrer Art und Geſchichte entſprechendes Sonderleben und Zuſammenleben wurden behauptet gegen die dynaſtiſche Willkür und Vergewaltigung. In dem Schlachtruf für das ungeteilte, ſelbſtändige Land der Doppeleiche lag das Herz eines Volkes, das ſich hielt an die Zuſagen, die Gott der Herr ihm gegeben durch jahrhundertelange Führung ſeiner Geſchicke.

„Des Menſchen Herz ſchlägt ſeinen Weg an." Herzensgedanken waren es nicht minder, die hier herüberſchlugen aus Deutſchland. Die hieſige Bewegung und Erhebung war doch nicht unabhängig von der deutſchen Bewegung, von dem, was man die deutſche Revolution genannt hat.

Sollte die Zeit nicht gekommen ſein, wo man dieſe Bewegung unbefangen würdigt als das, was ſie war: erſte, ungeſtüme, ungeregelte, von Vernunft und Erfahrung ungezügelte, von der Einbildungskraft geleitete Regungen von Herzensgedanken? Wir ſollten noch immer nur die revolutionäre Form dieſer Bewegung ins Auge faſſen? „Ich weiß wohl", ſprach damals ein ſittlich ſtrenger Prediger,

„daß in dem gegenwärtigen Zustande der Welt diese Auffassungen noch ausnehmend unbestimmt und dunkel sind, und in der That, man hat bis jetzt noch wenig Anstrengungen gemacht, ihnen in den Gemütern der Menschen eine bestimmte und praktische Form zu geben. Die Menge weiß nicht mit klarer Bestimmtheit, was ihr fehlt und was sie will. Die Einbildungskraft, durch Vernunft und Erfahrung nicht geregelt, blendet sie durch glänzende, aber der nötigen Grundlage entbehrende Visionen. Sie wird mit einem gefahrdrohenden Ungestüm vorwärts getrieben durch ein unbestimmtes Bewußtsein, ihr Element nicht gefunden zu haben; durch einen unbestimmten, aber edlen Glauben an ein höheres Gut, als sie bisher erreicht haben; durch die Ungeduld, Beschränkungen zu ertragen, von denen sie fühlt, daß sie erniedrigend sind. In diesem Ungestüm ist jedoch nichts Auffallendes zu finden, noch darf es uns entmutigen. Es ist eine allgemeine Wahrheit, daß große Prinzipien in ihrer ersten Entwicklung sich in einer ungeregelten Weise manifestieren. So hat das Bewußtsein der Menschen von ihren Rechten und ihrer wesentlichen Gleichheit sich zuerst leidenschaftlich entwickelt. Dennoch ist dieses Bewußtsein ein edles und das Vorzeichen eines besseren gesellschaftlichen Zustandes." Meine Freunde, das wäre ein großer Segen dieses Gedächtnisjahres, wenn solche ruhige, wahrhaft geschichtliche Würdigung Platz griffe. Sie sieht in der Geschichte mehr als ein Chaos von begehrlichen Trieben und Gegensätzen, ein organisches Wachstum nach ewigen Grundgesetzen.

Und was waren die Herzensgedanken der deutschen Bewegung? Was waren die Gedanken, die von deutschen Kathedern aus das Herz des Volkes ergriffen? Es war eine deutsche Verfassung, wie sie das deutsche Volksganze

und jeden einzelnen im Volk frei und ſicher ſtellte gegen die Willkür der Kabinettspolitik und gegen die Vorrechte weniger im Volke. Wie jener amerikaniſche Prediger (Channing) es herzhaft ausführte: „Es war ein Suchen und Verlangen nach Inſtitutionen, welche eine wahre Achtung für die menſchliche Natur ausdrücken, pflegen und weithin verbreiten, welche in den Menſchen das Bewußtſein ihrer Kräfte, Pflichten und Rechte ſtärken, die Individuen zu moraliſcher und religiöſer Unabhängigkeit erziehen, als ihren Endzweck die Erhebung aller Stände des Gemeinweſens hinſtellen und bei dieſem Werke allgemeiner Veredelung den beſten Geiſtern vollen Spielraum gewähren werden."

Was durchſchlug im Volk, das war „ein neues Gefühl von dem, was man den Unwiſſenden, den Armen und den Verderbten ſchuldig iſt; daß das Recht jedes menſchlichen Weſens auf eine ſolche Erziehung, welche ſeine beſten Fähigkeiten zu wecken und die ihn immer mehr dazu zu erziehen vermag, ſich ſelbſt zu leiten, anerkannt wird wie nie zuvor; daß man als den Zweck der Regierung immer mehr erkennt, nicht wenige zu erheben, ſondern die Rechte aller zu ſchützen".

Das ſpürte auch mancher Vorkämpfer dieſer Verfaſſung, daß dieſe Gedanken des Herzens noch vielfach getrübt waren durch beigemiſchte utopiſche Phantaſterei. Aber man glaubte allgemein: „Die Sonne, die einen ſchöneren Tag bringen ſoll, ſteigt auf in dichten und drohenden Wolken." Doch ſind ſie „nur prophetiſche Zeichen eines beſſeren Zuſtandes der Menſchheit und der menſchlichen Dinge". Können wir, die wir die Erfüllung dieſer prophetiſchen Zeichen erlebt haben, nicht nun anerkennen, daß, ob ſie auch anders ſich vollzog, als man einſt gedacht, ſie doch unmöglich geweſen wäre, wenn nicht damals das Sehnen erwacht wäre

nach „Einigkeit und Recht und Freiheit", nach einem verfaßten Volksrecht gegenüber der Willkürmacht und zufälligen Privilegien, das heilige Sehnen nach ewigen, im Herzen geschriebenen Rechten des Menschen, des einzelnen wie des Volks, die alle nur das eine Recht enthalten auf Ehre und Selbstachtung, die Erfüllung des Schriftwortes: „Thut Ehre jedermann!"

II.

Aber freilich auch der zweite Teil des Spruches hat sich 1848 verwirklicht: „Der Herr allein aber giebt, daß er fortgehe." Es war ein großer, herrlicher Frühlingsmorgen, aber so kurz, so bald verschneit! Ja, „Gott leitet die Schritte". Lernen wir auch diese Lektion!

Welch ein Rückschlag folgte dem Hervorbrechen der Herzensgedanken!

Hier in Schleswig-Holstein vor allem. Die junge schleswig-holsteinische Armee, mutig vordringend, unter unfertiger, unentschlossener Leitung besiegt bei Idstedt. Die Kirche, die nun dort errichtet werden soll, ein eigenes Wahrzeichen der Größe und der Schranken jener Tage. Typisch aber für das Geschick der ganzen Bewegung das Geschick des friesischen Vorkämpfers, der in der Fremde sein bitteres Brot aß, wie so viele der Besten ihres Herzens Gedanken begraben mußten im fremden Land!

Das war nicht unabhängig von dem Niedergang der Bewegung in Deutschland. Da rief das Uebermaß, das beigemischte Phantastische und Revolutionäre einen Gegenschlag hervor, der wie ein rechter Maifrost all die besten Blüten der großen Sturm- und Drangzeit erfrieren machte. Es fehlte noch die Reife; die Zeit war nicht erfüllt.

Gott aber „hat gegeben, daß es fortgehe", ja, er hat es herrlich hinausgeführt. Wir vergleichen heute die Aus-

saat mit der Ernte und gestehen uns, daß vieles, vieles anders gegangen, als des Menschen Herz es einst erdacht.

Darin liegt für uns Deutsche, für das Volk der Denker und Dichter, die bleibende Erinnerung: nicht Gedanken, auch nicht Herzensgedanken entscheiden für sich in dieser Wirklichkeit, sondern That und starker Wille, tüchtige, reife, durch Vernunft und Erfahrung geregelte Energie. Daß durch Diplomatie, durch Eisen und Blut sich dieses Stammes und unseres Reiches Geschick vollendete, das gemahnt unseren hochfliegenden Idealismus, sich zu verbinden mit gesundem Realismus. Wir Deutschen sollen nicht mehr träumen, wir sollen handeln in besonnener Verwertung aller Gunst der Wirklichkeit.

Aber noch tiefer führt uns dieser Ausgang: „Gott allein leitet die Schritte; giebt, daß es fortgehe." Gerade der gewaltige Realist, der uns aus einem Volke der Denker und Dichter zu einem thatkräftigen, zugreifenden Volk umzuschaffen das Beste gethan, der hat es uns so oft gesagt: was ihm gelungen, es ist weder allein des Heeres Rüstung und Disziplin noch allein seiner klugen Berechnung zu danken, sondern dem Zusammentreffen unzählig vieler glücklicher Umstände. Er glich nur dem geübten Jäger, der auf dem Anschlag steht und die Gelegenheiten nützt, die sich ihm bieten. Unseres Schleswig-Holstein, unseres Deutschland Geschick war unlösbar verschlungen in das Gesamtschicksal der Welt. Diese Fäden hat allein Gott in seiner Hand gehalten und so verschlungen, daß unsere Herzensgedanken sich erfüllen konnten, da die Zeit erfüllt war. Er sitzt am Spinnrad der Zeit. Er hat das alles so gefügt. Ihm sei Ehre und Dank!

Möchte doch unsere Erhebungsfeier unsere Herzen weit und fromm machen! Möchten wir mitgerissen werden aus

unseren eigenen kleinen, oft kleinlichen Sorgen und Rätseln, die das Herz doch wie Ketten belasten, daß wir im Großen, im Ganzen leben! Möchten wir aber auch aus dieser Betrachtung der göttlichen Vorsehung in den Führungen unseres Volkes in unser Einzelgeschick zurückkehren mit gestärkter Zuversicht: „Er führet es herrlich hinaus." Amen.

Christi Kreuz unser Kreuz.

Gal 2 20.

Lektion: Joh 19 17–21. Kiel, Charfreitag 1900.

Nicht ohne ein gewisses Zagen geht der Prediger daran, den Tod des Herrn zu verkünden. Die heilige Passionsgeschichte weckt so vielerlei Gedanken, löst so vielerlei Empfindungen aus, berührt jeden nach seiner Vorgeschichte und Lebensführung von so eigenen Seiten, daß es nicht leicht ist, das auszusprechen, was allen gleicherweise wichtig, für alle erbaulich, weil zusammenstimmend ist mit ihrer Art, den Tod des Erlösers anzusehen. Es kann nur versucht werden, gewisse kräftige Grundakkorde anzuschlagen, die in aller Passionsandacht mitklingen müssen.

Wohl am tiefsten hat der Apostel Paulus das Wort vom Kreuz erfaßt. Obschon er Christum nicht gekannt hat nach dem Fleisch, noch unter seinem Kreuz gestanden, hat er den tiefsten Eindruck gewonnen von dem Geheimnis des Kreuzestodes. Er hat sein ganzes Denken und Erleben dazu in Beziehung gesetzt. Die Stärke, die Leidenschaftlichkeit seines Empfindens, die Innigkeit und Lebendigkeit, womit er den Gekreuzigten als einen nahen, gegenwärtigen umfaßt, kann nun gewiß nicht von allen gefordert werden;

das ist seine eigene Art. Aber er bleibt der beste Führer auf dem Weg zum Kreuz, zu dem Bekenntnis: Christus ist mir, ich bin Christo gekreuzigt. Und erst, wenn wir das sagen können, wenn die äußere Thatsache zu einem inneren Erlebnis geworden ist, dann wird uns das Kreuz zum Heil.

Wir wollen heute darüber nachdenken, was der Apostel meint mit seinem Zeugnis: „Ich bin mit Christo gekreuzigt." Wir werden finden, daß es ruht auf der Erfahrung: „Christus ist für mich gekreuzigt" und daß dies „für mich" notwendig weiterführt zu einem „ich mit ihm".

I.

Es ist eine schöne, unverlierbare Sitte, daß wir Christen gerade in diesen Erinnerungstagen des Herrn Tod verkündigen bei seinem Abendmahl; und wenn man oft zweifeln möchte, daß der Gekreuzigte noch eine Lebensmacht bedeute für unser Volk, so ermutigen uns die Scharen, die zum Abendmahl eilen: sie fühlen doch durch Sitte oder Herzensdrang sich dahin gezogen, wo man seinen Tod verkündet. Aber freilich, aller Wert des Abendmahls für die einzelne Seele, alle Würdigkeit zu seinem Genuß hängt davon ab, daß man den Glauben habe an die Worte: „Für mich gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden." In irgend welcher Weise, ob auch nur ahnend und tastend, muß man fühlen und glauben, was der Apostel bezeugt: „Der mich geliebet und sich selbst für mich dargegeben hat."

Meine Freunde, es kann nicht genügen, wenn wir diese gewaltige Geschichtsthatsache rein nur als solche auffassen, etwa als den Knotenpunkt in jener großen Tragödie, die sich zwischen dem Vertreter der neuen, innerlichen Kindschaftsreligion und den Verteidigern der altväterlichen, knechtenden Gesetzesreligion abspielte, in jener Tragödie, worin der Held,

der Vertreter des höheren Lebens, äußerlich untergeht, während er innerlich siegt. Solche Betrachtung vermag freilich dem edlen Drange der Heldenehrung zu genügen, die viele unserer Zeitgenossen dem öden, alles gleichmachenden Materialismus entreißt. Aber darin liegen doch für mein mit Schuld und Vergänglichkeit ringendes Herz keine Kräfte der Heilung.

Ebensowenig genügt, wenn ich bloß den persönlichen Gang Jesu verfolge und verstehen lerne, wie sein Kreuzestod für ihn unvermeidlich war, die notwendige Krönung eines Lebens, das von allem Anfang an in Gegensatz trat zu den herrschenden Mächten und Gedanken der Zeit. Man kommt auf diesem Wege ja schon recht tief hinein in Jesu Todesgedanken: „Des Menschen Sohn muß leiden und eingehen zu seiner Herrlichkeit", „des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben gebe zu einer Erlösung für viele". So erkennen wir, wie das Bild des leidenden Gottesknechtes aus dem Propheten Jesaia sein Denken beherrschte, wie er es als den heiligen Willen Gottes erkannte, daß der Gerechte trage die Schuld des gesamten Volkes und sich treffen lasse von der Strafe, die das Volk verdient. Damit ist denn ein neues Gesetz des Lebens gefunden und in die Menschenwelt eingeführt: das Gesetz des stellvertretenden Leidens, wo einer für alle eintritt und spricht: „Ich will's gern leiden." So wird uns Jesus zum Anfänger und Vollender des Glaubens, der in willigem Gehorsam auch unverdientes, unverstandenes Leiden auf sich nimmt und im starken Gefühl der Liebeskette, die ihn mit allem Volk verbindet, die Strafe ihrer Sünden trägt. Aber auch so bleibt Jesus nur Vorbild meines Glaubens, er, der zuerst erfahren und bewährt hat, daß wir durch Treue bis zum Tode, durch willigen Gehorsam und liebende Hingabe Gottes Kinder werden.

Den vollen Charfreitagssegen gewinnen wir erst, wenn wir das Wort erfassen: „Der mich geliebet und sich für mich dargegeben hat.“ Auch das läßt sich noch verschieden deuten. Aber zweierlei schließt es notwendig ein.

Einmal empfinden wir unter Christi Kreuz, was Paul Gerhard singt: „Ich hab' es selbst verschuldet, was du getragen hast.“ „Meine Sünden haben dich ans Kreuz geschlagen.“ Meine Sünden! Ist das nicht Gefühlsüberschwall? Wir wissen ja, was ihn ans Kreuz gebracht, die anmaßende pharisäische Frömmigkeit der Volksführer, die religiöse Gleichgültigkeit der Römer, die sittliche Stumpfheit und religiöse Trägheit der Massen. Was haben unsere Sünden damit zu thun? Aber haben dir die Passionsandachten, die sich ja nicht bloß mit dem Helden, auch mit den Anstiftern und Nebenpersonen der Tragödie beschäftigen, nicht gezeigt, daß in allen diesen Schuldigen nur die Gesamtschuld der Menschheit sich zusammenfaßt, die Krankheit, daran wir alle leiden: der Weltsinn, die Eitelkeit, der Durst nach Erfolg und Geltung, das Hängen an dem Vergänglichen, die Kreuzesflucht, der Trotz und die Verzagtheit des Herzens, das nicht Lust hat zu der Wahrheit, die im Verborgenen wohnt? Ach ja, was Jesus empfand, die Sünde der Welt, die auch unsere Sünde, die Sünde unseres selbst- und weltsüchtigen Sinnes ist, hat ihn ans Kreuz geschlagen. Darum das Passionslied uns alle mahnt:

Seele, geh' nach Golgatha, nahe dich zu Jesu Kreuze
Und bedenke, was dich da für ein Trieb zur Buße reize.

Wie aber unsere Schuld, so spüren wir seine Huld. Ja, Jesus nahm auf sich unsere Schuld, auf daß wir Frieden hätten und heil würden durch seine Wunden. Wie er dort den Kriegsknechten und Schächern seine vergebende Gnade zuwandte, so winkt er uns, jedem, der empfind't seine

Sünd' und Gewissensschmerzen, winkt mit seinen ausgestreckten Armen: wie du bist, so darfst du kommen! Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Er starb für uns, damit wir lebten. Er tauschte mit uns die Rollen, ward arm, damit wir reich würden. Wie er die Seinen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.

Und wir dürfen, wir müssen uns einschließen in die Zahl derer, die er im Tode noch umfaßte: „und dann auch an mich gedacht, da er rief: es ist vollbracht!" Das werden die Verschiedenen mit verschiedener Unmittelbarkeit empfinden. Aber seine unendliche Liebe und Erbarmung, darin sich uns Gottes Herz voll vergebender Gnade, voll entgegenkommender Güte offenbart, diese Offenbarung der grundlosen Barmherzigkeit wird sich allen denen mitteilen, die unter seinem Kreuz empfunden haben: ich hab' es selbst verschuldet, was du getragen hast. Ach, daß wir immer mehr erführen die ganz persönliche Liebe dessen, der die Sünde der Welt trug, der die Seinen liebte bis ans Ende und in solcher Liebe sich selbst dargegeben hat, damit die arme Menschheit Vergebung, Leben und Seligkeit fände!

II.

Dies „er für uns" führt uns nun notwendig weiter zu dem „wir mit ihm". „Ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe, doch nur nicht ich, sondern Christus lebt in mir, der sich für mich gegeben . . ." Nur dann bringt dir Christi Stellvertretung Heil, wenn du selbst einrückst in die Stelle, die er für dich vertreten. Das schafft so viel Unheil in der Christenheit, daß man sich beruhigt bei dem „für uns", „an unserer Statt", bei diesem Rollentausch, ohne zu bedenken, was ein neuerer Dichter singt: „Ja streite mit ihm, wie er stritt, und teile seine Wunde und leide mit ihm, wie er litt,

bis du nach bangen Stunden darfst rufen mit ihm durch die Nacht von seinem Kreuz: Es ist vollbracht — dann erst bist du gerettet."

Ja stirb, wie er gestorben! Stirb deinem eigenen kleinen, armseligen Ich! Stirb dir selbst, so daß du sagen kannst: „Nicht ich lebe!" Nicht meine eigenen kleinen Lüste und Begierden, nicht meine persönlichen Ziele, nicht das, wonach mein Eigensinn und meine Selbstsucht sich sehnen, nicht mein fleischliches Ich und sein Bedürfnis, sich auszubreiten und zur Geltung zu bringen — nicht das ist es, worum mein Leben, mein Sinnen und Trachten sich dreht. Ach, verlaß dich selbst, vergiß dich im großen, im ganzen, geh auf in den anderen! Stirb, wie er gestorben, mit lauter Sorgen und Gedanken für Gottes, für der Brüder Sache!

Stirb der Welt und Vergänglichkeit! Hängt dein Herz noch an äußerem Erfolg? An der Anerkennung der Welt, an dem Urteil der Leute? Kannst du noch nicht vertragen, verkannt, auf einsamer Straße, auf steilem Wege zu gehen? Fliehst du noch das Kreuz, das dir dein Gewissen auferlegt? Das Kreuz, das Gottes verborgener Wille dir zumutet? Ach, stirb dem allem ab, wie er gestorben! Ergreife das ewige Leben, das in Gott verborgen ist und im Verborgenen wächst! O wie viel müssen wir dahinten lassen, bis wir sagen dürfen: „Ich bin gekreuzigt mit Christo. Ich lebe, doch nun nicht ich."

Ach, wer wagt es, dem Apostel nachzusprechen: „Christus lebt in mir"? Wer fühlt nicht das ganze Gewicht dieses Bekenntnisses im Munde dessen, der, nachdem er den Gekreuzigten verfolgt hatte mit dem leidenschaftlichen Hasse seines irrenden Gewissens, nun von ihm überwunden sein Alles, die enorme Energie, die seine schwache Leiblichkeit

stark machte, in den Dienst des Gekreuzigten stellte? Und doch, nur wenn der Gekreuzigte in uns lebt, wenn seine Liebe und der Dank für seine Gnade uns erfüllt, nur dann werden wir los von uns selbst, gekreuzigt mit ihm: „Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben deß, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben."

Aber bedeutet das nicht eine unerträgliche Verengung unserer Lebensaufgabe? Eine Verengung, wie sie oft das Christentum der Frömmsten verzerrt? Verträgt es sich etwa nicht mit dem zum Herrn bekehrten Wesen, daß man lebt und strebt für öffentliche, für Ziele von Volk und Vaterland? Muß man gleichgültig werden gegen die nahen, nächsten Aufgaben des Weltlebens? Muß man sich, wie viele Fromme wähnen, abwenden von den Gütern unserer vorwärtsstrebenden Kultur, des Bildungs- und Kunstlebens? Verträgt sich das Streben nach den Idealen deutscher Macht und Bildung nicht mit dem Bekenntnis: „Christus lebet in mir"?

O nein. Nur müssen all diese edeln Bestrebungen, dies Aufgehen in hohen, idealen Zwecken, dies Mitkämpfen für die Größe und Ehre und Bildung der deutschen Art Stempel und Weihe empfangen von dem, der uns das letzte Ziel, die Ewigkeit, ins Herz gelegt hat. Sie müssen Teile werden des Ewigkeitslebens, das zu verbreiten unsere höchste Pflicht ist. Am Ende müssen all diese Ziele in die Richtlinie aufs höchste Ziel fallen. Unser Glaube muß unser Leben in diesen idealen Zwecken reinigen von dem eiteln, selbstgefälligen Beisatz, der so leicht auch dem idealsten Streben sich beimischt. Christi Sinn, sein Geist, seine selbstverständliche, selbstlose Opferwilligkeit, seine Bereitschaft, selbst zu schwinden, wenn nur die Sache wächst, seine Treue in Gehorsam und Liebe — ja Christus selbst soll leben in uns.

Ja, unter seinem Kreuze spüren wir's: „Ich muß abnehmen, er muß zunehmen.“ Das aber ist die Aufgabe eines ganzen Christenlebens. Sie ist erfüllt erst, wenn wir aufhören, im Fleisch zu leben. Die Kraft aber, die uns mit ihm sterben, uns selbst kreuzigen lehrt, das ist der Glaube an den Sohn Gottes, die heilige, hingebende, hingenommene Liebe zu dem, der uns geliebet und sich selbst für uns dargegeben hat. Ach, daß wir immer tiefer erfaßten sein „Für euch gegeben“, damit wir immer wahrer von uns sagen dürften: mit ihm gekreuzigt, darum lebendig mit und in ihm. Amen.

Ostergewissheit.

Mark 16 1—7.

Lektion: Ps 118 14—28. Kiel, Ostersonntag 1898.

Ein gewisses Ineinanderspielen von Natur- und Gottesreich wird heute wohl jeder empfinden. Ist auch das Frühlingswehen und Blühen in unserem Klima nur matt und andeutend, doch fühlen wir es wie neue Lebenskraft durch unsere Adern strömen: „Es muß doch Frühling werden!“ Freilich wird manche Schwäche nun gerade doppelt empfunden, manche Thräne geweint, die kein Blick in die leuchtende Natur trocknet. Tiefer Kummer, Sündenschmerz zumal, findet draußen in der Natur nur schattenhafte Andeutungen, nur weissagende Vorbilder dessen, was auf dem Wege der Gnade uns erblüht. O daß Leib und Seele zugleich sich freuten und erneuten im lebendigen Gott, der Leben drinnen wie draußen schafft!

Diesen lebendigen Gott verkündet uns unsere Ostergeschichte. Ich weiß, es treten viele von euch gerade an sie mit Zweifeln und Bedenken heran. Und wahrlich, sie

drängen sich uns Heutigen auf. Ich zweifle auch, daß irgend welche apologetische Rede sie überwinden wird. Wichtiger und wirksamer scheint mir eine einfache Darstellung dessen, was die Jünger, was wir Heutige am Glauben an den Auferstandenen haben, weshalb sie, weshalb wir an ihm festhalten müssen, festhalten würden, auch wenn die äußeren Zeugnisse versagten oder zu undeutlich und widerspruchsvoll blieben. Es ist eben eine höhere Wahrheit, eine Glaubenserfahrung, die unser Text ausspricht, indem er uns die Frage beantwortet: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“

Unser Text ist keine Prosa, die man buchstäblich oder mit zerlegendem Verstand analysieren sollte; er ist Poesie, die mit ergriffenem Herzen gelesen und gedeutet werden will. Lasset uns dem Weg der Frauen nachgehen, ihrem Suchen und Finden. Lasset uns nacherleben und erfahren 1. wie die Frauen den Stein gewälzt fanden von ihres Heilands Grab, 2. wie durch den Auferstandenen auch von unserem Herzen jeder Sorgenstein genommen wird, der uns beschwert.

Ach, möchte ein Hauch der Ewigkeit aus dieser Osterbotschaft zu uns allen kommen, ja, auch dem Gebeugtesten neues Leben, neues Hoffen schaffen! „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten; thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich da hineingehe und dem Herrn danke!“

I.

Lasset uns vor allem den Frauen folgen zum Grabe des Gekreuzigten — da bleibt für immer die Quelle aller echten Osterfreude!

Es ist ja offenbar, daß die Auferstehung des Herrn nicht eine Thatsache ist, die sich aller Welt aufdrängte, wie irgend ein Naturereignis, wie etwa der Frühlingsanbruch.

Der Auferstandene erschien nur wenigen, die ihn suchten; die Auferstehung war ein persönliches Erlebnis.

Die Frauen fanden den Auferstandenen, weil sie den Gekreuzigten suchten. Was führte sie hin zum Grabe? Ihr jüdischer Glaube griff noch nicht darüber hinaus. Nein, noch hofften sie nicht, noch ging in ihrem Herzen die Ostersonne nicht auf, noch waren ihre Augen gehalten von Trauern und Klagen, noch konnten sie nicht hinauskommen über den furchtbaren Eindruck des Kreuzestodes; und auch die Voraussagungen des Herrn von seinem Auferstehen lebten nicht auf als freudige Ahnungen. Sie kamen, um ihn zu salben, in treuer Sorge um den Toten, getrieben von der Liebe, die nicht lassen kann. O, und rührend ist dieser Dienst am Leichnam, echt weiblich diese Geschäftigkeit um das kalte, leblose Schattenbild des geliebten Lebens. Eben in dieser Liebe, die den Gekreuzigten festhält im Tode, in dieser Treue, die dienen und Liebe zeigen muß, nicht um Dank zu empfangen, Freude zu bereiten, sondern allein, um dem eigenen Empfinden treu zu bleiben — darin liegt schon der Keim des Osterglaubens: für die Liebe und Treue ist er nicht tot; sie dient ihm, als ob er die Dienste noch erfahren könnte; im Herzen ist er auferstanden.

Und am Ende gilt das auch für uns: auch für uns lebt der Auferstandene nur, auch wir haben den Osterglauben nur, wenn unser Herz in Liebe und Treue an dem Gekreuzigten hängt. Und wenn wir den Zeugnissen von der Auferstehung besinnungslos trauten, — er wäre uns nicht der Lebendige, wenn wir ihn nicht gefunden hätten im Herzen, suchend den Gekreuzigten.

Da ward der Frauen Herz zuerst beschwert und dann erleichtert: „Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns

den Stein von des Grabes Thür?" Da sie den Stein bereits weggewälzt fanden, blieb doch vor ihres Herzens Thür der Stein: Wo ist der Herr? Banges Zweifeln über sein Verbleiben, Nichtfassenkönnen der seligen Hoffnung!

Versetzen wir uns in die Lage der Frauen. Mit der Kreuzigung war, wie der Herr vorausgesagt hatte, die Zuversicht der Jünger gebrochen; sie flohen, da ihr Meister den dunklen Weg betrat. Sie verloren das Verständnis für Gottes Wege: hatte Gott ihn nicht verlassen, da er so sein Leben auslöschen ließ, seine Sache dem Spott und Gericht der Feinde preisgab? O wie schwer war der Stein, der ihr treues, liebendes Herz beschwerte, das doch festhielt an dem Herrn wider Hoffen ohne bestimmten Glauben! Ja, dieser Stein entsprach genau dem übergroßen Stein, der vor seines Grabes Thür lag. War die Kreuzesschmach, war die Grabesnacht das letzte, das sie von dem Heiligen erfahren sollten? Und so sehr war ihr Herz von diesen Zweifeln und Widersprüchen beklommen, daß der Stein davor blieb, auch als sie den Stein gewälzt fanden von des Grabes Thür. So sehr war ihr Blick im irdischen Raum begrenzt, daß sie noch immer keinen Ausweg fanden aus des Grabes Dunkel.

Bis ihr Blick auf den Engel fiel, der im Grabe saß! Was bedeutet das? Durch eine Stärkung und Eingebung von oben fanden sie die Antwort auf all die bangen Fragen suchender Liebe. Eine Stimme des Himmels erweckt das Gedächtnis, belebt den Glauben an Jesu Vorausſage.

„Er ist auferstanden und ist nicht hier." Der dunkle Weg, den er betrat, geht in den Himmel aus. Er ist euch leiblich, irdisch für immer genommen; aber er lebt in einer neuen Form, in einem neuen Leibe, er lebt und ist hindurchgedrungen durch die Dunkelheit des Todes. Gott hat nicht zugegeben, daß sein Heiliger die Verwesung sehe.

Wie nun diese Gewißheit sich ihnen mit der Gewalt der Offenbarung aufgedrängt hat, da ist der Stein weggewälzt von ihrem Herzen, wenn auch die Freudenbotschaft so herrlich, so gewaltig ist, daß sie zuerst nur Zittern und Entsetzen weckt. Ja, nun erst können auch sie einstimmen in den Ruf: „Es ist vollbracht.“ Nun ist der Kreuzestod nicht mehr das Ende ihrer Hoffnungen, sondern der Anfang und Grundstein ihrer Seligkeit; nun fällt auf all die dunklen Erdenwege ihres Meisters das hellste Licht aus der Ewigkeit. Nun ist das Kreuz gekrönt: „Mußte nicht Christus solches leiden und eingehen zu seiner Herrlichkeit?“ Ja, der Tod ist verschlungen in den Sieg.

Dürfen wir nun nicht auch ein drittes Moment unseres Textes als eine innere Erfahrung des Glaubenslebens deuten, wie wir das Suchen und Finden gedeutet haben? Zum Schluß wird den Frauen eine Weisung ertheilt, wie sie den Auferstandenen mitten in dieser Zeit, wie sie den Verklärten in Raum und Zeit wiederfinden können: „Er wird vor euch hingehen in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen.“

Warum nur in Galiläa? Dort waren die meisten Spuren seines Erdenlebens, dort die Stätten ihrer seligen Gemeinschaft. Dort, wandelnd auf Wegen, die sein Fuß oft betreten, dort, bleibend in den Erinnerungen, die um ihn sich drehten, werden sie ihn vor sich hingehend finden.

Ja, und wenn wir uns erinnern, wie wir dann dort die Jünger wiederfinden, dann erkennen wir noch einen weiteren Sinn dieser Weisung. „Da spricht Petrus zu den anderen, ich will hin fischen gehen; da sprachen sie zu ihm: so wollen wir mit dir gehen.“ So treten sie wieder ein in ihr altes Leben, in ihren alten Beruf, zugleich doch auch als Men-

schenfischer. Und seht, das geschah auf Weisung des Meisters; nicht am Grab, nicht im Trauern, sondern im Leben und Wirken in seinem Geist finden sie den Lebendigen in ihrer Mitte. Zurückkehrend zu den alten Pflichten, ihnen obliegend im Gehorsam des Meisters, erkennen sie, wie er bei ihnen ist und vor ihnen hergeht: „Siehe ich bin bei euch alle Tage."

II.

So fassen wir nun unsere Ostergedanken in die Antwort auf die Frage der Frauen: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?"

Zwar in dem ursprünglichen Sinn, wie die Frauen es frugen, werden wir sie kaum fassen. Uns erweckt der Kreuzestod des Herrn nicht mehr die Fragen und Bedenken, wie den ersten Jüngern. Wir sind von klein auf durch die Frömmigkeit der vielen Jahrhunderte gewöhnt, im Kreuze Christi nicht Schmach und Aergernis, sondern die Vollendung seiner tragischen Größe zu sehen. Nicht erst von der Auferstehung her, unmittelbar verstehen wir sein letztes Wort am Kreuz: „Es ist vollbracht." Das Aergernis des Kreuzes, davon Paulus zeugt, ist für unser allgemeines Empfinden aufgehoben: sein Tod, darin sein Gehorsam und seine Liebe sich erfüllten, ist sein Sieg über das Vergängliche; der Siegeskranz schlingt sich um den Kreuzesstamm. Darum liegt uns kein Stein mehr vor seines Grabes Thür.

Und doch liegt noch immer ein Stein vor unseres Herzens Thür, der schwerste Sorgenstein, der auch die Jünger bedrückte. Ja, was ist für einen tiefdenkenden, sich selbst prüfenden Menschen der schwerste Sorgenstein? Das ist die Schuld, die Sündenmacht, die er in sich spürt; das ist das Bewußtsein all der Unzulänglichkeit, all der Willensschwäche, all der Rückstände gegenüber Gottes Willen und

Gesetz. Wer wälzt uns diesen Stein von des Herzens Thür? Nun, nichts anderes als die Gewißheit: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Diese Gewißheit will gerade Ostern stärken: er lebt, er ist uns nahe und mit ihm die göttliche Gnade gegenwärtig. Was hilft uns sein Sterben für uns, wenn wir ihm nicht mitten im Leben begegnen? wenn wir nicht wissen und fühlen: wir haben einen barmherzigen Hohenpriester, der Mitgefühl hat mit unserer Schwachheit? Das wissen wir nun: Er ist nicht damals bloß durchs Land gezogen, aufrichtend mit vergebender Gnade alle, die gebrochen waren; er ist noch immer um uns und in uns, wo wir nur suchen den Gekreuzigten. Nie mehr kann's uns fehlen am Tröster, am Helfer, der uns aufrichtet aus unserer Sünden Not; nie mehr werden wir vergebens unsere Hand ausstrecken nach einer leitenden, stützenden Hand in unseres Irrtums Dunkel: Er ist nahe denen, die zerschlagenen Herzens sind; er hat noch immer Kraft und wirkt sie an allen, die zu ihm kommen. Wenn wir gebeugt und beladen ihn suchen, dann wälzt er die Last von unseres Herzens Thür: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Nun erst, nachdem wir diese Last hinweggewälzt wissen, antworten wir getrost auf die Frage: „Wer wälzt uns den Stein von unseres Grabes Thür?“

Es ist ja manchem unter uns, der in der Frische und vorwärtsstrebenden Kraft der Jugend steht, nicht angemessen, mit dieser Frage sich zu quälen. Aber wer sie nicht für sich selber stellt, hegt sie in der Sorge um andere, Heimgegangene, Hinsiechende. Und zu beschwichtigen ist sie nicht einfach durch die Ansprüche unseres unsterblichen Geisteswesens auf Erhaltung seiner Energie. Wer den Mut hat,

aus ſich heraus das Fortleben zu fordern, deſſen Selbſtkritik iſt ſchwach. Chriſtliche Selbſtbeurteilung ſtellt den Anſprüchen und Anſätzen ewigen Lebens in uns die Erinnerung zur Seite an die Halbheiten und Rückfälle, an die Verflochtenheit unſeres Geiſtes ins vergängliche Weſen. So bleibt uns die Frage: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“

Lebendige Hoffnung erwächſt nur aus der Gewißheit der Auferſtehung Jeſu Chriſti: „Jeſus lebt, mit ihm auch ich.“ Hier iſt ein ununterbrochener Strom ewigen Lebens, heiliger Gemeinſchaft mit Gott, ſelbſtloſer Hingabe und Treue; hier iſt eine göttliche Kraft, die erhalten bleiben muß. Wer in ihm lebt, wer von ihm erlöſet iſt vom eitlen Wandel, wer in ihm ſich gefunden und verbunden hat mit gleichgeſinnten Seelen, der lebt mit und in ihm auch fort, findet in ihm ſich wieder; dem iſt der Tod nur der Eingang in das wahre Leben; dem ſteht über den Gräbern der Seinen, die im Herrn entſchliefen: „Ich lebe und ihr ſollt auch leben.“

Wo aber das Schwergewicht der Sündenſchuld und der Todesfurcht nicht mehr den frohen Aufſchwung zu Gott hemmt, da iſt überhaupt jeder Sorgenſtein von des Herzens Thür gewälzt. „Kein Angſtſtein liegt ſo ſchwer auf mir, Er wälzt ihn von des Herzens Thür“, ſo ſangen wir mit dem alten Liede. Wo ſich überhaupt ein Grab aufthut, darin Hoffnungen und Erwartungen begraben werden, die wir mit Liebe gehegt, daran wir unſere Kraft geſetzt, bei allen Enttäuſchungen, bei allen Lebensſorgen, darf uns der Engel nicht fehlen, der uns den Kummerſtein wegwälzt oder doch tragen hilft. Wer es glaubt und daran ſich hält, daß ſein Erlöſer lebt, ſein mitfühlender, mitſorgender, unſichtbarer Freund ihm zur Seite iſt, der pflanzt immer wieder auf

jedem Grabe einer Hoffnung neue Hoffnung auf, der findet immer neuen Mut; ja, so wir recht verlieren, gewinnen wir, und mit jedem neuen Verlust, wo wir seine Hilfe gespürt, lernen wir mehr danken für die schweren Stunden: jedes Kreuz ist dem, der es vom Herrn sich auflegen läßt, eine neue Erfahrung der Durchhilfe Gottes. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark."

Ja, dieser Engel, der von des Erlösers Grabe her uns durchs Leben begleitet, läßt kein murrendes „Warum" in unserem Herzen aufkommen; „er deutet nur nach oben, mild lächelnd, aber stumm. Er hat für jede Frage nicht Antwort gleich bereit; sein Wahlspruch heißt: Ertrage, die Ruhstatt ist nicht weit" (Spitta). Der weist dein unruhiges Herz hinaus über die Grenze dieser verworrenen Erdenzeit und lehrt dich, was dir dies Leben kreuzt und beschwert, betrachten vom Friedenshügel der Ewigkeit: „So geht er dir zur Seite und redet gar nicht viel und denkt nur in die Weite ans schöne, große Ziel" (Spitta).

Haben wir nicht Anlaß zu großer Freude? Die Sündenangst, die Todesfurcht, die Unruhe und Verzagtheit im Lebenskampf, alles muß weichen vor der Gewißheit: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Darum, mein Christ,

Wirf dein Anliegen auf den Herrn
Und sorge nicht: er ist nicht fern;
Denn er ist auferstanden.

Amen!

Gebet im Namen Jesu.

Joh 16 23 u. 24.

Lektion: Ps 143 1 2 5 6 8 10 11. Kiel, den 20. Mai 1900.

Rogate, betet! — So mahnt der heutige Sonntag, und im Ausblick auf Pfingsten: betet um den heiligen Geist!

Das ist die Zurüstung auf Pfingsten. Damit ist aber seit alters das Evangelium verbunden vom Gebet im Namen Jesu. Irre ich, oder wird nicht von vielen in der Gemeinde der Sinn dieses Gebets nicht verstanden, irgend etwas ganz Geheimnisvolles darin gesucht und eben darum nicht danach gethan? Aber als ich über diesen Text nachdachte und mir vornahm, sein Verständnis zu fördern, da legte sich mir noch eine wichtigere Aufgabe als Pflicht auf: wie viele unter uns bedürfen der einfachen Mahnung: betet! Wie viele gerade in unseren Kreisen, die sich zu Christo halten, wissen nicht, wie sie beten sollen!

Nun können wir das Beten am besten wieder lernen, wenn wir auffassen, was Jesus hier von uns fordert: den Vater bitten in seinem Namen. Das könnte für viele, die das naive Beten verlernt haben, ein Rückweg dazu werden. Da treten, wie überhaupt bei dem Jesus, den Johannes schildert und sprechen läßt, die innerlichen Beziehungen weit über die äußeren sinnlichen Zeichen. Muß nicht das Geschlecht unserer Gebildeten auch von innen nach außen geführt werden?

So laßt uns denn heute mahnen: Rogate! Zuerst aber uns klar darüber werden, was uns am Beten hindert; dann uns sagen lassen, was das Gebet in Jesu Namen uns zumutet. Und endlich daraus den Mut schöpfen, mit allen unseren Anliegen zum Herrn zu kommen.

I.

„Bisher habt ihr nichts gebeten." Von wie vielen gilt das? aber nicht bloß von Ungläubigen, nein, von solchen, die sich zu Gott bekennen, von Christus leben und ihm nachwandeln! Wie selten reden auch solche in ihrem Hause oder auf ihrem Lager zu dem, der gebeten sein will:

„Nahet euch zu mir, so nahe ich mich zu euch!" Woher kommt das?

Bei vielen ist es zweifellos nur ein Unterschied in der Form und Aeußerung: Sie *denken* an Gott und sinnen über sein Gesetz an allen Wendepunkten des Lebens; sie nahen dem Herrn mit der stillen Frage: „Herr, wohin sollen wir gehen? lenke uns nach deinem Rat"; sie richten und ordnen ihr inneres Leben, ja auch die Entscheidungen des Handelns nach seinem Wort. Aber zu einem *Reden* mit Gott, zu einer Aeußerung, zu einem Falten der Hände und Oeffnen der Lippen drängt es sie nicht. Und wenn sie es einmal wollen, spüren sie: Wir können nicht. Es erscheint ihnen unnatürlich.

Das ist gewiß mit eine Folge jener hochachtbaren Scheu, die durch eine feinere Kultur der Gefühle hervorgerufen wird, der Scheu, das Innerste zu äußern, der Angst, zu entweihen, was man tief im Herzen trägt. Das ist aber nicht bloß Vorzug, sondern auch Schwäche; denn Gott hat uns, allen unverdorbenen Menschenkindern die Rede gegeben, damit wir lösen den Druck, die Spannung unseres Innern. Aber freilich, wir sollen nicht gewaltsam den Blumenkelch öffnen, der sich schwer erschließt.

Es ist aber auch eine Folge mangelnder Lebendigkeit und Wärme des inneren Lebens. Es klingen in vielen Seelen die Töne der umgebenden Welt so dumpf wieder, so kurz, so unsicher. Das ist ein Erziehungsfehler. Wo Eltern ihren Kindern nie gestatten, sie nie reizen, ihre Empfindungen zärtlich, warm, stürmisch zu äußern, da legt sich ein Panzer um das Herz; man mag es sich nicht mehr gestehen. Das wirkt dann auf alle Beziehungen des Gemüts zurück. Im Gespräch des Kindes mit den Eltern übt sich der Gesprächsverkehr mit Gott. Wer aber sich gewöhnt

hat, den Eltern nur mit stiller Haltung und That zu antworten, der findet die Rede auch nicht im Verkehr mit Gott. Man denkt an ihn, dankt ihm im stillen Sinn, sucht seinen Willen in seinem Wort, dient ihm in der That, aber — man schweigt zu ihm.

Das hat aber meist noch einen tieferen Grund: Man hat den lebendigen Gott verloren, mit dem man sprechen könnte, als mit einem persönlichen Gegenüber.

Einst, als man ihn wandeln sah im Garten Eden, herabfahren auf einer Wolke, als eine Taube, auf Engelsflügeln — da war er ein Wesen, mit dem man redend verkehren konnte. Und alle die unter uns, welche noch mit der Möglichkeit rechnen, daß Gott nach Willkür seine Ordnungen wandeln, seine Naturgesetze umbiegen, die Gesetzmäßigkeit des Lebens durchbrechen könne, daß noch heute Wunder geschehen nach seinem Willkürwillen, indem alles sich richten soll nach den Bedürfnissen von uns Menschen — sie können ihn bestürmen mit ihren Gebeten und Wünschen, weil sie erwarten, daß sie Gott zwingen oder doch lenken können auf ihr Begehren.

Aber wie viele unter uns denken wie der vierzehnjährige Bismarck, daß das Gebet unnütz sei, da Gott doch alles besser wisse, wie wir! Wie vielen hat sich am tiefsten eingeprägt das Wort: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe denn ihr ihn bittet!" Und wie vielen unter uns, besonders solchen, die berufsmäßig mit der Gesetzmäßigkeit alles Natur- und psychologischen Geschehens zu rechnen haben, deren wissenschaftliches Forschen steht und fällt mit dem Zutrauen zu der Unverbrüchlichkeit der Gesetze des Geschehens — wie vielen ist es Gewissenspflicht, auf die Annahme zu verzichten, daß unser Gott im Himmel schaffen

kann, was er will! Nein, er kann nur schaffen und er will auch nur, was er nach seiner selbstgesetzten ewigen Ordnung darf, was seine Treue gestattet. Ist aber Gott gebunden an seine Ordnungen, ungebunden aber an unser Begehren, was hilft es ihn anzuflehen? Dabei verbietet die rechte Ehrfurcht, ihn sich menschlich vorzustellen: „Er wohnet nicht in Tempeln, seiner wird auch nicht mit Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte; in ihm leben, weben und sind wir." Da fehlt dann das engbegrenzte Einzelwesen, zu dem man reden, dem man sich eröffnen könnte. Denken kann man daran, sich richten kann man nach seinen Ordnungen. Aber mit ihm reden, wie mit einer bestimmten Person?

II.

Aber auch solchen, wie uns allen, ruft der Herr zu: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben." Verstehen wir's nur recht, was das heißt: „In Jesu Namen!" Das ist ein Gebet, für welches sein Sinn, seine Gesinnung, sein Motiv, seine Absicht, der Inhalt seines Strebens maßgebend und bestimmend ist. Antrieb und Ziel ist gegeben in der Gemeinschaft mit Christi und mit Gottes Geist; darum ist auch seine Erhörung gewiß.

Was uns zu solchem Gebet treibt, das ist nicht unser Wille, unser Begehren, es ist sein Wille. Unser Gebet soll nicht darauf gehen, Gott zu zwingen, Gott zu beugen, Gott etwas abzuringen; unser Gebet soll uns zwingen, uns beugen, uns etwas abringen. Gebet im Namen Jesu — das ist das Gebet, wie er es uns gelehrt hat, das Gebet, darin wir beten um seine Sache, seinen Namen, sein Reich, seinen Willen, daß sie, die auch ohne unser Gebet und von ihm selber kommen, auch bei und in uns siegen und herrschen.

Gebet im Namen Jesu, das ist das Gethsemanegebet: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe; laß diesen Kelch an mir vorübergehen; aber nicht wie ich will, sondern wie du willst." Gebet in Jesu Namen ist ein immer neues Vertrauenfassen zu dem Vater, der nur Gedanken des Friedens hat über den Seinen; ist ein immer neues Eintauchen und Zurückgehen aus allen Beziehungen der Welt, aus aller Abhängigkeit von den wechselnden Schicksalsgängen auf die tiefste Beziehung zu dem Gott, der seinen Kindern alles zum besten dienen läßt. Das ist der Antrieb: sich zu beugen unter seinen Rat.

Und das ist das Ziel: „daß eure Freude vollkommen werde". Evangelium ist frohe Botschaft. Glauben ist Sieg, ist Berufswirken mit Freudigkeit, ist Friede und Freude im heiligen Geist. Verstimmte Saiten des inneren Lebens — Folgen des Nichtverstehens göttlicher Wege und Absichten, Folgen des Schauens auf das Zeitliche, Augenblickliche, Enge — sie sollen wieder neu gestimmt werden; frisches, zuversichtliches Wirken im Beruf, gewisser Glaube an den Sieg des Göttlichen soll neu erstehen. Ja, am Ende ist Ziel alles christlichen Gebets: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir." Oder, wie es jemand beschrieben hat:

Gebet ist Balsam, Trost und Friede, in Gott ein froher Untergang
Es ist mit Gottes ew'gem Liebe tiefinnerster Zusammenklang.
Gebet ist Freiheit, die der Schranke der Erdenmacht die Seel' entreißt:
Da steht kein Wort und kein Gedanke mehr zwischen dir und Gottes Geist.

Und wer, der überhaupt an Gott glaubt, kann zweifeln, daß solches Gebet die Erhörung in sich trägt? Geht darauf

nicht die Verheißung Jesu: „So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten."

Oder wie sollen wir den heiligen Geist gewinnen? Glaubt ihr, daß man sich diesen heiligen, freudigen, gewissen Geist der Gemeinschaft, daß man sich diesen frohen Untergang des eigenen in Gottes Willen, der eigenen Wünsche in dem, was allen frommt, — glaubt ihr, daß man ihn sich erzwingen, durch Vorsätze erkämpfen kann? O nein: der Geist wehet, wo er will, wo Gott will. Mögen für alle Naturgeschehnisse, für alle Erlebnisse Gesetze und Ordnungen gelten, — im Reich der Gnade, im tiefsten Leben der Seele waltet Gott frei nach dem Gesetz seiner Gnade.

Doch nicht ohne Ordnung!

Die Gnade will erbeten sein. Daß wir darum bitten, uns danach sehnen, daß wir den Zug verspüren, das ist nicht unser Thun, sondern sein Ziehen. Aber wenn wir nun dem Zuge folgen, uns aus aller Not und Gefahr, aus aller Bitterkeit und Verärgerung darein schicken, nach ihm zu blicken; wenn wir unsere Seele zusammenfassen und gürten, um ihm still zu halten; wenn wir mit ganzer Wendung auf das hinschauen, was sein Wille ist; wenn wir harren auf seinen Geist und seine Nähe, dann dürfen wir uns verlassen auf die Verheißung: „Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude völlig werde."

III.

Nicht wahr, solches Beten — ihr könnt's nicht leugnen — es thut weder eurem Denken und seinen Gesetzen noch eurem Gefühl und seiner Scheu Zwang an. Das ist ein ganz innerliches Verhalten zu inneren Vorgängen. Ja,

man kann so beten, ohne zu reden, ohne zu drängen; man muß nur stille halten. Aber es führt doch zum lauten, absichtlichen Gebet zurück.

Achtet wohl! Auch solches Beten will seine Zeiten und Gelegenheiten haben. Ihr habt euch hineingedacht in jenes Bitten ohne Unterlaß, das alles Thun und Wirken, Genießen und Leiden begleitet wie ein stiller Grundakkord. Und es mag sein, daß manche unter uns so starken Geistes sind, daß sie mitten im Strom des Lebens, in der Unruhe des Geschäfts, im Grunde der Seele still und ruhig sind. Aber die meisten müssen die stillen Stunden suchen, die Zeiten und Orte absondern, damit sie ihr Leben in der Tiefe sammeln und durch die vielen Stimmen der Zeit hindurch die Stimme Gottes hören über den Wassern. Ja, über den Wassern! Wie unser Erlöser, dessen Geistesstärke und stete Gottinnigkeit von uns ewig unerreicht bleiben wird, doch nach einem großen Tage sich absichtlich zurückzog, die Menge entließ, die Jünger wegsandte und allein auf den Berg ging „und am Abend betete er allein"; so müssen wir Zeiten und Gelegenheiten suchen, aussondern, damit wir zur Stille kommen, zum Alleinsein, zum Reden mit dem Herrn.

Ach, daß wir achteten auf das Gesetz des Rhythmus im Leben! Wir brauchen in der Unrast der Arbeit und des Lebenskampfes Ruhe, nach all dem Ausgeben von Kraft Einnehmen; mit dem Ausatmen muß das Einatmen wechseln. Sonst verzehrt sich am Ende die aufgesammelte Kraft.

Aber dann, wenn wir erst wieder gelernt haben, im Namen Jesu mit dem Vater zu reden, uns Zeit zu lassen für den Verkehr mit Gott, die ersten Bitten des Vaterunsers zu sprechen mit bewegter Seele — dann lernen wir auch

wieder die vierte, die ums tägliche Brot, und die andere, um Erlösung vom Uebel, kindlich vor ihn zu bringen. Und wie das kananäische Weib zuerst nicht für sich, sondern im Mitleiden für ihr Kind flehte, so treibt uns zuerst Mitsorge und Mitleiden und Mittrauer in Fürbitte und Gebet. Von da aber ist's nicht mehr weit bis dahin, wo wir auch all unsere eigenen Nöte, Sorgen, Freuden ausschütten vor dem Vater, nicht um ihn zu zwingen, sondern in Jesu Namen, weil er uns nahe ist und uns trägt und wir alles stellen wollen unter seinen Willen und Rat. So können wir denn wieder mit allem, was uns drückt, ihn bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.

So, liebe Freunde, ist's mir und manchem gegangen. Ach, daß wir wieder sprechen lernten wie die lieben Kinder mit dem lieben Vater! Ach, daß wir wieder einen lebendigen, nahen Vater hätten, der uns das Herz aufschließt! Darum bitten wir um den Geist des Gebets:

O heiliger Geist kehr' bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein;
O komm du Herzenssonne.
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
Bei uns und in uns kräftig sein
Zu steter Freud' und Wonne.
Sonne, Wonne, himmlisch Leben willst du geben,
Wenn wir beten. Zu dir kommen wir getreten.
Amen!

Was ist der Pfingstgeist?

Apostelg 2 1—4.

Lektion: Joh 14 23—27. Kiel, Pfingsten 1901.

Daß wir an Pfingsten der Gründung der christlichen Kirche gedenken, ist allen geläufig. Und sofern alle Urteils-

fähige, auch die, welche für sich der Kirche nicht bedürfen, doch aus der Geschichte wissen, welch ein Segen, welch ein Strom höherer Kultur von ihr ausgegangen, ist auch ein dankbares Gedenken des Tages unter uns gesichert. Nun feiern wir Feste gewißlich in erster Linie zum Gedächtnis geschichtlicher Thatsachen. Aber ein bleibender Segen ist ihnen nur dann sicher, wenn wir jene gefeierten Thatsachen auch in uns aufnehmen, die Kräfte, die sich darin auswirkten, in uns erneuen, und die Antriebe, die sie enthielten, in unser Leben herübernehmen.

Dazu aber läßt die meisten das Pfingstfest am wenigsten kommen. Denn so einfach und verständlich die offenkundige Thatsache ist, die wir feiern, die christliche Kirche, die die christliche Kultur ausbreitete, so unverständlich und verborgen ist vielen die innere, geistige Thatsache, die zur Gründung der christlichen Kirche führte: die Ausgießung des heiligen Geistes über die Gemeinde. Die Erzählung ist so umwoben von wunderbaren Momenten, die Begebenheit so schwebend zwischen Himmel und Erde, daß einem Geschlecht, das nur klare, deutliche Anschauungen zu fassen vermag, sich alles aufzulösen droht in den Schleier der Dichtung. Was ist eigentlich geschehen? was ist der heilige Geist, der da ausgegossen ward? Die Frage habe ich so oft gehört, daß ich nicht daran vorbei kann. Lasset uns heute klar darüber werden: Was ist der Pfingstgeist? Was brachte er der Gemeinde? Und was bringt er uns?

I.

„Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, darin sie saßen." Sehen wir einmal ab von den äußeren Thatsachen und fassen wir sie als das, was sie uns veran-

schaulichen sollen, als Zeichen und Sinnbilder innerer Vorgänge, dann sagt uns dieser Vers: „Sie wurden alle voll des heiligen Geistes."

Ja, die Fülle, das Erfülltsein, die Ganzheit ihres Geisteslebens wird betont. Das war das Neue: Bisher hatten sie das Leben mit Jesu, das Fragen nach Gott, den Verkehr mit dem Vater, bisher hatten sie, kurz gesagt, die Religion Jesu auch gekannt, geschätzt, befolgt. Aber es fehlte die Stetigkeit, die Unmittelbarkeit, die Sicherheit. Sie wichen immer wieder von ihm; sie fragten immer wieder zweifelnd nach seinem Sinn, sie verließen ihn in der Gefahr. Ihre Frömmigkeit war wie ein unterbrochener Strom. Die Religion, die Beziehung zu der höheren Welt, in der er lebte, war immer wieder gestört durch irdische Ziele und Ideale, durch volkstümliche Anschauungen. Was sie nun neu erlebten, war: das ganze Haus, das ganze Herz, das ganze Leben war erfüllt von dem himmlischen Wesen, von dem höheren Trieb. Sie spürten es, indem sie zurückblickten auf ihren bisherigen Zustand: Gott giebt seinen Geist nicht nach dem Maß, er giebt ihn ganz, sein Becher ist Ueberfluß.

Nun, das ist der Pfingstgeist, den wir uns erbitten sollen, ein gewisser, fester, ganzer Geist, Stetigkeit in der Beziehung zu Gott. Der hat ihn nicht, dem sein religiöses Leben nur an festlichen Höhepunkten seines Lebens bewußt und genußreich wird; der sich nur unter bestimmten Veranlassungen in dasselbe hineinsteigern läßt, der aber im gewöhnlichen Leben zurücksinkt in die ordinäre, weltliche Denkart, in bloß irdische Beziehungen. Das ist nicht heiliger, nicht Christi Geist, sondern eine bloße Stimmung, ein dilettantisches Spiel mit hohen Empfindungen und Anregungen.

Ach, wie bedürfen wir des, daß die Religion, das

überweltliche Leben der Grundstrom, die durchgehende Melodie unseres Lebens wird! Ein Leben, zu dem wir uns nicht absichtlich aufraffen oder zeitweilig erheben lassen; sondern ein Erfülltsein des Ganzen, ein Getragensein in allem durch die Gewißheit: Abba, lieber Vater. Ja, daß diese Gewißheit: Gott will es, der Vater liebt uns, der Himmel ist unsere Heimat, es ist das Ende gut, daß sie nicht immer neu errungen werde, sondern, daß sie uns wie selbstverständlich begleite: Mit Gottes ew'gem Liede tiefinnerster Zusammenklang.

Aber wie viele seufzen nach solchem vollen, gewissen, steten Lebensgeist! Wie viele begehren von uns, daß wir sie dazu führen! Wie erlangen wir ihn?

Ja, wie erlangten ihn die Jünger? „Sie waren alle einmütig beieinander, da geschah schnell ein Brausen wie eines gewaltigen Windes." Sie wurden vergewaltigt, sie wurden überwunden, heißt das, durch eine Kraft aus der Höhe. Wie? Das wußten sie selbst nicht. Nicht eigenem Streben und Mühn, nicht Nachsinnen und Nachgrübeln dankten sie die Gewißheit, die Herrschaft Jesu in ihrem Leben, die Erfülltheit aller Beziehungen durch die religiöse Beziehung. Es war ihnen später, als sie darauf zurückblickten, wie es Jesus einmal beschreibt: „Du höreſt sein Sausen wohl und weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ein jeglicher, der vom Geist geboren wird." „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, außer durch den heiligen Geist." Gewiß, vieles war vorbereitet: Pfingsten wirkte durch die Ansammlung der Massen, die des Heils begehrten, den Heiland nicht kannten; es wirkte die einmütige Gemeinschaft, die eine Stetigkeit des Sehnens auslöste; es wirkte die immer erneute Erinnerung an den einen Herrn. Aber

am Ende war doch das Entscheidende, der Durchbruch der Gewißheit, der Sicherheit, der Fülle eine Ueberraschung.

Nein, nicht durch eigene Vernunft noch Kraft können wir die Gewißheit gewinnen; der heilige Geist, der Geist aus der Höhe, beruft uns, läßt all die Einflüsse des Lebens sich sammeln in dem einen Brennpunkt und so dies neue, gewisse Leben in Christo, in seinem Geist, zum Durchbruch kommen. Ach, daß wir Ernst machten mit dem Glauben an den heiligen Geist! Daß wir unser inneres Leben und anderer religiöses Wesen nicht zwingen und dringen, sondern dem befehlen wollten, der seinen heiligen Geist giebt über Bitten und Verstehen!

II.

„Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt wie von Feuer, und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen." Wollt ihr grübeln über den äußeren Vorgang? Wollt ihr euch verwickeln in die Widersprüche der Darstellung? Wollt ihr es nicht lieber deuten mit dem dichtenden Gemüt? Dann redet es uns herrlich von der Wirkung dieses neuen, gewissen, heiligen Geistes, der sie erfüllt, überwältigt hatte.

Diese Wirkung war Begeisterung, Enthusiasmus.

Seht diese Jünger! Bisher hinter verschlossenen Thüren aus Furcht vor den Juden, ihr Geheimnis geflissentlich für sich behaltend, eine stille Sekte im jüdischen Volk. Nun heraustretend vor alles Volk, zeugend für ihren Herrn, werbend für sein Reich; sie können es nicht lassen, daß sie nicht reden sollten von allem, das sie gesehen und gehört haben. Keine Erwägung der Folgen, kein Bedenken der Gegenwirkungen, kein Berechnen der Leiden. Die Leute spotten: Sie sind voll süßen Weins, sie sind trunken, unsinnig, über sich selbst hinaus. Und so ist's, sie sind's. Da ist ein Trieb erwacht, der sich auswirken muß, der stärker

ist als ihre Vernunft, stärker als ihre Angst, stärker als ihre Selbstsucht. Und seht, das ist das andere, was dem heiligen Geist wesentlich ist: dies Getriebenwerden, dies Müssen, dies Nichtanderskönnen.

Sehnen wir uns nicht alle danach? Ach, wie viele sind angekränkelt von des Gedankens Bläße, können nie heraus aus den ewigen Ueberlegungen, müssen sich zu allem, was sie anfangen, zwingen und aufraffen; müssen ihre zweifelnden Reflexionen all ihr Thun brechen und schwächen lassen. O das ewige Bewußtsein! Das ewige Sichselbstsetzen! Das ewige Berechnen! Wir beneiden die Leute, die getrieben werden, es gar nicht anders wissen, als daß sie müssen. O dies selige Müssen! — „Des Menschen Sohn muß hingehen" —, dies zweifelsfreie Handeln! — „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" —, diese treibende, hinreißende, feurige Gewißheit: „Gott will es!"

Ist es nicht das Großartige apostolischen Lebens und Redens, das Einzige an Jesu Leben, dies Müssen? Ja, „welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder". Das war die Herrlichkeit, die Jesus offenbarte: Ihn begleitete durch alle Gänge seines Lebens, durch alle Thaten seiner Liebe, durch alle dunkeln Leidensstunden die heilige Begeisterung, dieser neue Kindestrieb, dieser Enthusiasmus, der nicht anders kann. Meint ihr, das sei Temperamentsache? Naturanlage? Stammesart? O nein, Jesu Apostel waren gar verschieden veranlagt: der sanguinische Petrus, der cholerische Johannes, der zögernde Thomas, der bedächtige Philippus, der tief- und weitsinnige Paulus, der klar- und warmsinnige Jakobus — aber in allen wandelte Jesu Geist Wasser in Wein: das träge, laue Lebenswasser, die alltägliche, natürliche, selbstsüchtige, selbstschonende Gesinnung in den feurigen Wein der Hingabe, der durch ihre

Adern ging und ihre Lebensgeister erhöhte zu jener Durchschlagskraft, der nichts widerstand, vor allem sie selbst nicht. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir."

Diese feurige Begeisterung steigerte ebenso ihren Gemeinsinn wie ihre Eigenart. Laßt mich darauf noch mit wenigen Worten hinweisen: „Er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen und sie fingen an zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen."

Der heilige Geist ein Gemeingeist. Ja, das war es, was ihre Zungen beschwingte, was sie so mächtig trieb, um andere zu werben. Der Zweifelsgeist, vereinzelt, isoliert, nimmt den Mut des Zeugnisses, läßt die menschliche Gesellschaft in lauter Atome, lauter Einzelne zerfallen, von denen jeder seine eigenen Ziele verfolgt. Der heilige Geist der Gewißheit, der Begeisterung sucht und schafft ein Gemeinsames, sucht das Ewige in allen, den einen Vater in allen Kindern, glaubt, hofft, trägt alles, findet Verwandtschaft in allem oder ahnt sie doch, und darum kann er anknüpfen daran. Wunderbar, dieser harm- und arglose Trieb der Jünger, vor alles Volk zu treten, vor diese Fremdlinge aus aller Herren Land. Aber die Gewißheit und Begeisterung der Jünger sieht und sucht in ihnen allen den einen Herrn, das eine Ziel, das eine Bedürfen, das eine Sehnen, nur ihnen selbst oft verborgen: unruhig ist das Herz, bis es ruht in Gott. So treten sie hin vor alle Welt: „Wir sind alle von einem Blut, daß wir ihn suchen sollten, ob wir doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns."

Nicht wahr, das thut auch uns not: dieser freudige, mutige Gemeinsinn. Was hält uns so zurück auch im näheren

Umgang, daß unser innerer Blütenkelch sich nur der Ahnung weniger öffnet? Ist es nicht, daß uns der Gemeinsinn und das Suchen des Ewigen in allen fehlt? die Unterschiede uns größer dünken als das Gemeinsame, die Verästelungen wichtiger als der Wurzelstamm?

Bitten wir deshalb heute um den Geist der heiligen Gemeinschaft, des Zeugnisses, um diesen Geist, der das Ewige sucht in jeder Einkleidung, den göttlichen Lebensgrund in allen Lebensgängen.

Aber fürchtet nicht, daß dieser Enthusiasmus, dieser Gemeinsinn alle Individualitäten ausebne, alle Eigenart verschleiße! Seht, die Zünglein des einen Feuerstromes waren zerteilet: sie redeten, wie einem jeglichen der Geist gab auszusprechen. Der heilige Geist fordert nicht eines von allen, nicht eine Allerweltssprache; sondern er erhebt die natürlichen Gaben zu Geistesgaben, nimmt ihnen nur das Vereinzelnde, Selbstgenügsame, giebt ihnen die Richtung zum gemeinen Nutzen. Er läßt einem jeden seine Art. Kein stärkerer Beweis dafür als die Jünger, als der vielstimmige Chor der Zeugen Christi im Neuen Testament. Ist da Einförmigkeit? Ist da nicht oft bis zu Widersprüchen gehende Eigenart im Erleben Christi?

So wird nun auch unter uns jeder für seinen Herrn werben und zeugen in seiner Art, so wie der Geist ihm eingiebt. „Mancherlei Gaben und ein Geist"; „mancherlei Dienste und ein Herr". Der eine zeugt mit lauter, überzeugender Rede, der andere mit stillem Wesen, das sanft zum Glauben zwingt; der eine mit der überwindenden That, der andere mit dem, was noch mehr als Worte überzeugt: mit dem Leiden ohne Klagen. Aber der Herr und der Geist ist derselbe, und was er thut und tragen hilft, gereicht zum gemeinen Besten. Denn es muß zünden und überwinden,

wo jemand nicht das Seine ſucht und ſetzt, ſondern im einen, im ganzen, im Herrn lebt und trägt.

So beugen wir zu Pfingſten unſere Knie gegen den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der der rechte Vater iſt über alles, was Kinder heißt, und bitten ihn, daß er uns ſtark mache durch ſeinen Geiſt, zuverſichtlich, gewiß und heil'gen Muts, getrieben von einem Geiſt zu einem Ziel. Amen.

In Gott ein froher Untergang.

(Das Vaterunser I.)

Matth 6 9 10.

Lekt.: I Joh 4 16–21. Kiel, den 17. Juni 1900.

Gerade die Innerlichkeit und Tiefe des evangeliſchen Glaubens iſt ſeine größte Gefahr. Seine Anforderungen an den Frommen ſind ſo hohe, die Höhenlage ſeiner Stimmung und Geſinnung ſo erhaben, daß ſie niemals von einer Menge von Menſchen, von einem Volk feſtgehalten werden können. So werden denn gerade die höchſten Aeußerungen des Glaubens, einer tiefen Innerlichkeit, eines energiſchen Lebens in Gott, veräußerlicht, um ſie allen zugänglich zu machen, allen in den Mund zu bringen. Unſere Lektion mit ihrer aller Furcht baren Gottesliebe iſt ein ſolches viel mißbrauchtes und für die Mehrzahl derer, die es ſchön finden, unwahres Wort. Es iſt wahr nur im Munde ſolcher, die ſich haben beſonders nehmen laſſen von Gottes Geiſt, die Pfingſten ſelbſt gefeiert, den gewiſſen Geiſt empfangen haben; anderen wird es eine Verſuchung zur Selbſttäuſchung, zum heiligen Betrug.

Luther hat einmal gesagt: das Vaterunser sei der größte Märtyrer, d. h. am meisten mißhandelt und erniedrigt von der Christenheit. Und wer je katholische Betpraxis in echt katholischen Ländern miterlebt hat, etwa an Gräbern das Plappern der drei Vaterunser im Wechselchor für die „abgeschiedene christgläubige Seele", der wird ihm Recht geben. Aber mißbrauchen wir es nicht selbst in unserer Kirche gar oft? Gerade dadurch, daß wir es zu oft brauchen, es brauchen als Alltagsgebet? Aber man glaubt damit Jesu zu gehorchen. Der sprach: „Darum sollt ihr also beten." Nein dies hohe Gebet ist von Jesu zwar als Mustergebet gegeben, nicht aber als feste, täglich zu wiederholende Form. Wir hören auch nichts davon, daß die erste Gemeinde das Vaterunser so gebraucht hätte. Solche Gesetzlichkeit lag Jesu durchaus fern. Im Zusammenhang unseres Textes kann das Wörtlein „also" nur bedeuten: so kurz, so gedrungen, in solchem Sinn und Geist, so frei von Plappern, überflüssigem Wortemachen, so gefaßt in Vertrauen zu dem Vater, der da weiß, was wir bedürfen, ehe denn wir ihn bitten. Und wir haben aus diesem Gebet gerade wieder ein Geplapper, ein gedankenloses Maulbrauchen gemacht! Wir beten es zur Zeit und zur Unzeit, lassen es unsere kleinsten Kinder beten, als ob wir zu aller Zeit gerüstet wären, es mit aller Wahrheit zu beten!

Laßt mich darum versuchen in den vier Andachten, die uns dies Semester noch bringt, seinen bestimmten Sinn und seine notwendigen Voraussetzungen, damit es wahr gebetet werde, zu zeigen. Und zwar wollen wir heute die drei ersten zusammengehörigen Bitten bedenken:

I. Was ist ihr wahrer, nächster Sinn?
II. Wer kann und darf sie beten?

Herr, lehre uns beten!

I.

„Vater unſer, der du biſt im Himmel.“ Das iſt das Charakteriſtiſche an dieſem Gebet: „in Gott ein froher Untergang“. Es wendet ſich zunächſt weg von der Erde, weg von ihren Mängeln und Hemmniſſen, weg auch von den eigenen Sorgen. Die Betenden kehren ein in den Himmel und ſchauen von oben her, aus der Perſpektive der Ewigkeit, mit den Intereſſen und Anſprüchen des, der im Himmel wohnt, auf dieſe Erde. Die Anrede: „der du biſt im Himmel“ iſt wahrlich nicht gleichgültig; ſie reißt unſer Sinnen und Beginnen hinauf, und dieſen reinen Aufſchwung, dieſes völlige Dahintenlaſſen der Erde mit ihren Hemmniſſen drücken die drei erſten Bitten aus.

Wir haben von klein auf an Luthers Hand gelernt, vielerlei beſtimmte Empfindungen und Gedanken mit dieſen Bitten zu verbinden. Ob es nicht vielen in der Gemeinde geht wie mir? Im Augenblick, da man betet, verſchwinden alle dieſe eingelegten Beziehungen, und nur der beſtimmte Wortlaut, Ton und Bildſinn bleibt. Vergeſſen wir aber nicht, daß die Ausdrücke, die Jeſus wählte, in ſeinem Volk, in ſeiner Zeit geläufig waren. Es iſt wahrlich nicht an dem, als ob Jeſus hier originelle, vorher nie gehörte Worte und Verbindungen benutzt hätte; wir haben unzählige Parallelen zu den einzelnen Bitten in den jüdiſchen Gebetsſammlungen. Da iſt nichts Geſuchtes, Geiſtreiches. Gerade, daß ſie ſo ſchlicht und nicht originell waren, iſt ihr größtes Lob. Ihr Neues liegt in der Zuſammenſtellung, in der Vereinigung von Bündigkeit und Weite, Kindlichkeit und Weisheit, Kraft und Demut. Fragen wir: was empfanden die Jünger unmittelbar bei den Worten, die der Meiſter ſie lehrte?

„Geheiligt werde dein Name.“ Geheiligt, das heißt ausgeſchieden von allem Gemeinen, in ſeiner Einzigkeit erkannt und mit Scheu verehrt. Im Namen ſprach ſich den Juden, ſpricht ſich dem einfachen, natürlichen Sinn der Charakter, die Perſönlichkeit Gottes aus: „du leiteſt mich auf rechter Straße um deines Namens willen“, weil du der gnädige Bundesgott deines Volkes heißt, Jehova, der da war und iſt und ſein wird, was er war. Name iſt nicht Schall und Rauch bloß; im Namen ſpricht man aus, was man von einer Perſon erlebt und erfahren hat, was ſie von ſich offenbart hat. Daß der Name deſſen, der ein Vater iſt aller Menſchenkinder, heilig und hehr und doch wieder freundlich und nahe, immer mehr in der Welt mit heiliger Scheu genannt werde — das iſt das erſte Anliegen des Frommen, der ſein ganzes Leben knüpft an Gottes Ehre: „nicht uns, Herr, ſondern deinem Namen gieb Ehre!“

Liegt dir nichts in dieſem Wort? Löſt es nicht ein tiefes Sehnen deines Herzens aus? Ach, daß die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang, daß heiliger Reſpekt vor dem Göttlichen, unbefleckt von profanen Gedanken und Empfindungen, unter uns wüchſe!

„Dein Reich komme.“ Ja, iſt es nicht ſchon gekommen? Iſt's nicht mitten unter uns, ſeit in Jeſu Herzen Gottes Wille, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt eingekehrt iſt, ſeit er ſich ein Volk geſammelt hat, das in ſeinem Namen die Kniee beugt und ſich leiten läßt nach ſeinem Rat? Gewiß, aber die Empfindung und Stimmung, die in unſerer Bitte ſich ausſpricht, iſt eine andere: darin lebt eine unendliche Begehrlichkeit, ſie ſchließt ſich zuſammen mit dem Ewigen, deſſen Anſpruch erſt befriedigt wird, wenn dieſer Kreis der Erde ihm völlig unterthan iſt, wenn ſein heiliger

Name überall geehrt ist. Was wir nun schauen von Gottes Reich, das ist nur halb, gebrochen, verworren mit den Halbheiten der Vergänglichkeit.

So ist unsere Bitte ein tiefer Seufzer aus der Unvollkommenheit dieser Welt, auch ihrer besten Beziehungen, ein Seufzer dessen, der nicht im Halben, im Stückwerk Frieden finden kann, sondern nach dem Vollkommenen, Reinen, Ganzen sich streckt. Wie die alten Christen beteten: „Es gehe vorüber diese Welt und es komme dein Reich" — so beten wir in diesem Gebet um das Ganze, Volle, Vollkommene, daß es wirklich werde und unseren Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, nach vollem Schauen stille. Ja, dies Wort reißt uns aus aller Gegenwart in die Zukunft. „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!"

Und nun erst steigen die Wünsche von der Himmelshöhe, von der Höhe des Heiligen, von der Höhe des vollen Ideals zur Erde, zur Wirklichkeit nieder: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Man spürt, wie das Gebet sich senkt, man empfindet auch den Kontrast. Ach ja, der Eigenwille der Geschöpfe steht auf Erden dem Kommen des Reichs entgegen; im Himmel ist es da, weil nur Ein Wille, der vollkommene Gotteswille gilt. So enthält die dritte Bitte einfach nur die Bedingung für die Verwirklichung der zwei ersten: geschieht erst Gottes Wille auf Erden, dann ist das Reich gekommen, dann sind wir aus dem halben, geteilten, unbefriedigten Dasein versetzt in seine Gegenwart.

Und was für alle gilt, das gilt für jeden, gilt insonderheit für uns in unseren Nöten und Anfechtungen: in Gott ein froher Untergang, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Dann geht vorüber der unzufriedene Wunsch

zusamt der Pein, und wir ruhen ganz in Frieden, erlöst von unserem Eigenwillen, eins mit dem, der alles lenkt und uns führt auf rechter Straße um seines Namens willen.

II.

Ist das der ungefähre Empfindungs- und Gedankeninhalt, der sich den Jüngern, der sich auch uns unmittelbar durch die Worte nahelegt, dann werden wir sagen müssen: nicht jeder kann und darf so beten. Damit solches Gebet wahr sei, müssen gewisse Vorbedingungen erfüllt werden.

Es ist ein Gebet im Namen Jesu, davon er selbst seinen Jüngern sagte: „Bisher habt ihr noch nicht gebetet in meinem Namen." Ist es etwa das nächstliegende, natürliche Gebet? Ist es ein Kindergebet? Fragt der naive, natürliche, kindliche Mensch zuerst nur nach Gottes Interessen? nach Seinen Rechten? Beginnt das Gebet naturgemäß nicht bei einzelnen Begehrungen? bei ganz bestimmten eigenen Nöten? Drängen sich nicht zunächst unsere Sorgen vor?

Ja, dies Gebet ist nicht der Anfang, es ist das Muster-, aber nicht das Normalgebet, es ist der Zielpunkt der Gebetsschule: die volle Mittagshöhe christlich-innerlicher Bildung. Man betet sich dazu erst hinauf und hinein, nachdem man gestillt hat den ungestümen Wunsch mit seiner Pein.

Lassen wir's aber Kinder und unreife Christen beten, beten wir's selbst, ohne daß unsere Seele Spannkraft hat zum Aufschwung — und wie viele haben die Gewohnheit, für sich und ihre Kinder beim Einschlafen gerade dieses Gebet zu sprechen, das die regste Seele fordert! — so machen wir aus den drei ersten Bitten reines Lippen- und Maulwerk; wahr wird das Gebet meist erst bei der folgenden Bitte: „Unser täglich Brot gieb uns heute!"

Aber unſer Herr hat das Vaterunſer ſo wenig als Regel und feſte Ordnung des Hauskreiſes gegeben, daß wir kaum eine Spur desſelben finden in der jeruſalemiſchen Kirche, in Pauli Briefen, in der Heidenkirche, bis ins zweite Jahrhundert; dann aber finden wir es alsbald mechaniſiert und zu dem geworden, was es gerade überwinden ſollte: das Geplapper. Und doch bleibt es für reife Chriſten bei dem: „Alſo ſollt ihr beten."

„Alſo", d. h. in dieſem Gang: zuerſt aufwärts, zuerſt in Gott ein froher Untergang. Denn nur von oben her bezwingt ihr die untere Welt, nur aus Gottes Nähe die Angſt der Zeitlichkeit. Völlig verkehrt iſt darum, wenn viele dies Gebet hinter anderen Gebeten her mit den Worten einführen: „und was wir ſonſt noch auf dem Herzen haben". Nein, es iſt das Ganze, die Summa alles Gebets. „Alſo", ſo kurz und gedrungen, ſo alles Einzelne und Eigene in Gottes Gedanken und Ziele getaucht!

Aber nochmals ſei's betont: um ſolche Summa ausſprechen, ſolchen hohen Gang mitmachen zu können, muß man zuvor ſich aufgeſchwungen haben, ſtille geworden ſein, ſich hindurchgebetet haben durch die einzelnen Nöte und nächſten Anliegen. Darum nur nicht dies Heiligtum preisgeben, auf den Markt tragen, Kindern und Unmündigen gar als Schulgebet in den Mund legen, auch nicht es zu allen Gelegenheiten gebrauchen, zum Dank- wie Bittgebet, in der erſten Bitterkeit der Enttäuſchung wie nachdem man ſtille geworden iſt in Gott. Wir ſollen wahr ſein und wirklich vor unſerem Gott!

O daß wir wahr blieben, reell, aufrichtig und klar und unſere Kinder ſo erzögen, gerade in dieſen innerſten, heiligſten Beziehungen, daß doch das Tiefſte nicht zum Geſchwätz würde. Darum bitten wir:

O komm, du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein,
Verbreite Licht und Klarheit, verbanne Trug und Schein,
Gieß' aus dein heilig' Feuer, rühr' Herz und Lippen an,
Daß jeglicher getreuer den Herrn bekennen kann.

Amen!

Unser heutiges Brot.

(Das Vaterunser II.)

Matth 6 11.

Lektion: Ps 145 15—20. Kiel, den 1. Juli 1900.

„Das Vaterunser beginnt mit der Bitte um große Dinge, um allgemeine Bedürfnisse, um eine heilige Welt, ein Reich der Gerechtigkeit, um die Erfüllung des göttlichen Willens, göttlicher Interessen und Ansprüche. Und in dem Lichte dieser großen Dinge geht es dann zu persönlichen Bedürfnissen über und betet zuerst für die Gegenwart, dann für die Vergangenheit und endlich für die Zukunft. Das Gebet für die Gegenwart ist: Unser täglich Brot gieb uns heute." So beginnt ein amerikanischer Studentenprediger (Peabody) seine Auslegung unseres Textes. Und allein in diesem Zusammenhang erfassen wir unsere Bitte recht; das wirkt einschränkend.

Wir haben im Katechismus jene herrliche Auslegung Luthers gelernt, die in des Lebens Nahrung und Notdurft all das einbeziehen lehrt, was uns nötig scheint wie das tägliche Brot, bis hin zu den guten Freunden und getreuen Nachbarn. Aber es ist gewiß vielen ergangen wie mir: wenn man das Vaterunser Bitte um Bitte spricht, vermag man bei den Worten nicht diese Erweiterung sich gegenwärtig zu halten; man bleibt doch bei dem nächsten, bei dem Wortsinn. Und das wollen wir auch bei unserer heutigen

Betrachtung thun. Wir werden ſehen, daß ſchon der Wortſinn weit genug iſt, um täglich von uns gebetet zu werden.

Indem wir uns nun darüber verſtändigen, was wir eigentlich erbitten in dieſem Gebetsruf, und welchem Bedürfnis er Ausdruck giebt, welche Geſinnungen er vorausſetzt, werden wir zuerſt beherzigen müſſen: dieſes Gebet wirkt einſchränkend auf unſere Begehrungen, und zweitens: es verlangt weite Herzen.

Gott mache uns genügſam und weitherzig.

I.

Daß Gott das notwendige Brot, die elementare, irdiſche Nahrung heute darreichen, den Menſchen von der Sorge darum befreien wolle, das iſt der kurze Sinn der Bitte.

Sie legt meinem Wunſch Zügel an, zieht meinem Ehrgeiz Schranken. Sie fordert nichts für die Zukunft, ſie ſieht nur auf den gegenwärtigen, unerforſchten und unbekannten Tag. — Eigentlich ein Morgengebet. Gieb uns dieſen Tag, was uns nötig iſt, um uns zu erhalten, ja auch, um deinen Willen zu erfüllen.

Jeſus war nicht zu gut, nicht zu hoch für des täglichen Lebens ſchlichte Notdurft. Er ſprach zwar: Der Menſch lebt nicht vom Brot allein; aber darin liegt doch, daß er auch vom Brote lebte. Jeſus als Volksmann ſtand auf dem Boden der Wirklichkeit. Sein erhabener Idealismus verließ nicht den ſoliden Grund menſchlicher Bedürftigkeit. Der Heiland ſorgte für Leib und Seele, heilend wie predigend, und ſo fällt denn ſein Blick, ſobald er ſich von den Bergen Gottes niederſenkt, auf die irdiſchen Niederungen, zuerſt auf die elementaren Nahrungsſorgen. Und der Mann, der gemahnt hat: „Sorget nicht für den kommenden Morgen, was ihr eſſen und trinken werdet!“, er mahnt uns hier:

werfet ſolche Sorge auf den Herrn, werdet ſie los im Gebet!

Aber freilich, dieſe Sorge muß ſich beſchränken: unſer täglich Brot gieb uns heute! Das heißt: genug für heute, genug, um davon zu leben und damit zu arbeiten nur für den heutigen Tag. Und wie iſt doch in der Gegenwart unſer Sorgen entwickelt! Iſt es nicht ſo, daß mit der Erweiterung des Weltbildes, mit dem Eintritt auch unſeres deutſchen Volkes in den Welthandel und darum in die Weltpolitik, mit dem ſteigenden Verſtändnis dafür, daß, was unſer Volk, was jeder in ſeinem Geſchäft einſt ernten ſoll, von langer Hand vorbereitet werden muß, iſt es nicht ſo, daß unter dem Einfluß dieſer Verhältniſſe jeder Strebſame, im Ganzen Lebende ruhelos der Zukunft vorgreift? in der Sorge des heutigen Tages ſchon den morgenden durchlebt? Das bringt eine große Unruhe, eine Haſt in unſer Treiben, ins Treiben der Beſten, davon unſer beſchauliches Dichter- und Denkerleben, unſere Kleinſtaaterei, das altfränkiſche Weſen keine Ahnung hatte. Es liegt darin in der That eine große Gefahr für unſer inneres Leben. Und je wärmer und überzeugter wir mit hinausfahren auf die hohe See weltweiter Intereſſen, dem Unternehmungsgeiſt von Handel und Induſtrie folgen, die dem Triebe gehorchen: „macht die Erde euch unterthan", deſto dringender müſſen wir uns mahnen laſſen: ſtärket die ſtille geſammelte Kraft, die Einfalt der deutſchen Seele! O, und in ſolchem Zuſammenhang gewinnt unſere Bitte ihren vollen Sinn. In all dem ruheloſen Sorgen und Vorausſehen „ſteigt jeden Morgen in eurem täglichen Gebet die Bitte um Kraft empor, die Segnungen des Tages ruhig hinzunehmen, die Sorgen für morgen fahren zu laſſen und das Gefühl des Genügens an dem Brot des heutigen Tages zu empfinden. Ich bitte nicht

um das, was kommen mag; doch hilf mir, führe, Herr, mich diesen Tag!" (Peabody).

Ja, das fordert Kraft, sein Sorgen und Begehren also einzuschränken. Woher holen wir sie?

Wieder zeigt sich, daß dies Gebet nicht ein Gebet für alle Stunden ist. Wie oft sind wir zu sehr hingenommen von den Sorgen und Nöten und sonderlich den Ungewißheiten, als daß wir uns so auf eines zusammenfassen könnten. Wir möchten es wohl, aber wir können's nur nach Kampf und langem Ringen. Da muß oft ein Jakobsringen vorausgehen mit seinem Sieg zu Pniel: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", ehe man wirklich einstimmen kann: „Ich bitte nicht um das, was kommen mag; doch hilf mir, führe, Herr, mich diesen Tag!"

Aber im Vaterunser selbst, recht verstanden, liegt eine Kraftquelle. An erster Stelle wäre unsere Bitte hart und eng; aber wenn wir gebetet haben: „dein Name, dein Reich, dein Wille", wenn wir unser eigenes persönliches Wünschen und Begehren hingegeben haben in Gottes Wunsch und Willen, wenn wir den Eigenwillen gebrochen und Gottes Willen froh bejaht haben, dann kommt über uns jene Sabbathstille, in der wir uns lassen genügen an seiner Gnade, die alle Morgen neu wird. Aus der Höhe göttlicher Ziele betrachtet, schrumpfen unsere Ziele, Sorgen und Nöte zusammen, von der Ewigkeit aus wird die Zeit vor uns kurz. So gewinnen wir die Zügel unseres leidenschaftlichen Begehrens und empfinden den Segen, Ihn walten lassen zu dürfen, selbst aber zu schaffen, zu sorgen und rasten am heutigen Tage. O, der Segen solcher Einschränkung, die stille, gesammelte Kraft, die ausgeht von dem Rückgang aus der Welt Zerstreuung in die Einsamkeit mit Gott!

II.

Aber ist so unser Begehren eingeschränkt durch dies Gebet, so muß doch das Herz zugleich weiter werden, um es mit Wahrheit zu beten. Empfindet ihr's nicht oft, daß unsere Bitte sich eigentümlich unterscheidet von den vorausgehenden? Dein Name, dein Reich, dein Wille — unser täglich Brot. Ja, macht ihr Ernst mit diesem „Unser"? Oder setzt ihr es in Gedanken und Empfinden rasch um in ein „Mein" oder versteht das „Unser" nur von eurem Haus und Hof? O, dies „Unser" macht die Bitte ums tägliche Brot erst zu einer solchen, die wir mit Wahrheit täglich beten können, beten müssen.

Es sind eben doch viele, die meisten um uns, die zur Regel kein Bedürfnis, keinen Drang haben, das tägliche Brot erst sich zu erbitten; sie wissen nicht anders, als daß sie es bekommen. Sie helfen sich dann, soweit sie überhaupt darüber nachdenken, indem sie die elementaren Nahrungssorgen allgemeiner fassen und an all das denken, was noch zur vollen Lebensgenüge fehlt, an Gesundheit, gut Wetter, Friede, gute Freunde, getreue Nachbarn. Und wir wollen solchen Gedanken nicht den Weg verlegen. Aber sie bleiben fernliegend, sind oft gesucht; es fehlt ihnen der wuchtige Drang, der nächste Sinn.

Oder aber sie folgen Luther, der uns in dieser Bitte nicht ums tägliche Brot bitten lehrt, das Gott wohl auch ohne unsere Bitte giebt, sondern „daß er's uns erkennen lasse und mit Danksagung empfangen unser tägliches Brot". Ein herrlicher, echt evangelischer Gedanke, wahrlich würdig, täglich in unser Gebet einzutreten! Aber dann sprechen wir eigentlich nicht mehr: „Gieb uns", sondern: „Wir danken dir, daß du's gegeben hast, und laß es uns gebrauchen zu ewigem Segen." Ich glaube nicht, daß man im Augen-

blick, da man diese Bitte spricht, an diesen Dank gedenkt. Es ist eben so: die Lebenslage vieler ist derart, daß sie für sich selbst nicht Ursache haben, zu bitten, zu flehen: unser täglich Brot gieb uns heute!

Wie viel ernster, wahrer, dringlicher wird die Bitte, wenn du, der du betest, dabei gedenkst der Ungezählten, die des täglichen Brots ermangeln! Wenn du mit ihnen seufzest: Unser täglich Brot!

Habt ihr's nicht als eine Behauptung empfunden, die mindestens heutzutage nicht mehr zutrifft: „Gott giebt täglich Brot, auch wohl ohne unsere Bitte, allen bösen Menschen?" Habt ihr nicht, da ich vom Altar aus das herrliche, dankerfüllte Loblied gelesen: „Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen", derer gedacht, die von solcher überströmenden Gnadenfülle nichts empfangen? Es ist wahr, unser Volk befindet sich im steigenden Wohlstande. Aber Tausende darin, Hunderte in unserer Stadt ermangeln auch ohne eigene Schuld und Lässigkeit des täglichen Brotes. Und es ist eine Verschuldung der Gesamtheit, welche dem zu Grunde liegt. Unser Gott will nicht den Tod des Sünders, noch weniger das Darben derer, die vergebens bitten; er will, daß sie leben und seine Freundlichkeit schmecken. Und wenn wir nicht mit dem Blick in die Weite und Ferne ein weites Herz für die innere Not des Volkes verbinden, so werden wir nur eine Scheingröße gewinnen.

In der Bitte liegt aber, wo sie ernstlich ist, eine sittliche Verpflichtung,. ein Entschluß, als Gottes Handlanger und Werkzeuge zur Linderung der täglichen Not zu thun, so viel an uns ist. So oft wir bitten: „Unser täglich Brot

gieb uns heute", ſollen wir, falls nicht eigene Not uns hart bedrängt, geſtärkt werden in dem Vorſatz, mitzuwirken an der Erfüllung der Bitte. Und ſo beginnt ſich die Bitte bereits zu erfüllen, indem ſie unſer Herz weit macht, fremde als eigene Not zu empfinden und ihr zu ſteuern als Kinder des gütigen Vaters.

Gott lehre uns dieſe Bitte immer wahrer ſprechen, anſpruchslos für uns ſelbſt, weitherzig für andere! Er ſegne unſer Volk und laſſe es wachſen in die ſtille Tiefe und die thätige Weite! Amen!

Die Bitte um den reinen Himmel.

(Vaterunser III.)

Matth 6 12.

Lektion: Matth 18 21—35. Kiel, den 15. Juli 1900.

In der Betrachtung des Vaterunſers ſind wir aus der Höhe göttlicher, ewiger Intereſſen, die wir als eigene Anliegen auf unſer betendes Herz nehmen, hinabgeſtiegen zu den eigenen Nöten und Anliegen. Dieſer Gang aus der Höhe in die Tiefe ſchränkte unſer Bitten um gegenwärtige eigene Bedürfniſſe zunächſt ein und erweiterte es dann wieder. Ein ebenſo ſchönes Band verbindet die fünfte mit der vierten Bitte; denn ſie begehrt, wie jemand (Keim) treffend geſagt hat, „das geiſtliche Brot, die Vergebung der Sünden, den reinen Himmel zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf, ohne den nicht zu leben iſt." In der That, dieſes Dahintenlaſſen der trennenden Vergangenheit iſt das tägliche nötige Brot für die fromme Seele, davon ſie lebt, wie der Leib vom täglichen Brot.

Es war schon bisher unser Wunsch, der sich durch alles einzelne hindurchzog, dem großen Gebet unseres Herrn mehr wirkliche Wahrheit, mehr reellen Sinn unter uns zu sichern, darum genau seinen nächsten Sinn festzustellen und klarzulegen, welche Gedanken und Empfindungen es bei denen voraussetzt, die es im Geist und in der Wahrheit beten. In unserer fünften Bitte spricht der Herr die Bedingung ausdrücklich aus: da fügt er eine Zusicherung hinzu, welche die Erhörung bedingt. Und so wichtig ist ihm der Zusatz, daß er nach der Mitteilung dieses Mustergebetes darauf zurückkommt: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben."

So lasset uns denn heute diese Bitte um den reinen Himmel zwischen Gott und uns recht beten lernen! Wir bedenken zuerst, was wir eigentlich erbitten, und sodann: unter welcher Voraussetzung diese Bitte erst Wert erhält.

I.

„Und vergieb uns unsere Schuld!" Einen wirklichen Inhalt hat diese Bitte offenbar nur, wenn wir eine Schuld gegenwärtig haben. Sonderlich, wer das Gebet regelmäßig spricht, muß eine Höhe der Frömmigkeit, eine Tiefe der Beziehung zu Gott erreicht haben oder doch erstreben, daß er sprechen kann: „Ich erkenne meine Missethat und meine Sünde ist immer vor mir." Können wir das mit Wahrheit sagen?

Da möchte man fast den bevorzugt finden — nämlich um der Wahrheit, der Wirklichkeit seines Gebets willen —, der eine große, unvergeßliche Schuld gegenwärtig hat. Wer einmal oder wiederholt in unmißverstehlicher Weise Bankrott

erlebt, sein Schuldkonto in Gottes Buch in seiner ganzen Höhe erkannt hat, wer tief beschämt gestanden hat vor dem heiligen Gott: „ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn, daß ich ein Christ heiße", tief beschämt auch vor dem eigenen sittlichen Ideal: „wie konnte ich soweit zurückbleiben hinter dem Bekenntnis meines Mundes?"; wer das erlebt hat, wenn auch nur einmal, wer zwar Vergebung erfahren hat und neue Aufrichtung, aber die Erinnerung und die Straffolge seiner Schuld durchs Leben schleppt wie das Kettenende — der kann in der That zu jeder Stunde mit Wahrheit sprechen: „vergieb mir meine Schuld!" denn ihm ist das Auge geöffnet, der Sinn geschärft für bußfertige Selbstbeurteilung. Er hat aufgehört, sich in der matten und blassen Weise der Durchschnittschristen einzuschließen in die Zahl der Sünder: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen." Seine persönliche Schuld steht jedesmal vor ihm, wenn er bittet: „Vergieb uns unsere Schuld."

Aber auch, wem Gott solchen tiefen Fall erspart und keinen Bruch in seinem ganzen Leben zugemutet hat, der kann in Wahrheit diese Bitte sprechen, wenn er nur ein feines, zartes Gewissen gegen Gott hat. Ist's nicht so? Je lebendiger uns Christi Gestalt vor Augen steht mit ihrer heiligen Empfindlichkeit gegen alle Trübung des Verhältnisses zu Gott, jener Mann, der in seinem nächsten Freunde den Versucher erkannte, weil er den Eigenwillen in ihm belebte und die Kreuzesscheu, je lebendiger uns diese Wirklichkeit des Lebens in Gott geworden ist, desto öfter haben wir Anlaß, vor Gott beschämt zu stehen und mit Petrus zu empfinden: „Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch." So schärft sich unsere Selbstkritik, so unser Ohr für die mahnende Stimme: „Thue Rechnung von

deinem Haushalten!"; so wird öfters und öfters das Schuldbuch Gottes aufgeschlagen, und wenn auch einmal kein einzelnes Fehl eingetragen wird — und unnatürlicher Beichtzwang, gesuchte Selbstbezichtigung ist nicht evangelisch —, so sagt man sich: „Wer kann merken, wie oft er fehle? verzeihe mir die verborgenen Fehle!"

So liegt in der Bitte eine Mahnung: Thue Rechnung, schlage das Schuldbuch auf! Aber dazu eben verhilft uns das Gebet des Herrn.

Es steigert ja die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott. Wer ihn erst gebeten hat: „dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden", der ist reif, seinen Abstand vom Himmel zu empfinden. Denn ein ehrlicher Beter denkt bei dem, was der Erde gegenüber dem Himmel fehlt, zuerst an sich: den Eigenwillen brich entzwei! Er spürt den trüben Rest, der immer nachbleibt, den Erdenstaub, der das Bild Gottes in ihm trübt.

Aus dem Himmel zur Erde sich zurückwendend, erfaßt ihn die Sehnsucht nach dem reinen Himmel zwischen sich und Gott. Nicht wahr, so sollte man die Bitte sprechen, so mit aufgeschlagenem Rechnungsbuch, so mit geschärftem Auge für alle Trübung des reinen Verhältnisses zu Gott. Kann, so frage ich wieder, das Mustergebet ein Alltagsgebet, ein Allerweltsgebet sein? Ist es nicht das Resultat vieler vorangehender Gebete, das heißt Selbsterforschungen, Demütigungen, Beugungen vor dem heiligen Richter? Ja, wenn wir unsere Gottesdienste recht gefeiert haben, dann sind wir reif, zum Schluß alles, was wir auf dem Herzen haben, im Gebet des Herrn vor Gott zu tragen, auch die sehnsüchtige Bitte um den reinen Himmel zwischen ihm und uns.

II.

Ein überraſchender Zuſatz: „wie auch wir vergeben unſeren Schuldigern!“ Er enthält die Zuſicherung deſſen, ohne deſſen Vorausſetzung die Bitte keinen Wert hat.

Nicht als ob wir pochen wollten auf unſere Abrechnung mit dem Nächſten und ſie präſentieren als einen Rechtsanſpruch. Dieſe Bitte will Gott nicht auffordern, ſeine Güte nach unſeren Tugenden zu bemeſſen. Wir würden es nicht wagen, Gott zu bitten, daß er mit uns ſo verfahren möge, wie wir mit anderen verfahren. Es bedarf unter evangeliſchen Chriſten wohl nicht vieler Worte, um ſolches Rechnen mit Gott auszuſchließen. Ach, wem würde ſich da nicht, falls er ſich nicht ganz täuſcht über die Größe und Schwierigkeit der Zuſicherung: „wie auch wir vergeben unſeren Schuldigern“, alsbald die bange Sorge einmiſchen: „wenn du willſt Sünde zurechnen“, überhaupt mit uns rechnen und rechten, „Herr, wer kann beſtehen?“ Nicht um unſerer niederen, nein gerade um unſerer edleren Triebe willen, um unſeres Ehr- und Rechts- und Gerechtigkeitsgefühls willen — ach, wie ſchwer iſt es da, unſeren Schuldigern zu vergeben! Wollte Gott uns nur ſo viel vergeben, wie wir ſelbſt vergeben, wo blieben wir im Gericht?!

Und doch, „ſo ihr den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben“. Darum wir Gott verſichern: „Wie auch wir vergeben.“ Nehmen wir es doch ernſt damit! Es müßte jedesmal, wenn wir es bitten, einen Stachel in uns laſſen, eine Frage: thun wir's auch? Schieben wir nicht ſelbſt der Vergebungsgnade einen Riegel vor? Sollten nicht viele von uns ſchon öfters ſo wahr und ehrlich geweſen ſein, daß ſie zu bitten auf-

hörten, als ſie zu dem für ſie unwahren Worte kamen: „wie auch wir vergeben?“

Es hat jemand (Peabody) das ſehr gut alſo gedeutet: „Es iſt der Geiſt des Vergebens, um den wir bitten. Vergieb uns unſere Schuld, beten wir, weil der Geiſt des Vergebens uns treibt, unſeren Schuldigern zu vergeben.“ Das heißt, der Geiſt des Vergebens iſt die Grundbedingung und das erſte Erfordernis jeder Bitte um Vergebung. Wenn ihr eueren Bruder nicht liebt, den ihr ſehet, wie könnt ihr wahrhaftig zu Gott beten, den ihr nicht geſehen habt? Wenn jemand zu beten beginnt, während ſein Herz von Haß erfüllt iſt, ſo macht er es Gott unmöglich, ihm zu vergeben. Er ſchließt die Thür zu, die den Zutritt zum Geiſt des Gebets eröffnet. Rechte Geſinnung gegen die Menſchen iſt die erſte Bedingung für das rechte Gebet zu Gott. Nur ein verſöhnliches Herz begehrt im Ernſt, in Geiſt und Wahrheit Verſöhnung bei Gott. Ja, nach unſeres Herrn Meinung ſollte jeder Gang zum Gotteshaus, zum Tiſch des Herrn zumal, die Frage anregen: wie ſtehſt du mit deinem Bruder, der du zum Vater willſt? „Wenn du deine Gabe zum Altar bringſt und wirſt allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe“ — Jeſus ſetzt offenbar voraus, daß man deſſen eingedenk wird in Gottes Gegenwart —, „ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder.“

Und ſo liegt in dem Zuſatz: „wie auch wir vergeben“, daß wir uns ſchon vor der Bitte mit unſeren Schuldigern auseinandergeſetzt haben. Die Bitte um einen verſöhnlichen Sinn, der Vorſatz der Verſöhnlichkeit ſoll bereits hinter uns liegen, wenn wir es wagen, Gott um Vergebung und Verſöhnung anzuflehen. Solche Bitte um einen verſöhnlichen Sinn „reinigt die Zunge, läutert die Motive, klärt die Ge-

danken und nimmt ihnen die Lieblosigkeit, und in diesem Geiste des Vergebens, selbst denen gegenüber, die ihm Unrecht gethan haben, ist der Christ dann rein genug, um auch die Vergebung seiner eigenen Sünden zu erbitten."

So hilft uns gerade diese Bitte, die Religion Jesu in ihrem ganzen einfältigen Ernst zu erfassen: Gott will darin nichts von uns, wir nichts von Gott, das wir nicht ebenso den Brüdern erweisen. Kein Glaube ohne Liebe, keine Religion ohne Sittlichkeit, kein Verhältnis zum Vater, das nicht auch Verhältnis zu dem Nächsten geworden wäre. Darin liegt der hohe Ernst, die Wahrhaftigkeit des Evangeliums. Gott helfe uns, daß wir immer wahrer, immer einfältiger, immer ehrlicher bitten lernen: „Thu uns, wie auch wir thun oder doch möchten: vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern." Amen!

Die grosse Sorge der Christen.

(Vaterunser IV.)

Matth 6 13.

Lektion: I Tim 6 6–12. Kiel, den 29. Juli 1900.

Es war die Absicht dieser Andachten über das Vaterunser, unser Gebetsleben anzuregen dadurch, daß wir uns besinnen auf den nächsten, bestimmten Sinn des Herrngebets und auf die Gesinnung und Stimmung, in der wir es beten sollen. Es ist naturgemäß, daß bei solchem immer wiederholtem Gebet ein jeder viel Eigenes hineinlegt — das ist auch gut so und dem soll man nicht wehren. Aber es ist auch wieder gut, wenn man seine Ansichten prüft, seine eigenen Gedanken mißt an denen, die aus unbefangener Prüfung des Wortlautes hervorgehen.

Auch die letzte Bitte des Vaterunsers wollen wir so auf ihren genauen Wortlaut ansehen. Wir werden da erkennen, daß wir uns das Verständnis dieses Dringens in Gott verbauen, wenn wir alsbald den Gedanken einschieben: „Gott versucht zwar niemand", und wir werden finden, daß beide Stücke, die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung" und die Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel", wie sie nur durch ein „sondern" getrennt sind, auch zusammengehören als negative und positive Ansicht derselben Sache. Daraus aber kann sich meines Erachtens nur eine Steigerung des Gebetsernstes ergeben.

Wir wollen heute also den Abschluß der Bitten betrachten und fragen, was ein Christ im Blick auf die Zukunft vor allem auf dem Herzen haben soll. Wir finden

I. Sorge um neue Trübung des reinen Himmels.

II. Sehnsucht nach Erlösung von der Macht der Versuchung.

I.

„Und führe uns nicht in Versuchung." Beachten wir den tiefen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden! Wir haben gebetet um Vergebung unserer Schuld, um einen reinen Himmel zwischen Gott und uns, um Wiederherstellung des Kindesverhältnisses zum Vater. Wir haben gespürt, daß er unser Gebet erhört. Wir dürfen dahinten lassen, was vergangen ist. Der Rückblick in die Vergangenheit endet im Frieden mit dem gnädigen Gott. Aber damit ist doch nicht alles gesagt; so sorglos kann nicht in die Zukunft schauen, wer im Rückblick auf die Vergangenheit gebetet hat: „Vergieb uns unsere Schuld." Denn dies Gebet hat ihn sogleich erinnert an seine Schuld, erinnert auch an seine Hinfälligkeit und Schwachheit. Und der Zusatz, die Zusicherung: „Wie auch wir vergeben" führt bei ernsten,

wahren Betern die Selbstprüfung noch stärker herauf. Das ist ja gerade ein Hauptpunkt unserer Schwäche. Wir sind entschlossen, sie dahinten zu lassen, wenn wir Gott versichern: „Wie auch wir", aber wir empfinden es so tief: der Augenblick ist stärker als unser Vorsatz; der Geist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und beachten wir auch dies: in Jesu sittlich straffem Sinn nimmt die Reue zwar das weg, was uns von Gott scheidet, die Schuld unserer Sünde, aber nicht die Erinnerung unserer Sünde. Sie bleibt allezeit vor uns. Er leistet wahrlich nicht Vorschub jener Gewißheit der Vergebung, die die Gnade auf Mutwillen zieht, dem Manne, der sein leiblich Bild im Spiegel besieht und gehet von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Aus unseren Niederlagen im Kampf mit der Sünde bleibt uns notwendig Mißtrauen in die eigene Kraft. Das entspricht der Wahrhaftigkeit, dem Wirklichkeitssinn, der das ganze Gebet durchzieht.

Und nur ein Herz, das also selbst sich mißtraut, seine eigene Schwäche aus Erfahrung kennt und in wahrer Empfindung gegenwärtig hat, nur ein solches demütiges, schwaches Herz kann wahrhaft sagen: „Führe uns nicht in Versuchung, denn in der Versuchung fallen wir wieder."

Ihr sagt mir: aber es giebt doch auch Versuchungen, die zum Guten führen; ohne Versuchung und Erprobung keine bewährte Kraft! Männlich mutiger Sinn fleht nicht um Freisein von Kampf, nicht darum, daß er um die Gefahr herum, sondern daß er hindurchgeführt werde zum Sieg. Ganz wahr. Aber daran wird in unserem Zusammenhang nicht gedacht. Die Versuchung, die wir uns hier fernhalten wollen, ist die Versuchung zum Bösen, eine Versuchung, deren Ausgang neue Schuld, eine neue Trübung des reinen Himmels ist, um deren Aufhebung wir eben

gefleht haben. Aus dieſem Hungern und Durſten nach Gerechtigkeit, aus dieſem ſo oft enttäuſchten Streben nach dem reinen Herzen erhebt ſich der Seufzer: „Führe uns nicht in Verſuchung.“

Wir bitten Gott: „Führe uns nicht in Verſuchung.“ Das iſt zunächſt anſtößig und iſt doch ſo unendlich tief.

Ihr ſagt: „Gott verſucht niemand; er iſt kein Verſucher zum Böſen.“ Er kann höchſtens zulaſſen, daß wir verſucht werden, es nicht verhindern, daß der Teufel die Welt und unſeres Fleiſches Luſt uns in Verſuchung führe. Und ſo wendet ihr des Herrn kurzes, wie ihr meint verkürztes Wort zu dem Sinne: „Gott, laß nicht zu, daß ich verſucht werde, daß ich in der Verſuchung falle; hilf, daß die Verſuchung alſo ein Ende nehme, daß ich es könne tragen!“ Und wer möchte leugnen, daß ein ſolches Gebet einen tiefen, wahren Sinn hat?

Aber bleiben wir doch einmal ſtehen beim Wortlaut Jeſu! Sollte Jeſus in dieſem ſo einzig durchdachten Gebet nicht den zutreffenden Ausdruck für ſeinen Gedanken gefunden haben? Das kann ich nicht annehmen. Hat es nicht einen guten Sinn: „Führe uns nicht in Verſuchung?“ Iſt nicht Gott, der Schöpfer und Lenker der Welt und der Geſchichte, auch der Lenker unſerer perſönlichen Geſchicke? Giebt es irgend eine Lage, ein Verhältnis des Lebens, in das er nicht führte? Die Bitte bedeutet alſo einfach: „Führe uns nicht hinein in die verſuchliche Lage, in der wir unterliegen könnten!“ Nicht anders flehte Jeſus: „Laß dieſen Kelch an mir vorübergehen!“ Gott war es eben doch, der ihn ihm darreichte, den Becher, davor ihm bangte. Gott führte ihn in den Todeskampf, der ihm zur Verſuchung ward, darin er bis nahe an die Gottverlaſſenheit kam. So

war sein erster Ruf in Gethsemane nichts anderes denn unsere Bitte: „Führe mich nicht in Versuchung."

Und dann laßt uns doch einmal Ernst machen mit unseren Gottesgedanken. Soll unser Gott allmächtig, allwissend, allweise sein, die alleinige Ursache alles unseres Lebens —, dann müssen wir nicht bloß die guten, auch die übeln Gelegenheiten des Lebens auf seinen Rat und Willen zurückführen. Gewiß er kann als der Vater nicht wollen, daß die Kinder in der Versuchung fallen, er kann nicht die Versuchung wollen als eine, die zum Bösen führt, aber er kann und muß die Versuchung herbeiführen, weil er weiß, daß wir nur durch Kampf zum Sieg, ja nur durch Fall, mancher auch durch tiefen Fall zum wahren Aufstehen kommt. Will er das Ziel, so muß er auch den Weg zum Ziel wollen. Führt er die Seinen zur Seligkeit, so muß er sie auch durch die Sünde führen. Darum der Apostel Paulus sagt: „Er hat alle unter den Ungehorsam beschlossen, auf daß er sich aller erbarme!"

Wir aber können trotz alledem und müssen im Blick auf unsere Schwachheit, im Gedanken an die Unzähligen, die in der Versuchung umkommen, wir müssen von unserem Standpunkte flehen, wie Jesus in Gethsemane: „Führe uns nicht in Versuchung; du weißt, wie schwach wir sind."

II.

Was auch hieran doch noch befremdend ist, schwindet, wenn ihr den Zusammenhang dieser Bitte mit der folgenden betrachtet: „Sondern erlöse uns von dem Uebel." Es ist wohl klar, daß das „erlöse" dem „führe uns nicht hinein" entspricht: „Mache uns los davon!" So entspricht auch das Uebel der Versuchung: das Uebel ist die Versuchung.

Es liegt viel darin, daß wir zuletzt seufzen: „Erlöse uns

von dem Uebel." Buchstäblich müßten wir wohl übersetzen, wie die Reformierten beten: „Von dem Bösen", von dem sittlich-bösen, nicht von dem physischen Uebel. Damit ist wahrscheinlich sogar der Böse, die persönliche Macht der Versuchung gemeint: „Der Welt und unseres Fleisches Wille." Also nicht äußere Unglückslagen an sich, sondern diese nur, sofern sie für uns zur Versuchung werden, wir von ihnen abhängig sind. Erlöse uns von unserer Versuchlichkeit durch die Uebel der Welt! Am Ende ist der Uebel größtes das Böse, die Schuld, die die besten Gottesgaben zur Versuchung werden läßt. Darum kann man im großen Zusammenhang unseres Gebets die Bitte auch so verstehen: „Erlöse uns von uns selbst, von unserem Sinn, der zur Welt will hin!"

Und doch bleibt es dabei: das Uebel ist die Versuchung. Denn der Böse oder das Böse, die Versuchung packt uns bei Gelegenheiten, bei bestimmten Veranlassungen. Es liegt in dieser Zukunftssorge, daß uns wieder Uebel zu Versuchungen, gewisse Lagen zum Fall werden möchten, die volle Selbsterkenntnis eines erfahrenen Christen. Wer so erhaben dasteht, daß er sich allen Stürmen und Anfechtungen des Lebens gewachsen fühlt, daß er die Verwobenheit seines inneren Lebens, seiner sittlichen Reinheit, seiner religiösen Energie mit den Gelegenheiten, mit den Verhältnissen, mit dem Gelingen oder Mißlingen seiner Berufsarbeit, mit dem Erfolg oder Mißerfolg seiner ehrlichen Bestrebungen leugnen kann — ja der kann nicht mehr aus tiefster Brust, mit Wahrheit aufseufzen: „Führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns von dem Uebel." Aber wer so recht die Abhängigkeit unseres Frohsinns von der Befriedigung im Beruf, unserer geistigen von unserer leiblichen Gesundheit erfahren und die entsetzliche Ohnmacht des guten Willens gegenüber

dem harten Schicksal bitter empfunden hat, der weiß zu flehen: Mach mich frei von dem Uebel, der Krankheit, der Schwermut, dem Druck des Unverstandenseins, die mir Versuchungen zum Abfall, zum Mißmut, zu Zweifel und Unglaube werden!

Magst du aber auch dir selber begegnen mit dem unerbittlichen Anspruch an deinen Willen und Entschluß, an deine Disziplin und dein sittliches Gottvertrauen — du mußt auch für andere bitten im Vaterunser, du mußt um andere bangen. Willst du in unwahrem Rigorismus es verkennen, daß ihnen das Uebel zur Versuchung wird, daß die Verhältnisse, die Enttäuschung, die Beraubung oft stärker sind als sie, als ihr guter Wille? Ach, der Erlöser, der die Gebrochenen zuerst heilte, ehe er ihnen zurief: „Sündiget hinfort nicht mehr" — er kann uns jene wahre Auffassung der Verkettung von Schuld und Uebel in der Welt lehren, die immer weniger aburteilt, immer mehr die Nötigungen zur Sünde bedenkt. Ja, es steckt der ganze Grundtrieb des christlichen Sozialismus in dieser Fürbitte: „Führe sie nicht in Versuchung, erlöse sie von dem Uebel", schränke immer mehr die Gebiete ein, die armen, mäßig veranlagten Seelen, die dem Durchschnitt zu Fallstricken werden! O, seien wir nicht erhaben und grausam, vom Durchschnitt der Menschen zu fordern und zu erwarten, was nur dem Heroismus und der Größe weniger starker Seelen gegeben ist! Wenn man in die wirkliche Welt hineinblickt, mit ihren Verkettungen des individuellen mit dem Gesamtleben, wenn man das viel verschlungene Netz von Beziehungen überschaut, die den einzelnen schuldig werden lassen und dann der Pein überliefern, — dann hat man täglich Anlaß, aus tiefster Seele aufzuseufzen: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel."

Ach ja, erlöse du uns, mach uns frei, du Durchbrecher aller Bande! Ja, mach uns frei von der sündigen Natur, von dem Hang, der uns alles, oft gerade das Gute des Lebens, zur Versuchung kommen, zum Uebel werden läßt! Mach uns frei von dieser geteilten vergänglichen Welt! Warum sollten wir nicht endlich auch das in diese Bitte legen: Erlöse mich von allem Uebel und hilf mir aus zu deinem himmlischen Reich!? Es geht doch durch das Herz jedes Wirklichkeitsmenschen das Seufzen und Sehnen des Apostels nach der Erlösung von diesem Leibe des Todes, der uns immer wieder niederzieht, wenn schon unser Geist zu Zeiten sich auf etwas besseres schickt. Das verbindet sich mit allem männlich frohen Kämpfen und Vorwärtsdringen, dieses heiße Sehnen: Laß uns wahre Freiheit finden, Freiheit in des Vaters Haus!

So sind wir zum Schluß des Vaterunsers gelangt. Er ist auch ein rechter Schluß für dies Semester. Wir können doch diese Gottesdienste, die uns helfen sollten, stark zu werden nach dem inwendigen Menschen, nicht besser schließen, als wenn wir nun mit unserem Liede bitten:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König, üb' dein Regiment!
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End'!
Ach, die Last treibt uns zu rufen,
Alle flehen wir dich an:
Zeig doch nur die ersten Stufen
Der gebrochenen Freiheitsbahn!

Amen!

Das Gesetz christlicher Bildung.

Jak 1 19—22.

Lektion: Joh 16 12—15. Kiel (Semesteranfang), 3. Mai 1896.

Eigentümlich, die beiden Schriftworte, die uns der heutige Sonntag bietet, eignen sich besonders zu unserem Semesteranfang. Dies Haus, der Fortpflanzung und Fortentwicklung der Wahrheit gewidmet, bestimmt, der Nation führende Männer zu liefern, bietet dem Gottesdienst seinen Festraum dar. Sollte das nicht ein Zeugnis dessen sein, daß die Erkenntnis nicht verloren gegangen: auch die fortschreitende Geistes-, auch die akademische Berufsbildung kann nicht wahrhaft zum Abschluß kommen, kann nicht segensreich wirken, kann nicht die lebendigen Kräfte unseres dennoch christlichen Volkes heilsam leiten, wenn sie sich nicht verbindet mit der christlichen Charakterbildung, welche wesentlich ruht auf der alten, gleichbleibenden Wahrheit des Evangeliums. „Wissenschaft und Kunst lehre selbst deine Wege gehen und an ihrem Teil deinem Reiche dienstbar werden!" Daß dies Stück des vielgebrauchten allgemeinen Kirchengebets in Erfüllung gehe, dazu mitzuwirken ist unsere besondere Aufgabe; den Sauerteig der alten Wahrheit hineinzumengen in die Masse der in nie ruhender Bewegung weiterstrebenden wissenschaftlichen Wahrheit, der vorwärtsstrebenden Unruhe des Denkens einen Halt zu bieten an der Charakter, Stetigkeit bildenden Ruhe im Ewigen — das ist der besondere Zweck akademischer Gottesdienste.

Darum laßt uns heute von unserer Epistel, die darin von dem Evangelium dieses Tages herrlich unterstützt wird, Belehrung empfangen über das Gesetz, über die Regel christlicher Charakterbildung. Darin ist unser Jakobus so völlig

einig mit dem Apoſtel Paulus, dem man ihn ſo gern entgegenſtellt, in dieſer tiefen Anſchauung von chriſtlicher Bildung, welche zuerſt ein Empfangen, ein Aufnehmen, ein in uns Hineinbilden iſt, ehe ſie zur Ausbildung, zur ſelbſtthätigen Auswirkung wird. Jakobus ruft uns allerdings auf zu einem Chriſtentum der That, nicht der Worte und gläubigen Gefühle. Aber die Vorausſetzung, ohne welche ein ſolches Chriſtentum nicht beſtehen kann, iſt die gläubige Hingabe an die ruhende Wahrheit.

I.

„Es ſei aber ein jeglicher Menſch ſchnell zu hören, langſam aber zu reden und langſam zum Zorn. Denn des Menſchen Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt.“ Laſſet uns achten auf den Zuſammenhang und Gedankengang des Textes! Sollte er vielleicht nur zufällig zuſammengeraffte Bemerkungen enthalten? Zuſammenhang und Sinn iſt in die Stelle aber nicht zu bringen, wenn wir nicht die Worte: „langſam zum Reden, langſam zum Zorn. Denn des Menſchen Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt“ in Klammern oder zwiſchen Gedankenſtriche geſetzt denken. Es iſt ein Zwiſchenſatz, mit dem der Schreibende ſich ſelbſt unterbricht. Denn worauf es ihm ankommt, das iſt die Mahnung: ſeid raſch zu hören; werdet Hörer, damit ihr dann auch Thäter werden könnt!

„Raſch zum Hören.“ Das iſt gewiß eine Haupttugend in einer Religion, die ſo ganz auf das gegebene Wort gegründet iſt, von der es gilt: der Geiſt dieſer Religion wird „nichts aus ſich ſelbſt nehmen, ſondern was er hören wird“, was er empfängt in gläubigem Hinhorchen auf das Wort des Herrn — „von dem Meinigen wird er es nehmen und euch verkündigen“.

Aber ist damit etwas so besonders Wichtiges gesagt? versteht sich das nicht eigentlich von selbst? Ja, kennt ihr nicht an euch selbst die Trägheit, zu hören und zu glauben? Die Unlust, zu hören, ist bei lebhaften, selbständigen, selbstvertrauenden Geistern, bei vorwärtsstrebenden Forschern, bei unseren akademisch Gebildeten wahrlich eine natürliche, fast unvermeidliche Schwäche. Sollte diese Unlust nicht auch mitschuldig sein daran, daß aus diesen Kreisen auch solche, die Christo zugethan sind, so ungern kommen, um zu hören? Können sie sich's doch selber, doch allein sagen! Nicht bloß Lehrer, auch Familienväter sind ungewohnt, anderen so lange das Wort zu lassen.

An solche unruhig selbstthätige, selbstgemachte Leute mag unser Brief denken. Und seit seinen Tagen, da das Wort doch noch neu war, modern und darum interessant, ist das Hören, das Aufmerken auf das Wort noch viel schwerer geworden. Kennt man es nicht längst? wozu altbekannte Dinge von neuem hören? wozu sich erst wieder sagen lassen, was man längst weiß? Seit das Gotteswort ein Schulbuch geworden, geht es ihm bei den gebildeten Leuten wie allen Schulbüchern: man ist nicht rasch, man ist träg, es aufzuschlagen und darauf zu hören.

„Rasch zu hören, langsam zu reden, langsam zum Zorn!" Liegt in dieser Gedankenverbindung nicht eine tiefe Wahrheit? Ist nicht auch bei uns die Raschheit zum Reden und zum Zorn so oft das Haupthindernis des Hörens aufs Wort?

Stille, andächtige, äußerlich unthätige Aufnahme der gegebenen Wahrheit lehnt ein rasch urteilendes, zufahrendes, thatenlustiges Geschlecht ab! Werden wir nicht hier in diesem Hause und wird nicht unser weiterer Kreis durch die

Litteratur, die von hier ausgeht, zu ewiger Kritik, zur raſchen Bildung unterſcheidender, abweichender Ueberzeugung, zur ſchleunigen Einrede gegen jedes autoritäre Wort erzogen? Wie ſchwer wird es uns, ſtatt uns über dies Buch zu ſtellen oder objektiv gegenüber und es zu kritiſieren, die Schrift zu leſen als demütig ſich unterordnende Jünger, überzeugt und gewillt, in ihr das Wort der ewigen Wahrheit zu hören, daran unſer Verſtand nicht zu deuteln, unſer Eigenwille nicht zu mäkeln hat!

Welche Verbindung beſteht nun aber zwiſchen dem Rede- und Kritikluſtigen und dem zum Zorn Raſchen? Nun, iſt nicht im Grunde das erregbare, unruhig zu eigener Auffaſſung ſtrebende, das ſich ſelbſt behauptende, das ſelbſtbewußte Temperament beiden gemeinſam? Iſt's nicht in beiden Fällen die ungeduldige Selbſtthätigkeit, die von ſich aus die Dinge ordnen und beſtimmen will, was recht iſt? Selbſtwilligkeit, die von ſich ſelbſt überzeugt iſt, erwidert alsbald auf jedes Wort mit Rede und auch mit entrüſteter Abwehr. Was aber die Schrift dir immer wieder und über alles ſagen will: „Du biſt der Mann, du biſt der Sünder, dir gilt die Erlöſung, du brauchſt den Heiland", das lehnt dein ſelbſtgefälliges, von dem deinen ausgehendes, von dir und deinen Meinungen redendes, empfindlich reizbares Weſen ab.

„Der Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt", fügt Jakobus begründend hinzu. Er wirkt nicht Gottes, ſondern eigene Gerechtigkeit, nicht das, was Gott, ſondern was dem eigenen Herzen zuſagt. Das iſt nun aber nicht gegen jenen gerechten Zorn gerichtet, der in unſerem Brief ſo gewaltig losbricht gegen die Ausbeuter und Lohndrücker, gegen den Zorn, der nichts anderes iſt als die Abwehr eines für die Gerechtigkeit erwärmten Willens gegen die Ungerechtigkeit. Das geht vielmehr gegen jenen Zorn, welcher nur der Eigenwilligkeit ge-

kränkter Eitelkeit oder dem Eigenſinn entſpringt. Kennen wir nicht gerade in unſeren Kreiſen genug zornigen Unmut und Uebermut der ſelbſtherrlichen Kritik? genug Zuchtloſigkeit reizbarer Eitelkeit? Wir wiſſen allein davon, daß jedes Individuum ſeine eigenen Schranken hat; verkennen wir denn, daß es gewiſſe Landmarken göttlicher Gerechtigkeit giebt, die man nicht ungeſtraft kritiſiert und antaſtet? Sind nicht deshalb die Grundfeſten unſeres Landes erſchüttert, weil wir oberen Zehntauſend unſeren Zorn, unſeren Eigenſinn, unſere Eigenwilligkeit nicht in Zucht halten laſſen durch das, was vor Gott recht iſt?

Und iſt's nun nicht ſehr wahr, daß die Stimmung, die Bethätigung der Geſinnung, die alles nach ſich einrichten will, ſich ſelbſt zum Maßſtab macht für alle Dinge, genau derjenigen entgegengeſetzt iſt, welche zu chriſtlicher Bildung des Charakters, das heißt zur Begründung eines wirklich praktiſchen, nämlich der Gemeinſchaft dienenden, Chriſtentums führt? Jene leicht bewegten und redenden Menſchenkinder, die alsbald wieder lehren, was ſie eben gelernt, die ſchaffen am wenigſten Frucht, Frucht für Gott und ihr Volk. Wunderbar, auch unſer Apoſtel der Werke, der Thaten preiſt als die Grundlage derſelben das Hinnehmen, die Hingenommenheit, das Schweigen des Eigenen, das Hören, preiſt den Mariaſinn, der das beſte Teil erwählt, ſitzend zu den Füßen Jeſu und lauſchend ſeinen Reden, als die Vorausſetzung der Marthathat.

II.

Das und nichts anderes ſagt auch der nächſte Vers, der die Forderung: „ſeid raſch zu hören!" nun weiterführt: „Nehmet das Wort auf mit Sanftmut, das in euch gepflanzt iſt, welches kann eure Seelen ſelig machen!" Zuvor freilich erinnert er daran, daß natürlich das abſolute Hemm-

nis aller Aufnahme des Wortes beseitigt werden muß: „so leget ab alle Unsauberkeit und alle Bosheit“ — mehr noch der Gesinnung als der That! Denn sonst fehlt alle Empfänglichkeit für das rettende Wort.

O laßt euch in dieser Stunde mahnen, ihr Jünglinge: was tausenden einen Riegel vorschiebt, daß sie der Wahrheit des Evangeliums nicht lauschen können, was tausende von der Stätte fernhält, wo sie einst mit den Eltern Heimatgefühl gefunden, was die schön entwickelte Blüte christlicher Charakterbildung und Empfindlichkeit für höhere Dinge wie Maifrost vernichtet, das ist die Unsauberkeit, das Spielen mit gemeinen Bildern und Worten. Das macht am Ende banausisch, teilnahmslos; das macht unempfindlich für das Wort der Wahrheit. Der Herr behüte die Blüte unseres Volkes, daß sie nicht wurmstichig werde wie die des Nachbarvolkes. Aller Kultus der Wahrheit, der wissenschaftlichen wie der christlichen, gedeiht nur in der reinen, unbefleckten Luft des sittlichen Idealismus! Möchten unserer akademischen Jugend niemals Propheten dieses Idealismus fehlen wie Treitschke, dem wir heute voll Dank nachtrauern als einem Hort jener edlen Gesinnung, die, fern von allem Unsaubern und Zweideutigen, nur in den reinen Regionen der Wahrheit und Dienstbarkeit sich heimisch fühlt.

„Nehmet das Wort auf mit Sanftmut, welches in euch gepflanzt ist.“ Ja, annoch ist das Wort der Wahrheit in unser christliches Volk gepflanzt, ist das Bild dessen, der die Wahrheit ist, der uns von der Lüge der Selbstsucht und der Fleischeslust losmacht, rettet von uns selbst und von der gemeinen Welt, uns mitgegeben auf unseren Lebensweg. Mit der Taufe, mit der Aufnahme in die Christenheit ist auch das Wort der Wahrheit uns in die Wiege gelegt;

Christus ist unter uns, auch ohne unser Zuthun, ehe wir ihn erfassen. Wir dürfen das auf die ganze unbewußte Einwirkung von Haus und Schule ebenfalls beziehen.

Dies in uns gepflanzte Wort nun gilt es aus dem Gedächtnis und der Gewöhnung der Umgebung herüberzunehmen in unser Herz, indem wir es wirken lassen — ein Prozeß, der sich lebenslänglich wiederholt. „Nehmet es auf!" Das bedeutet mehr als bloßes Hören, bedeutet: es in das Herz lassen. Der beste, stillste, sanfteste Hörer, der das Wort an sich arbeiten läßt, ist am Ende auch der thatkräftigste Thäter, der das Wort am stärksten auf andere wirken läßt.

Dabei kommt offenbar alles an auf die „Sanftmut". Das ist das Gegenteil jenes unbedacht, stürmisch zugreifenden Zornmuts, jener erregten Selbstsetzung. Niemand hat die Sanftmut besser geschildert als Tersteegen, wenn er sie als ein Stillehalten, ein stilles und frohes Fassen und Wirkenlassen der Strahlen der göttlichen Sonne beschreibt.

Das ist jene weiche, hingenommene, hingegossene, wenn ihr wollt, passive Haltung, die der religiösen Erbauung ebenso wesentlich ist wie dem Naturgenuß. Ihr fahrt nun hinaus auf die Föhrde, laßt euch ergreifen von dem wunderbaren, stillen Schaffen Gottes in der Natur und von dem immer wechselnden Farbenreiz, den der Wolkenhimmel über die Fluten gießt. Wollt ihr da immer schwatzen über die Eindrücke, wollt ihr da alsbald euch darüber äußern, wollt ihr nicht still und froh euch überwältigen lassen, eure Seele wie eine Aeolsharfe hingeben, darauf der ewige Schöpfer der schönen Welt spielt?

O laßt so auch dem Wort der Wahrheit Zeit, gebt ihm Stille, einsame Wirksamkeit! Dann erst macht es euch selig, nicht bloß dereinst zu geretteten Menschen, sondern

jetzt schon in jener ewig gleichen freudigen Stimmung, in jenem Gleichgewicht der inneren Kräfte, da ihr es spürt: Ich habe meine Lust an dem Herrn, der mich erfüllt mit dem Odem seiner Gegenwart. Amen.

Christliche Gehaltenheit.

Matth 7 1—11.

Lektion: Ps 37 1—8 10 11. Kiel, den 21. Juni 1896.

Die einzelnen Worte der Bergpredigt sind aneinander gereiht wie an einer Perlenschnur; jedes für sich eine Perle, inhaltsschwer, scheinen sie durch die Verbindung wenig zu gewinnen. Auch finden sie sich bei Lukas in anderer Anordnung. Aber da am Ende doch eine Grundauffassung sich in der ganzen Komposition ausspricht, so gehen auch nicht zwar äußere Uebergänge, aber tiefinnere Verbindungsfäden durch die Perlenschnur hindurch. Es ist uns mindestens verstattet, solche Verbindungsfäden zu suchen und die Einheit der Auffassung zu erspähen. Die Bergpredigt lehrt uns als Ganzes christliche Charakterart, christliche Welt- und Selbstbeurteilung verstehen. Charakter aber ist Geschlossenheit der verschiedenen Lebenstendenzen.

Im Rückblick auf unsere letzte Betrachtung schließt sich mir der eben verlesene Text zusammen zu einem Gegenstück dessen, was ich zuletzt darstellte: das christliche Recht des Zorns, der energischen, ja entrüsteten Gegenwehr gegen die Ungerechtigkeit der Umwelt. „Zürnet!", lasset eure sittliche Entrüstung heraus! „Habt keine Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, strafet sie vielmehr!" Eine gewisse Einseitigkeit, eine rücksichtslose Konsequenz ging

durch diese letzte Rede hindurch. Es sind da und dort Bedenken aufgestiegen, ob nicht große Gefahren entstünden aus dem Lodernlassen des Zorns; man erinnerte an die eigene Heftigkeit, die sofortiges Strafen in Entrüstung leicht in ungerechtes Gehenlassen der gereizten Empfindlichkeit ausarten läßt. Nun wohl, jener Zorn bedarf allerdings eines Gegengewichts, damit das Gleichgewicht des Innern und das gleiche Gewicht im Urteil nach außen gewahrt werde. Unser Text, im größeren Zusammenhang erfaßt, zeigt dies innere Gegengewicht.

Er scheint mir in seinem ersten Teil zu reden von der inneren Gehaltenheit, die uns in uns zurückhält, zurückhält vor Uebergriffen nach außen, und sein zweiter Teil scheint mir den Rückhalt aufzuweisen, daran christliche Gehaltenheit sich hält, ohne doch die Zorneskraft einzubüßen. Lasset uns stille werden dem Herrn! Rede du, Herr, dein Knecht hört!

I.

Innere Gehaltenheit, Zurückhaltung — das scheint mir der gemeinsame Grundzug in den drei Einzelmahnungen: Richtet nicht! splitterrichtet nicht! gebt das Heilige nicht den Hunden!

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden." Dies Wort kann uns nicht das Urteilen über die Welt verwehren, uns nicht zu gleichgültigem, des Zornes unfähigem, rein passivem Miterleben der Ungerechtigkeiten der Welt ermutigen wollen; Jesus würde sich sonst in Widerspruch zu seinem eigenen Verhalten setzen. Der große Volksredner geißelt stets in großen Zügen und uneingeschränkt den ganzen bußlosen, heillosen Zustand seiner Zeit. Er wendet sich hier an die Kinder des Volkes mit

ihrem echt jüdischen, echt pharisäischen, ach echt menschlichen Triebe, Bußprediger für andere zu sein, während das Himmelreich ihnen selbst die Buße zumutet. In der Begründung der Warnung erkennt man aber ihren tieferen Sinn: gemeint ist eben jene Art, die das höchste Maß an andere anlegt, ohne je zu bedenken, daß wir selbst, daran gemessen, zu kurz befunden würden. Das ungleiche Maß!

Ist es das nicht, was unsere Entrüstung, unsere Zornausbrüche, unser Seufzen über die Zeit, unsere politische Kritik so sehr entwertet? Dies mächtige, überragende Podium, auf das wir uns stellen, um alles vor unser Forum zu ziehen, und dicht daneben der kleine, kümmerliche Isolierschemel, auf den wir uns setzen, wenn wir uns selbst beurteilen!

Aber woran liegt es nun, daß wir so ungleich messen? Wie kommt es, daß dieser pharisäische Urfehler den besten Christen so nahe liegt? Weil wir so leicht uns selbst vergessen im öffentlichen Leben, weil die Beschäftigung mit den anderen, mit Zeit und Volk und Verhältnissen, weil das Zeitunglesen uns so wenig Zeit läßt, in uns zu leben und zu lesen, so wenig Zeit, uns selbst wahr zu sein. Ja, zum Wahrsein gegen sich selbst braucht man Zeit! O daß die Gewohnheit, unsere Urteile über andere nachzuprüfen, und das Maß, das wir in sittlicher Entrüstung gegen sie anlegen, gleichzeitig auch an uns selbst anzulegen, — o daß dieser Rückgang von den anderen zu uns selbst häufiger würde! Das würde uns jene Gehaltenheit geben, die unserer Entrüstung, unserem Zorn, unserem Gericht erst ihre innere Wahrheit, erst den Eindruck verliehe, daß wir nicht anders können. Auch hier wieder die alte Weisheit: aus der Welt Zerstreuung kehre in dich selbst zurück!

Es ist offenbar, daß die üble Unart, wogegen sich Jesus demnächst wendet, nur eine Abart dieses Pharisäismus ist: das Splitterrichten. Und zwar macht Jesus keinen großen Unterschied zwischen der herben und der süßlich liebenswürdigen Splitterrichterei: der eine konstatiert selbstzufrieden nur still bei sich den Splitter, der andere, zu dem der Herr sich wendet, wagt zu seinem Bruder zu sagen: „Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen." Das ist im Grunde dieselbe Art, nur bei verschiedenen Temperamenten, mehr passiven und mehr aktiven; es ist dieselbe Richterei, dasselbe Aussichheraustreten, um lediglich andere zu bedenken. Die scheinbar wohlwollende, hilfbereite Art, die gönnerhaft aus eigener Sicherheit heraus sich der Fehler der anderen annimmt, dies Sichdrängen zur Seelsorge an anderen ohne Sorge um die eigene Seele, das ganze unbefugte, unberufene Herumkurieren an anderen — Jesus beschämt es nicht bloß durch Hinweis auf den inneren Widersinn des Verhaltens: „Ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann magst du sehen, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest"; nein, er belegt es mit dem härtesten Ausdruck, den er nicht einmal gegen das derbe Aburteilen anwendet: „Du Heuchler!"

Wollt ihr euch davon durch dies Wort abschrecken lassen, euch selbst hier gespiegelt zu finden? Aber giebt es denn einen Fehler, der Christenleuten, von Christo bewußt ergriffenen, des Heiligungsstrebens sich bewußten Menschen näher läge als dies fortgesetzte Seelsorgen? Das Auge ist geschärft durch Jesu Brille für alle sittlichen und religiösen Mängel; der Trieb ist eingepflanzt, ja geheiligt, Seelen für Christus zu suchen und zu retten; in Christi Nachfolge fühlt man sich gedrungen zu rufen: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium!", die Sünder ihren Sünden zu entreißen und

zu richtigem religiösen Denken und Handeln zu führen. Wie leicht bildet sich gerade bei Predigern und Laienpredigern das Seelsorgertum aus zu einem Geschäft, zu einer Routine, worunter das Achten auf die eigene Seele leidet! Was bedarf es langer Worte? Jeder kennt in sich diese Gefahr.

Darum thut es uns not, daß der Herr uns rauh anfaßt, Selbstschau und Selbstkritik in den unreinen Geheimnissen unseres Herzens und Lebens erzwingt, uns zum Verzicht auf die geistlichen Einbildungen führt. „Du Heuchler!" Damit denkt er nicht an solche, die mit dem Bewußtsein eigener gleicher Schuld sich zu Aerzten der Schuld anderer aufwerfen, nicht an elende Lügner und Wichte, die andere betrügen. Nein, die Leute, denen er zuruft: „Siehe zuerst den Balken in deinem Auge; dann magst du sehen, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt!", sie werden wirklich nicht gewahr des Balkens im eigenen Auge. Sie sind redlich, aber doch Heuchler, doch innerlich unwahr, unreell, handelnd mit ungleichem Maß. O welche tiefe, ergreifende Wahrheit: „Darnach besieh!" Wieder ist es christliche Gehaltenheit, Selbsterziehung als Bedingung der Erziehung anderer, Selbstgericht als Unterlage des Gerichts über andere; es ist die Rückwendung des sittlichen Urteils aus der Umwelt in die eigene innere Welt. Heuchelei entsteht überall da, wo wir uns nicht Zeit lassen, zuerst uns selbst zu richten, ehe wir zusehen, andere zu richten. Christliche Zurückhaltung!

Aber in welchem Zusammenhang steht nun hiermit der folgende Vers: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen"? Ja, wer hat denn eine solche

brüske Zurückweisung in der Welt zu befahren? Ist es nicht am Ende dieselbe voreilig mit Gericht, Urteil und Seelsorge auf andere sich stürzende, unbedacht aus sich heraustretende Art? Hört einmal hin auf ihre bitter enttäuschten Reden! Wie haben sie sich gemüht, ihr Bestes den Leuten zu geben, ihr Bestes, das, was ihnen das Heiligste ist, die Perlen ihrer innersten Erfahrung, ja die köstlichste Perle, ihren persönlichen Heiland! Aber die Leute treten die Perlen mit Füßen, verspotten sie, machen aus ihren heiligen Worten Gassenwitze; ja sie wenden sich gegen sie selbst und zerreißen sie, reden ihnen die häßlichsten Dinge nach, trauen ihnen die niedrigsten Motive zu! Und nun sprechen sie von den verhetzten Volksgenossen mit ähnlich wegwerfenden, harten Worten, wie sie hier Jesus dem Volksmund seiner Zeit entnimmt.

O da thut unseres Herrn nüchtern derbes Wort so not! zumal gegenüber dem heiligen Uebereifer, der von ihm redet zur Zeit und zur Unzeit und dadurch Schmach und Spott auf das Evangelium, Bitterkeit und Entfremdung auf sich selbst herbeizieht. „Das Heilige den Heiligen!" riefen die Thürwächter der alten Kirche vor der Abendmahlsfeier. Kein Massenexport, kein Massenangebot des Heiligsten an unheiligen Stätten! Die Menschen als Masse gleichen den Tieren, die kein Unterscheidungsvermögen haben für das Heilige und Gemeine; die Menschen auf dem Markte gleichen der unsauberen Herde, die alles in den Koth tritt. Unser Meister verhüllte sein Heiligstes vor den Blicken der Masse und enthüllte es nur denen, die sich besonders nehmen ließen, die da frugen nach dem Sinn seiner Gleichnisse.

O klagen wir nicht über Verspottung des Heiligen; klagen wir uns an, die wir unkeusch, ohne innere Haltung, ohne heilige Scheu das Beste gemein gemacht haben! die

wir nicht warten konnten, bis der Herr uns die Thür aufthat, die wir unser Heiligtum zum Geschwätz mißbrauchten. O wie muß es uns obenauf und locker sitzen, wenn es uns keinen Kampf kostet, es anderen mitzuteilen! Wie gering muß unsere innere Not, unser Kampf um den bleibenden Besitz gewesen sein, wenn wir so überfließend davon schwatzen zur Zeit und zur Unzeit! Wie gering muß andererseits unsere innere Sicherheit, unsere Gewißheit des Besitzes sein, wenn wir unseren Glauben stets darstellen müssen! Oder ist es nicht ein Zeichen unsicheren inneren Standes, wenn man stets unruhig Genossen sucht und seines Herrn nur froh ist, sobald man mit anderen über ihn redet?

II.

Also, so hörten wir, innere Gehaltenheit giebt der Fähigkeit zu heiliger Entrüstung das Gegengewicht, hält den Zorn und Uebereifer in Schranken. Aber woran hat nun diese Gehaltenheit ihren Rückhalt? Darauf antwortet Jesus in dem folgenden Abschnitt unseres Textes: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan."

Was diese uns so vertrauten Worte uns nahelegen wollen, das ist doch die unbedingte Sicherheit innigen, andringenden Verkehrs mit Gott. Es ist ein sich steigerndes, kräftiges, keckes Hineindringen in Gott: bitten, suchen, anklopfen, was das Wort von uns fordert. Es ist aber auch eine Antwort ohne Zweifel, ein sicheres Echo, eine Erhörung ohne Ausnahme, was es uns in Aussicht stellt. Entgegen allen nachteiligen Erfahrungen, allen Enttäuschungen, allen Halbheiten und Irrgängen des Lebens ein blindes Vertrauen: „Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten." Es ist eben wirklicher Ver-

kehr mit Gott, unbedingte Wirklichkeit auf beiden Seiten, Verkehr, Austausch, Geben und Nehmen. Jedes Geschick, auch das widrige, gilt da als Antwort, jede Antwort, auch die abschlägige, als ein Echo. Das ist die wirkliche Gottesnähe in unserem Menschenleben. Und eben darin finden wir das Gleichgewicht von Zurückhaltung und heiligem Eifer.

In dieser Realität des Verkehrs mit Gott, in dieser festen Gewißheit seiner Liebesnähe wurzelt die stete Gehaltenheit des inneren Lebens. Der regelmäßige Verkehr mit Gott giebt Mut der Wahrheit, Mut, sich selbst zu sehen, wie man ist, Mut zur Selbstkritik, den Mut der Demut. Ob auch die Welt und die Besten uns volle, charaktervolle Mannesgröße zutrauen, ob auch unser Beruf den Besitz eines festen Wesens voraussetzt, wir finden im lebendigen Verkehr mit Gott immer neu die Prüfung unser selbst und damit das Bewußtsein unserer verborgenen Fehle. „Herr, prüfe mich und erforsche mein Herz!" Das ist aber Gottes beste Gabe: volle Selbsterkenntnis. Sollte er sie dem versagen, der ihn bittend, suchend, anklopfend darum angeht?

Solcher wirklicher Verkehr mit Gott giebt auch Mut, einsam zu sein mit Gott; macht unbedürftig dessen, mit hellen Haufen zu gehen, seines Heiligtums, seines religiösen Besitzes erst sicher zu werden durch Mitteilung, durch Gemeinschaft mit anderen. Daraus ergiebt sich dann jene Gehaltenheit, von der jemand gesagt hat: „Wer glaubt, der eilet nicht."

Dieser Gebetsverkehr mit Gott bewahrt uns bei aller Gehaltenheit die gesunde sittliche Entrüstung, bei aller Zurückhaltung den eifernden Zorn. Denn wahrlich, ich möchte nicht so verstanden werden, als zöge ich irgend etwas zurück von dem, was ich früher zu Gunsten des Rechtes auf Zorn gesagt habe.

Im Gegenteil, das giebt erst im Ernstfall die Sicherheit, den sicheren, zweifelsfreien Takt, daß man nicht über sein gutes Recht hinausgeht, wenn Gott selbst und sein heiliges Recht in uns reagiert gegen das Unrecht der Welt. Das nimmt die innere Unsicherheit, ob man eitel sich selbst suche oder ob man lediglich getrieben werde von Seinem Geist. Das ist gewiß der sicherste Halt, die sicherste Garantie: dies Getriebenwerden von dem lebendigen Gott, mit dem man in stetem, oft bewußtem, oft auch unbewußtem Verkehr steht, von dem man sich erfüllt fühlt gerade im Augenblick sittlichen Aergers.

Wo aber äußere Hindernisse, Rücksichten der Liebe, Zweifel und Scheu uns zurückhalten, unserem Rechtsgefühl Ausdruck zu geben, da hilft uns der Verkehr mit Gott, das Rechtsgefühl doch ungeschmälert zu erhalten. Da unterdrücken wir es nicht, sondern lassen ihm seine Rede, aber zu Gott hin; da eröffnen wir es ihm, dem Gerechten, da werfen wir es auf ihn, der unsere Gerechtigkeit hervorbringt wie der Mittag, da flüchten wir unsere Ideale von Recht und sittlicher Ordnung zu ihm, der uns versichert hat: er muß es zum Sieg führen, hier oder dort; Recht muß doch Recht bleiben. So gewinnen wir statt lähmender Resignation beflügelnde Hoffnung auf den Sieg der Gerechtigkeit, auf die Zeit, da wir mit aufgedecktem Angesicht Vergeltung und Lohn sehen, wo hier nur Verkennung und Unrecht hervortrat.

Also stille geworden in Gott und seiner Gerechtigkeit, werden wir stark nach außen, stark in heiligem Zorn, noch stärker in geduldigem Harren auf den Tag, da er mit Gerechtigkeit richten wird alle Welt. Herr, mache uns still und gehalten in dir, daß wir stark werden im Zürnen und im Warten! Amen.

Christliche Gelassenheit.

Matth 5 5.

Lektion: Ps 37 1–11. Kiel, den 30. Mai 1897.

Wir vergessen so leicht, daß unser Erlöser in seiner, nicht in unserer Muttersprache redete, sich einlassend auf die Vorstellungen seiner, nicht unserer Zeitgenossen, ausgehend von den Anschauungen der jüdischen Gemeinde, die sich am Alten Testament gebildet hatte. Darum muß eine Auslegung, die seinen wirklichen Sinn treffen will, die Worte zurückversetzen in ihren geschichtlichen Zusammenhang. Nun aber hat die heutige Gemeinde und der einzelne gläubige Leser Jesu Worte nicht direkt aus seinem Munde, sondern durch den Kanal einer tausendjährigen Ueberlieferung, die den Worten eine gewisse Färbung gab. Wir gewinnen diese überlieferte Deutung lieb, Gott hat unseren Eltern dadurch viel gesagt und viel erklärt von den Rätseln des Lebens. Ist es nicht eine undankbare Aufgabe, auf den ursprünglichen Wortsinn zurückzuführen?

Immerhin giebt es auch Worte, die nie präzis und klar, also eigentlich überhaupt nicht verstanden werden, wenn wir diese Methode der Auslegung nicht befolgen. Zu diesen Worten gehört unsere heutige Seligpreisung. Laßt es euch darum nicht verdrießen, wenn der Prediger zunächst zum geschichtlichen Ausleger wird und sich die Fragen vorlegt: Was bedeutet in Jesu Munde „sanftmütig"? Was „das Land erben"? Wir werden so die Aufforderung empfangen zu christlicher Gelassenheit.

I.

„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben." So heißt das Wort im Urtext. Ist es

nicht wie ein Nachklang des Psalms, den wir zuvor verlesen, zumal seines letzten Wortes: „Die Elenden werden das Land, Kanaan, erben"? Jesus hatte jedenfalls den Psalm im Ohr, als er unser Wort prägte.

Konnte Jesus es denn so meinen, wie wir es unwillkürlich deuten? Dachte er an die milden, friedfertigen Seelen, die durch Unrecht nicht leicht provoziert werden, die von den gröbsten Beleidigungen nicht aus ihrem Gleichgewicht gebracht, nicht dazu verleitet werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Standen ihm als Gegenstücke vor Augen jene hastigen, heftigen Seelen, die Luther so köstlich beschreibt? „Hans mit dem Kopf hindurch, die nimmer nichts leiden noch weichen wollen, wollen niemand kein Wort nachsehen noch zu gut halten können, und flugs Sack und Seil aufbinden; nichts denken, denn wie sie sich rächen und wieder schlagen wollen." Das ist eben jener stolze Trotz, jene trotzige Eigenwilligkeit, die sich nichts gefallen läßt.

Allein abgesehen davon, daß dadurch der Seligpreisung der Friedfertigen vorgegriffen wäre, so verließe der Herr durch diese Beziehung auf das Verhalten zum Nächsten die Spur unseres Psalms: in diesem begegnen uns die Elenden, die im Gegensatz zu den übermütigen Sündern auf den Herrn warten, die Stillen, die Harrenden, welche trotz dem Gedeihen der Bösen ihre Geduld nicht verlieren gegenüber Gott und seiner Weltordnung. Es sind also die in Gott gelassenen Seelen. Ihr erinnert euch dabei gewiß des Wortes aus Jakobus: „Nehmet das Wort auf mit Sanftmut, das in euch gepflanzt ist." Da hat auch Sanftmut nichts mit dem Nächsten, nur mit Gott zu thun; es steht gegenüber der zufahrenden Hast, die nicht rasch zum Hören, aber rasch zum Thun und zum Zorn, Gottes Wort nicht wirken läßt in

ruhender Hingabe. Im ersten Petrusbrief finden wir das christliche Frauenideal: das Gegenteil ostensibler, auf Eroberungen ausgehender, sich aufputzender Selbstdarstellung, „der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit stillem und sanftem Geist". Das ist gewiß der wesentliche Sinn der Tugend, die Jesus hier uns allen predigt, jene Gelassenheit in Gott, die ihm nicht drein redet, nicht sofort selber machen will, sondern stille ist dem Herrn: „Er wird's wohl machen." In dieser Tugend war er Meister; darum mahnt er: „Lernet von mir; denn ich bin sanftmütig."

Aber dürfen wir denn nicht beide Beziehungen in unserem Worte wiederfinden?

Gewiß, die eine folgt aus der anderen, wie in der christlichen Sittlichkeit überhaupt das Verhalten zum Nächsten nur die Kehrseite des Verhaltens zum Höchsten ist. Es sind also die Sanftmütigen die in Gott gelassenen Dulder, die ohne Erbitterung und Rachsucht den Frevel ihrer Dränger und Unterdrücker tragen. Ist es nicht so, daß jene Beugung unter Gott, welche die innere Bildsamkeit durch den Geist Gottes in sich schließt — „Lehr' mich so still und froh deine Strahlen fassen und dich wirken lassen!" — daß diese Gelassenheit den widerstrebenden, trotzigen Starrsinn des natürlichen Eigenwillens überall bricht? Wie gut paßt dann unser Wort zu dem vorhergehenden: das Leidtragen, das schmerzliche Bewußtsein der eigenen Mängel, nichts anderes macht sanftmütig, macht gelassen gegenüber der Unbill, die man von anderen erleidet. Mit anderen Worten: nur die gegen sich selbst strengen Menschen, die über sich selbst Leidtragenden sind gegen andere schonend. So ist es denn, kurz gesagt, das äußere Schicksal, und als Schicksal wahrlich auch die Menschen, die uns so viel zumuten, wogegen hier die

Stimmung und Haltung der Sanftmut, der Gelassenheit, der Resignation anbefohlen wird.

Aber hüten wir uns, daraus die Pflicht der Passivität herzuleiten im Kampf ums Recht und gegen das Unrecht! In der That kann daraus, ist daraus ein Grundsatz des Gehenlassens, quietistischer Gelassenheit hergeleitet worden, der allen Fortschritt von Gerechtigkeit und Kultur hemmt, der zumal auch in unseren heutigen Klassenkämpfen eine unmännliche, zulassende, zuschauende Haltung bei vielen Stillen im Lande hervorruft, das energische Gefühl der Solidarität, der innersten Verwobenheit der Interessen aller nach gleichem Recht und nach Freiheit Strebenden einschläfert und somit der bequemen Selbstsucht der Begünstigten Vorschub leistet. Diese Art Verzicht auf den Kampf ums Recht und um soziale Gerechtigkeit, die unsere Frömmigkeit den aufstrebenden Klassen verdächtig gemacht hat, beruft sich gern auf das Wort: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem", und auf die Predigt, die der Petrusbrief über diesen Text hält: „Ob ihr auch leidet um Gerechtigkeit willen, seid ihr doch selig."

Nur darf da nicht übersehen werden, daß das Gute, wodurch wir das Böse überwinden sollen, eine positive, aktive That ist, die feurige Kohlen sammelt auf das Haupt des Feindes. Ueberhaupt bezieht sich, wie unser Luther betont, diese Sanftmut nicht auf das Rechts-, auch nicht auf das Erziehungsgebiet, sondern lediglich auf die innere Stellung, die wir zu den äußeren Schicksalen und menschlichen Zumutungen einnehmen. Die muß auch mitten im Kampf gegen das Unrecht persönlich gelassen sein gegenüber dem uns treffenden Ungemach, sie muß Gelassenheit und innerstes Gleichgewicht verraten: „Nicht als widerführe uns etwas Sonderliches."

Diese Haltung ist aber bedingt von dem richtigen Urteil über uns selbst und über die Welt, von dem Urteil, das durch und durch beherrscht ist von dem schmerzlichen Bewußtsein der Unwürdigkeit und Armut unseres eigenen Wesens gegenüber Gottes Ansprüchen. Daß diese Selbstkritik uns immer wieder zur Gelassenheit, zum Maßhalten, zur Sanftmut zurückführt in der Kritik von Schicksal und Menschenwelt, hast du es noch nie erfahren? Ja, das ist auch eine jener seligen Erfahrungen, die unter das große Wort unseres Katechismus fallen: „Wo Vergebung der Sünden, da ist Leben und Seligkeit."

II.

Stört es euch nun, meine Freunde, wenn ich sage: Unser Luther hat die Verheißung nicht richtig verstanden, darum nicht richtig übersetzt: „Denn sie werden das Erdreich besitzen"? Es heißt im Urtext: „Denn sie werden das Land erben."

Luther und viele mit ihm sahen darin eine die Verheißung des Himmelreichs und ewigen Guts ergänzende Verheißung „von diesem zeitlichen Leben und Gütern hier auf Erden". Luther muß dabei freilich den mächtigen Begriff: „das Land erben" unzulässig abschwächen; er läßt das Wort friedlichen Genuß bescheidenen Gutes, des eigenen stillen Heims verheißen. Er meint: die da rumoren und feindlich zürnen, thun sich selbst mehr Leid an, verlieren dabei noch, was sie haben, wogegen stille friedliche Leute das Ihre zusammenhalten, bleiben im Lande und nähren sich redlich. Er denkt da an ewig prozessierende Bauern, und in gewissem Maße hat er recht damit. Allein, einmal duldet ein solches Wort Christi nicht eine derartige Abschwächung. Und dann, sollte Jesus wohl diesen naiven Optimismus geteilt haben,

den wir Heutige, angesichts der jüdischen Aussaugungen, der Erdrückung der kleineren und mittleren Besitzer durch das rücksichtslose Kapital, der Not so vieler frommer Armen, nicht wohl festhalten können? Man mag freilich allgemein Sanftmütige gut leiden, man läßt sie gewähren, man läßt ihnen ihr stilles Genügen am geringen Gut; aber man denkt nicht daran, ihnen das Land als Erbteil zu lassen. O nein, Jesus rechnete damit, daß die Kinder der Welt klüger sind als die Kinder des Lichts. Er sprach mit Bewußtsein und Absicht in seiner Verheißung für irdisch Denkende die denkbar größte Thorheit und Paradoxie aus!

Aber vielleicht habt ihr nach dem Klang des Wortes „Erdreich" unsere Verheißung verstanden als die Zusage zukünftiger Weltherrschaft für die Gemeinde? Wir Christen, die Organe des Geistes Christi, sollen immer mehr die Herrschaft gewinnen über die Menschheit, Christi Reich über alle menschlichen Beziehungen, bis in seiner Vollendung die ganze Erde ihm wird unterthan sein. So wäre wirklich gegen alle Wahrscheinlichkeit die Sanftmut die weltüberwindende Kraft in der Geschichte, verbürgend den Weltsieg des Christentums? Etwa, wie der alte Aesop, gefragt, womit Gott sich beschäftige, erwiderte: „Er erniedrigt das Hohe und erhöht das Niedrige", was ein geistreicher Franzose einen Abriß der Menschheitsgeschichte genannt hat.

Dieser geistreiche Gedanke, so schön er ist, so fern liegt er dem Text, liegt er Jesu überhaupt. Er rechnete nicht mit einem solchen langen Geschichtsprozeß, er erwartete eine baldige Katastrophe. Er sah nur härteste Verfolgungszeiten voraus, da er die Seinen wie Schafe mitten unter die Wölfe sandte. Nicht im langsamen, schrittweisen Fortschritt sah er das Reich sich vollenden, sondern durch Herstellung einer neuen Erde von oben her. Ist es nicht am Ende

auch eine jener liebenswürdigen Illusionen philantropischer Weltbeglücker, an solche unendliche Vervollkommnung im Laufe der Geschichte zu glauben? An solche Umkehrung des Kampfes ums Dasein, wobei doch die schwächeren, zarteren Exemplare den stärkeren, derberen unterliegen? Jedenfalls verdankt das Christentum seinen bisherigen Sieg nicht dieser Sanftmut, Gelassenheit und Gehaltenheit, sondern der umgestaltenden, eingreifenden, aktiven Liebesthat.

So fassen wir denn den Sinn ins Auge, der aus dem 37. Psalm sich ergiebt! Verstehen wir Jesu Sprache recht! „Sie werden das Land erben!“ — „Die Elenden werden das Land erben.“ Welches Land? Nun, Kanaan, das gelobte Land! Daß die bedrängten und eingeengten Frommen Israels einst nach Vertreibung der übermütigen Feinde das Land wieder im vollen Umfang besitzen, nicht neu erobern, nein wieder ererben werden, daß dann Gott sein Reich seinem Volk in seinem altheiligen Land übertragen, daß es so zum Lohn für seine gelassene Geduld die Herrschaft gewinnen werde — das war die Erwartung, in der unser Erlöser aufwuchs samt allem Volk. Das verspricht er nun seinem Volk: im vollendeten Messiasreiche wird die neue Erde, das himmlische Kanaan, das obere Jerusalem geerbt werden von den Jüngern des Herrn; während der sanftmütige Dulder darauf verzichtet, hier zu Besitz und Herrschaft zu kommen, darf er sein Sehnen nach Recht und Gerechtigkeit ins Jenseits flüchten. „Erben“ — darin liegt der gewisse Anspruch; das macht die Aussicht zu einem trostreichen Besitz in Hoffnung. Seht, so vertröstet Jesus uns wieder mit der Verweisung auf dereinstiges Hervortreten der inneren Herrlichkeit der Kinder Gottes zu äußerer Herrschaft über alle Menschen.

Mit ihm leben, mit ihm herrſchen, — das iſt ein Grundgedanke der Schrift. Darin befriedigt ſich ein unaustilgbarer Wunſch der Frommen nach Weltbeherrſchung, nach Anerkennung ihres Rechts, nach Geltung ihrer Tugend: ſeine Erfüllung wird aus dieſer ewig halben und ungerechten Welt verlegt in jene Welt Gottes. So dämpft das Evangelium nie die ſtarken Strebungen und Triebe, lenkt ſie nur ins rechte Bett; erhält den Eifer um die Gerechtigkeit, paart ihn aber mit Gelaſſenheit, die nie vergißt: „Biſt du doch nicht Regente, der alles lenken ſoll; Gott ſitzt im Regimente und führet alles wohl.“

„Selig ſind die Sanftmütigen.“ Selig, das heißt im ſtillen Gleichgewicht der Stimmung und Haltung. Mag der Sturm des Lebens, der Eifer des Kampfes ums Recht die Oberfläche der Seele peitſchen und aufwühlen — in der Tiefe, die in Gott ruht, bleibt ſie ſtille. Das macht der feſte Hoffnungsblick aufs Ende, das macht die Gewißheit, die uns neu geſtärkt iſt: „Unſere Heimat iſt am Throne.“ Amen!

Die Augen der Einfalt.

Matth 5 8.

Lektion: I Joh 3 1—3. Kiel, den 18. Juli 1897.

Es bedarf heute keiner ſonderlichen Einleitung, um eure Gedanken zu fixieren auf den Gegenſtand unſerer Predigt. Ich denke, das innige und ſinnige, manchen vielleicht zu innige, zu ſinnige Lied des alten Herrnhuter Dichters — Heilige Einfalt! Gnadenwunder — hat euch mitgezogen in jene intime Sphäre der Frömmigkeit, in der ſich unſere heutige Betrachtung zu bewegen hat. Oder ſollte es uns mit dieſem Liede gegangen ſein wie mit ſo manchem, das

wir gemeinſam, in Andacht ſingen? Wir Prediger ſuchen ſie mit Bedacht, damit ſie die Andacht lenken auf das Gebiet, in welches wir die Gedanken verſenken möchten. Viele achten das aber nicht, die Worte verlieren ſich unter der Melodie, ihr Zuſammenhang unter den wechſelnden Tönen. Muß denn Andacht immer ohne Denken ſein?

So tretet denn mit ein in das ſtille Heiligtum unſeres Verkehrs mit Gott, mit der verborgenen Welt, und laſſet uns die reinen Herzen ſuchen, die Gott ſchauen. Das ſoll unſere Sehnſucht ſteigern und unſer Gebet ſtärken: Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz! Laß uns leuchten dein Angeſicht, daß wir geneſen!

I.

Kennſt du die reinen Herzen, die der Herr ſelig preiſt? „Selig ſind, die rein im Herzen ſind!“ Hier wird nicht geredet von reinen Händen, reinem Wandel, auch nicht von Fleckenloſigkeit der Geſinnung, die uns zu eigen geworden. Ach, ſolche kennen wir hier nicht! Gerade unſere chriſtliche Selbſtbeurteilung unterſagt uns, daran zu denken; wir können nicht thatſächlich rein ſein, nur reinlich. So könnten wir die Seligpreiſung nie auf uns beziehen, da wir doch alleſamt bekennen: „Unſere Gerechtigkeit iſt wie ein beflecktes Kleid.“

Aber vielleicht denkt ihr bei dem Wort an eine ſpezielle Eigenſchaft, an die Keuſchheit, an die Unbeflecktheit durch Fleiſches Luſt. Selig, die nicht gelüſtet! Gewiß, dieſe Befleckung und Verunreinigung iſt wie keine andere im ſtande, den Spiegel zu trüben, in dem ſich Gottes Angeſicht ſpiegeln ſollte. Doch das iſt eine zu ſpezielle Anwendung, die den Zeitgenoſſen Jeſu fern lag, wenn ſie das Wort hörten: „Reines Herz“.

Was die, ſo von Jugend auf die heilige Schrift, das Alte Teſtament kannten, daraus heraus hören mußten, war: ſelig

ſind, die eine klare, ungemiſchte, reelle, aufrichtige Herzensſtellung zu Gott haben, bei denen ſich keine anderen Motive einmiſchen in ihr Verhältnis zu Gott, in ihren Gottesdienſt: „in deren Herz kein Falſch iſt“. Gemeint iſt das Gegenteil der Heuchelei, der Poſe, des Theaterſpielens mit Gott, jene Geradheit, Klarheit, Aufrichtigkeit im Umgang mit Gott, die ſo wie unſer Lied auch die Schrift oft Einfalt nennt. Dieſe Ungemiſchtheit unſerer Geſinnung, dieſe Ungeteiltheit unſerer Liebe, welche Frömmigkeit nicht als Vorwand nimmt, als Phraſe gebraucht. Nicht aber hat man ſofort zu verlangen, daß dieſe reine Geſinnung die ganze Peripherie des Lebens erfüllt; es handelt ſich um den innerſten Punkt der Beziehung zu Gott, ob der echt iſt und treu oder Selbſtbetrug. Jakobus trifft die Hauptſache, wenn er mahnt: „Machet keuſch eure Herzen, ihr Zweifeeligen!“ Rein iſt das Herz, das befreit iſt von der unkeuſchen Begehrlichkeit, von jener Doppelheit, die wie die alten Juden ſtets groß iſt in himmliſchen Dingen, aber klein in irdiſchen.

Und darauf kommt gerade heutzutage ſehr viel an. Denn bei der Liebhaberei, ſchöne Etiketten anzukleben, das Chriſtliche mit Anführungszeichen zu treiben, eine ſonderliche Reichsgottesarbeit zu unterſcheiden von der treuen Erfüllung der gottgegebenen Pflichten, da leidet gerade unter Chriſten die Naivität, die Einfalt, die Geſchloſſenheit, daß ich ſo ſage die *ſelbſtverſtändliche* Haltung zu Gott und göttlichen Dingen Schaden. Iſt die Frömmigkeit, die ſich auszeichnet, nicht leicht ein Staatsgewand ſtatt das regelrechte Kleid unſeres verborgenen Menſchen?

Ach, die reinen, ſchlichten, unbewußten und uneingebildeten Seelen, die gerade zu wandeln vor Gott, vielfach ohne große Kenntnis von ſeiner Offenbarung, aber im ſtillen Beben vor ſeinem heilig ernſten Blick! Die ihn nur nennen,

wenn sie ihn stark fühlen und denken, o Keuschheit statt Demonstration! O jener tiefe, stille Grundzug, der Unterstrom, der nur bei besonderen Veranlassungen zu Tage tritt, bei den Frommen unseres Reuter oder Dickens.

Vor mir steht jene kleine Nelly: als sie ihren Tod lasen, wie ihr großes Auge still auf Gottes Auge gerichtet ist, rannen die Thränen der Ehrfurcht über die Wangen der kalifornischen Goldjäger. Solche keusche, selbstverständliche Naivität vor Gott zieht natürlich Keuschheit im Umgang mit dem Nächsten nach sich, Keuschheit und Aufrichtigkeit, und scheut zurück vor aller koketten Reinheit äußerer Formen. Dir selbst und deinem Gott sei wahr und es muß folgen wie die Nacht dem Tag, du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen (Shakespeare). Geradheit, Ehrlichkeit, Ungefälschtheit, Ungemischtheit der Motive, die redliche Scheu, sich zu betrügen mit Vorspiegelung höchster Motive, wo das liebe Ich mit im Spiele ist, das, meine Freunde, ist „ein Herz, das richtig ist", ein reines Herz.

Kennt ihr solche? Wo fandet ihr sie? Nur unter bewußten Christen? Sollte nicht hier gerade von einer anima naturaliter Christiana, von geborenen, natürlichen Christenseelen zu sprechen sein? Ich wenigstens habe solche gekannt, denen Christus nicht wichtig geworden war, die aber von klein auf in solcher keuschen Ehrfurchtsstellung zu Gott gestanden haben, beschämend für viele, die den Grund ihrer Hoffnung genau wußten. Jedenfalls spricht Jesus den Kindern das Himmelreich zu, gerade um ihrer keuschen, naiven, ungefärbten Liebe Gottes willen. Die unschuldigen Kinderaugen schauen Gott, ja ihre Engel, ihre Schutzgeister schauen alle Zeit das Angesicht des Vaters im Himmel. Habt ihr nie solche schauende, himmelvolle Kinderaugen

geſehen? O das iſt das Schönſte, ſie leuchten zu ſehen auf dem Sterbebette oder in der Andacht, wenn man ihnen redet von Jeſus, der ſie zu ſich zieht.

Viele bleiben Kinder — o eine Wohlthat für uns andere. Giebt es nicht aber auch eine zweite Kindheit? „Werdet wie die Kinder!“ Auch die wir hindurch gegangen ſind durch die Verunreinigung der Sünde und Selbſtſucht, lange Zeit nicht mehr naiv und harmlos uns Gott zu nahen gewagt, können wieder dahin kommen, daß wir einfältig werden, innig, abgeſchieden, ſtill und froh in Gottes Frieden. Dafür giebt uns Luther den ſchlichten Rat: „Hüte dich nur vor allen eigenen Gedanken, willſt du vor Gott rein ſein, und ſiehe, daß du dein Herz gründeſt und hafteſt an Gott.“ Die Reinheit hängt ab von der völligen, rückhaltloſen Uebergabe an Gott und Gottes Zwecke; ſo wird die Doppelſeligkeit, die Geteiltheit der Motive, die Unreinheit unſerer Frömmigkeit mehr und mehr geheilt.

Dazu iſt uns Gott in Chriſto nahe gekommen, damit wir in ihn uns verlören. In ihn uns einlebend, von ihm überwunden, werden wir einfältig, einheitlich in unſerem höheren Streben; ſtets ſchauend in dies reine Spiegelbild göttlichen Weſens, werden wir ſelbſt verwandelt in ſein Bild, von einer Klarheit zur anderen, bis es uns natürlich iſt, uns nach ihm zu richten, bis es aufhört, gewollt und überlegt zu ſein, und wir nicht mehr anders können, als ungeſucht und unbewußt ſtets auf ihn zu blicken. Dann ſind unſere Herzen wieder keuſch gemacht und einfältig, dann ſind wir Kinder, haben Kindes Sinn.

II.

„Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ Aber nicht wahr, ſo mag mancher denken,

dieſe Seligpreiſung findet ihre Erfüllung ſchon in dieſem Leben.

Gewiß für viele und in vielerlei Sinn iſt die Seligkeit und das Schauen diesſeitig. Jeſus und Stephanus ſchauten ſchon in ihres Fleiſches Leben den Himmel offen, ſchauten in Gottes Angeſicht mitten in der Schmach. Denn ſchon hier unten iſt das Auge abhängig vom Herzen, der äußere vom inneren Sinn. Was entdeckte Jeſu Auge alles in der Natur von Spuren des göttlichen Fingers! Die ganze wunderbare Plaſtik ſeiner Gleichniſſe beruht doch nur auf der ungetrübten Reinheit ſeines Kindesſinnes gegen den Vater. Seht, ſo macht das reine Herz das Auge einfältig und in ſolchem einfältigen Auge ſpiegelt ſich ungebrochen die Herrlichkeit, Liebe und Freundlichkeit Gottes. Das iſt Seligkeit, wo einem Menſchen das Irdiſche ſo zum Gleichnis, das Himmliſche zum Ereignis wird, wo man Gott ſchaut im Geiſt und in der Wahrheit.

Und auch von uns ſündegebrochenen Menſchen ſagt Luther ſo wahr und tröſtlich: „Das heißt recht Gott ſchauen, nicht mit leiblichen Augen (damit ihn niemand kann ſehen in dieſem Leben), ſondern mit dem Glauben, der ſein väterlich freundlich Herz ſiehet, darin kein Zorn noch Ungnade iſt. Denn wer ihn für zornig anſieht, der ſiehet ihn nicht recht an, ſondern nur einen Vorhang und Decke, ja ein finſter Wolke vor ſein Angeſicht gezogen. Sein Angeſicht aber ſehen, wie die Schrift redet, heißet ihn recht erkennen als einen gnädigen, frommen Vater, zu dem man ſich alles Guts verſehen darf; welches allein durch den Glauben an Chriſtum geſchieht.“ So können wir ihn ſchauen im Herzen, wenn es rein oder gereinigt iſt; ſo können wir ihn haben, Gemeinſchaft mit ihm pflegen. O ſelig, wer ihn ſo ſchauet mit Glaubensauge und ſiehet alſo den Himmel offen!

Und doch, bleibt dir nicht das Sehnen des Pſalmiſten: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchauen werde?“

Vor Gottes Stuhle ſtehen, ſein Angeſicht ſehen und ihm dienen (Offenb 7 15) — das iſt doch erſt die Seligkeit der vollendeten Kinder Gottes. Iſt es nicht ſo, wie der Apoſtel in ſeinem Pſalm von der Liebe ſchreibt: „Wir ſehen hier durch einen Spiegel nur in rätſelhaftem Wort, dort aber von Angeſicht zu Angeſicht; hier erkenne ich es ſtückweiſe, dort werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin?“ Sehnſt du dich nicht aus den Rätſeln göttlicher Führung — ich erinnere nur an die Seelen im Gefängnis, die eine reich entfaltete Menſchlichkeit in geiſtiger Umnachtung verlieren an völlige Vertierung — nach dem vollen, vollentſprechenden Erkennen des Stückes aus dem Ganzen und des ganzen Planes Gottes aus jedem einzelnen Stück der Führung? Hier müſſen wir lernen, ſchweigend den verborgenen Gang Gottes zu verehren; ach, daß wir einmal ſchauten, was wir glauben! Ich meine, mehr noch um anderer als um unſertwillen. Es mag verſchiedenen unter uns verſchieden gehen, von mir muß ich bekennen: Ich ſehne mich zu ſchauen und Gott verherrlicht, gerechtfertigt zu ſehen in allen ſeinen Wegen.

Auch genügt uns kaum das ahnende Schauen, zu dem wir hier dann und wann gelangen. Ja nie, ob wir auch eine möglichſt reine Spiegelung erreichen, finden wir die Fülle der Gottheit, göttlicher Gedanken und Pläne in uns; ſie bleibt uns ein Gegenüber, dazu uns der nach außen führende Geſichtsſinn in Beziehung ſetzt. Unſere Hoffnung iſt, daß einſt wir mit aufgedecktem Angeſicht ſeine Herrlichkeit in uns ſich ſpiegeln laſſen und verwandelt werden in dies ſelbe Bild von Herrlichkeit zu Herrlichkeit. Dann wird unſere Leiblichkeit verklärt das Unendliche faſſen; dann

unser Auge sonnenhaft die Vollkommenheit in einem Bilde zusammenschauen.

Aber freilich, dies Schauen wird kein bloß äußerer Lohn sein für Herzenslauterkeit, die Empfindung der Seligkeit in reinem Herzen wird nicht lediglich der Erwartung dieses Lohns verdankt. Nein, das reine Herz trägt den Lohn schon in sich und wird ihn drüben nur voll aus sich herausfetzen. „Wir werden ihn sehen, wie er ist; denn wir werden ihm gleich sein!" „Und wer diese Hoffnung hat, der reinigt sich, gleich wie jener rein war." Unser Claudius singt: „Die Sonn' im Sturme spiegelt nicht im Meer ihr heilig Angesicht." Nur das reine, einfache Auge giebt wieder den ewigen Strahl; nur innerlich gesammelte, in der Tiefe ruhige, spiegelglatte Wasser spiegeln voll Mond und Sterne. So müssen wir ihm gleich sein, wollen wir ihn sehen, wie er ist: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." Kein größerer Antrieb zur Reinigung als die Hoffnung, ihn zu schauen in sein Bild verklärt!

So treibt uns dies Wort voller Ahnung und Sehnsucht hinein ins Gebet um Einfalt und Kindessinn:

Mache mich recht kindlich, innig, abgeschieden,
Sanft und still in deinem Frieden;
Mach' mich reines Herzens, daß ich deine Klarheit
Schauen mag in Geist und Wahrheit!

Amen!

Fromme Geschichtsbetrachtung.

Apostelg 5 34—42.

Lektion: Klagelieder 3 22—32. Kiel, den 10. Juli 1898.

Der verlesene Text und die Lektion, die wir vom Altar her gehört haben, ist den neuen Textreihen entnommen,

welche die Eisenacher Konferenz der deutschen Kirchenregierungen der deutschen Christenheit dargeboten hat. Mehr als 300 Jahre lang hat die lutherische Kirche sich gebunden erachtet an die alten Evangelien und Episteln, die in der Zeit der alten Kirche ausgesondert waren zur gottesdienstlichen Verlesung. Wir lieben diesen alten Schatz, daraus man immer wieder Neues und Altes schöpfen kann. Aber wir haben mehr und mehr erkannt, daß dadurch die Bibelkenntnis und das Leben in der Schrift eingeschränkt und der Gemeinde ein großer Schatz vorenthalten wird. Nun soll die Gemeinde Gottes Wort und der Gläubigen Führungen auch aus dem Alten Testament, besonders aus den Propheten, und aus der Apostelgeschichte vorgeführt bekommen. Wir sind der gewissen Zuversicht, daß diese neuen Texte der Gemeinde neue Kenntnisse und Erfahrungen übermitteln und sie so fester gründen werden im ewig gleichen Gotteswort.

Besonders wichtig kann für die Gemeinde die Versenkung in die Apostelgeschichte werden. Sie bietet uns Geschichte und Entwicklung, Geschichte nicht einzelner bloß, sondern der christlichen Gemeinde, also einer Gesellschaft, soziale Geschichte. Sie begegnet also einem unleugbaren Zuge unseres heutigen Interesses. Auf das innere Leben der christlichen Kirche hat in unserem Jahrhundert noch mehr als der rapide Siegesgang der naturwissenschaftlichen die allgemeine Durchführung der geschichtlichen Entwicklungslehre eingewirkt. Freilich nicht immer unmittelbar segensreich. Indem die in der Weltgeschichte geübte Methode geschichtlicher Forschung nach den Entwicklungen, Uebergängen, inneren Zusammenhängen auf die Geschichte der christlichen Kirche angewandt ward, wurde vieles, was der Gemeinde auf ewig festem Grund zu stehen, aus der Offenbarung des ewigen Gottes zu stammen schien, hineingezogen in den Fluß

der Zeitgeſchichte und ihrer Aufwärtsentwicklung von unvollkommenen zu reineren Geſtaltungen. Der Kampf um die Lehre, der ſo vielen ſchlichten Chriſten Schmerz bereitet, iſt zumeiſt ein Kampf um die größere oder geringere Anwendung geſchichtlicher Betrachtung auf die Heiligtümer der Chriſtenheit, die dadurch ihren ewigen, bleibenden, übergeſchichtlichen Wert zu verlieren ſcheinen. So ſcheint Frömmigkeit und Geſchichtswiſſenſchaft in unverſöhntem Gegenſatz zu ſtehen.

Unſer heutiger Text berichtet nun von frommer Geſchichtsbetrachtung. Sie löſt nicht bloß Heiliges und Ewiges auf in ſich Entwickelndes, unruhig Bewegtes. Sie zeigt Wahrheit und Recht, geiſtige und ſittliche Kraft als unüberwindliche Mächte in der Geſchichte. Die Weltgeſchichte iſt nicht bloß eine Bühne, darauf Menſchenthorheit und Zeitgeiſt ihre Orgien feiern; ſie iſt das Weltgericht. Wir aber ſollen uns beugen lernen den Lehren der Geſchichte, ſollen mit unſerem Luther in den großen Thatſachen der Geſchichte den Willen Gottes ehren lernen.

I.

„Iſt der Rat oder das Werk aus Menſchen, ſo wird es untergehen; iſt es aber aus Gott, ſo könnet ihr's nicht dämpfen.“ Ja, iſt das ein Gotteswort? iſt, der es ſprach, Gamaliel, ein Zeuge der Wahrheit?

Was ihn für die ungläubigen Juden zum unverdächtigen Zeugen machte, macht es ihn uns nicht verdächtig? Er iſt nicht überzeugt von der Wahrheit der Apoſtel, nicht überwunden von Geiſt und Kraft des Herrn; er war Lehrer des Saulus, nicht des Paulus; er iſt klug, nicht überzeugt. Bedächtig und überlegſam läßt er die Apoſtel hinausthun, damit ihr Anblick das ruhige Urteil nicht trübe, und tritt dann ein für ihre Freilaſſung, nicht weil ſie recht haben, ſondern

weil man nichts vermag wider die Wahrheit. Was die Wahrheit iſt, weiß er noch nicht; aber man muß ihr freie Bahn laſſen, ſich zu zeigen; geiſtige Bewegungen, würden wir ſagen, Ideenkämpfe ſoll man nicht niederſchlagen mit ungeiſtlichen Waffen. Das war der Ertrag ſeiner Geſchichtskenntnis. Sie lehrt ihn, daß es eitel iſt, wider eine Ideenbewegung — „iſt der Rat oder das Werk aus Gott", darin liegt die Einſicht in das geiſtige Weſen der Bewegung — zu ſtreiten, ſie zu dämpfen, weil ſie ſich doch durchſetzt: es iſt wie ein Streiten wider Gott, den Leiter der Geſchicke und Geſchichte. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Gamaliel beruft ſich dafür auf die jüngſte Erfahrung mit Theudas und Judas, die vorgaben, ſie wären etwas, alsbald aber zu nichte wurden. Darum ſchließt er: „Iſt der Rat oder das Werk aus Menſchen, ſo wird es untergehen; iſt es aber aus Gott, ſo könnet ihr's nicht dämpfen."

Aber heißt das nicht den Erfolg anbeten? zu dem doch außer vieler Menſchen Gedanken unzählige Zufälle, äußere Macht und Gewalt über die trägen Maſſen mitwirken! Iſt die Geſchichte nicht in vielem recht unvernünftig? befolgt die Vorſehung in der Geſchichte nicht oft die jeſuitiſche Maxime: der Zweck heiligt die Mittel? weiß ſie nicht oft böſe Gedanken und Mittel zu heiligen zu gutem Zweck? Hat die große Revolution nicht trotz allen Greueln Segensſtröme ausgeſandt über den Erdboden? war ſie darum aus Gott oder aus den Menſchen? Hat die Sozialdemokratie nicht unſerem arbeitenden Volk bereits ein reiches Maß von Menſchenrechten, Schutz von Arbeit, Sitte, Ehre erworben, die Oberen zu ganz anderer Erkenntnis der Pflichten gegen die Unteren erzogen? iſt ſie aus Gott oder aus den Menſchen? Iſt die katholiſche Kirche des Mittelalters nicht trotz oder

vielleicht gerade wegen ihres Rückfalles in Heiden- und Judentum eine Segensquelle, eine Erziehungsmacht erſten Ranges geweſen für unſere rohen Vorfahren? und iſt dieſelbe Kirche trotz ihrem Sündenfall unter die Gewalt des Ultramontanismus nicht heute, was Erfolg und Fortſchritt angeht, am allerweiteſten entfernt vom Untergang, nein, die impoſanteſte Vertretung des chriſtlichen Sozialismus, während der Proteſtantismus trotz ſeiner ſteten Erneuerung aus Gottes Wort an äußeren Erfolgen ſchwach, zerriſſen, ohnmächtig daſteht, nicht bloß bei Wahlen? ſind ſie aus Gott oder aus Menſchen?

Konnte nicht Gamaliel ſeinen Grundſatz auch anwenden auf die Geſchichte unſeres Herrn? Hat es die Geſchichte nicht ruhig gewähren laſſen, daß die Feinde über ihn triumphierten, daß der ſchimpflichſte Tod ihn als Schwärmer erwies und ein Pilatus im Hinblick auf ſeinen Mißerfolg ſich beſtärkt fühlte in ſeiner Skepſis: „Was iſt Wahrheit?“ Urteilen wir nicht oft ähnlich? Da hat eine neue geiſtige Bewegung, der evangeliſche nationale Sozialismus, trotz dem Aufgebot aller geiſtigen Mittel und Ueberredungskünſte keinen einzigen Vertreter in den Rat des Volkes gebracht; wie viele ſehen darin ein Gottesgericht? O, es iſt nicht ſo leicht, die Triebkräfte des geſchichtlichen Lebens zu charakteriſieren. Es iſt oft gefährlich, aus der Geſchichte, aus dem Erfolg Beweiſe zu nehmen und Etiketten anzukleben wie: das war aus Menſchen, jenes aus Gott. O wie oft miſchen ſich da die Motive! wie oft glauben die Menſchen und Bewegungen zu ſchieben und werden nur geſchoben! Wie verwoben und verworren iſt oft Ideal und Schuld!

II.

Und doch! Die großen Geſchehniſſe, Wendungen und Entſcheidungen, die den Gang der Welt- und Volksgeſchichte

beſtimmen, ſie ſind Fingerzeige Gottes. Die Geſchichte iſt keine brotloſe Kunſt, ſie iſt das Lehrbuch der Gottesthaten und gottgeordneten Führungen.

Man muß nur warten auf die Reifezeit, darf nicht urteilen vor dem Abſchluß einer längeren Kette von Ereigniſſen. Dann aber beweiſt ſie dem, der unter die Oberfläche der Erſcheinung dringt und den Geiſt der Bewegungen und Zeiten zu erforſchen gelernt hat: „Iſt der Rat oder das Werk aus Menſchen", ein Werk niedriger, gemeiner Motive, nur gegründet auf die ſinnlichen Maſſeninſtinkte, „dann muß es untergehen; iſt es aber aus Gott" ein Produkt des idealen, höheren Strebens nach Verwirklichung des göttlichen Ebenbildes im Menſchengeſchlecht „dann könnet ihr's nicht dämpfen." Die Wahrheit, die heilſamen Gottesgedanken, auch die unbequemen Wahrheiten der geſchichtlichen Kritik ſind wie ein laufender Brunnen, den ein Knabe wohl für eine kleine Zeit mit ſeinem Finger zuhalten kann; aber bald erlahmt ſein Arm und der künſtlich zurückgehaltene Strom ſpringt mit doppelter Gewalt hervor (Strauß). Ihr zu widerſtreben iſt darum ein Streiten wider Gott; möchten wir denn überhaupt leben und das heißt ſtreben nach Erkenntnis und Verwirklichung der Wahrheit ohne das Vertrauen zu ihrer Unwiderſtehlichkeit? Solches Vertrauen iſt die Seele aller Wiſſenſchaft wie aller wahren Politik.

Und ſo ſuchen wir denn nach Zeugniſſen für dieſen unerläßlichen Glauben. Brauchen wir zu ſuchen?

Hat nicht der Gekreuzigte die Welt beſiegt? hat nicht der Erniedrigte ein Reich aufgerichtet, des Gewalt auch Widerſtrebende anerkennen? hat er nicht Buße und Vergebung, Friede und Heil in Millionen Herzen gebracht und ſo den Geiſt der Menſchheit wiedergebracht zu Gott? War

nicht das Blut der Märtyrer der Same der Kirche? bedeutet nicht Kreuz nun Sieg? Aeußerer Untergang, tragiſcher Tod, iſt er nicht von allen tiefer Denkenden als Anlaß tiefſter, bleibender Freude, ſittlicher Freude erkannt? Und hat nicht der heilige Geiſt der Reformationszeugen alle Dämpfung der Gegenreformation, alle Einengung durch die eigenen Epigonen überwunden und unſerem Reich die Kraft einer maßvollen Freiheit und Gebundenheit übererbt? Hat nicht, groß gerechnet, der Geiſt aus Gott, die Freiheit aus gebundenem Gewiſſen, ſich bereits kräftig, ſiegreich erwieſen über die Freiheit aus Willkür und über die bloßen Menſchenrechte? Mögen ſie überm Rhein nächſte Woche feiern den Jahrestag der Revolution — wir ſehen vor Augen die Uebermacht der Reformation! mögen ſie dort anſtaunen die Siege der Menſchheit und Menſchlichkeit — wir greifen mit Händen den Niedergang deſſen, was daran bloß aus Menſchen war. Und ſollten wir heute noch zweifeln am Siege proteſtantiſcher Geiſtesmacht und freier Frömmigkeit über katholiſchen Autoritätsglauben, katholiſche Weltherrſchaft? Wie einſt Spaniens Armada ſcheiterte an Englands Klippen, ſo ſinkt die bettelſtolze Macht Spaniens, innerlich durchhöhlt durch römiſche Geiſtesdreſſur, untüchtig gemacht im wirtſchaftlichen Kampf durch Bindung des Bildungstriebs, ſie ſinkt heute vor unſeren Augen dahin vor proteſtantiſch aufſtrebender Tüchtigkeit — ja ein Weltgericht über jene dunkle Macht, die wider Gott ſtritt, da ſie das Evangelium dämpfte, dem alle aufſtrebenden Kräfte Spaniens vor 350 Jahren zufielen!

Und wir ſollten nicht glauben an den Sieg der Gottesgedanken, des gebundenen Gewiſſens, des Gehorſams gegen die Wahrheit? Nein, wir wollen getroſt darauf allein unſer Reich gründen: Gott mit uns! Es giebt Gottesflammen, die alle Fluten der Zeit nicht löſchen können, weil ſie als

ſtille Glut in treuen Seelen glimmen, bis ein anderer Zeitwind ſie mächtig, ſiegreich anfacht.

III.

Aber freilich! Hüten wir uns, zu bald, zu ſchnellhin unſer Werk Gottes Werk zu nennen! Da ſteckt die ganze Gefahr ſelbſtgefälliger Frömmigkeit darin.

Es iſt die Unart gewaltthätiger, ſelbſtbewußter Gläubigen, daß ſie für ſich das Urteil in Anſpruch nehmen, das die Erfahrung und Geſchichte erſt fällen ſoll. Hüten wir uns, Gottes Namen zu belaſten mit allem Mißerfolg, den unſer Wirken findet! Thun wir's nicht ſehr oft? Wie oft ſingen wir: „Die Sach' iſt dein, Herr Jeſu Chriſt, und weil es deine Sache iſt u. ſ. f.", fordern alſo, daß er ſich zu unſerem Werk als ſeinem Werk bekennt! Und doch haben wir die gute Sache befleckt durch kleinliche, unbeſonnene, eigenwillige Wege und Mittel. O, die gemiſchten Motive! Das hat die Freiheit des Gewiſſens bei Beſonnenen, bei ſolchen, die für die Weiterleitung der Geſchichte verantwortlich ſind, in Mißkredit gebracht: der Fanatismus der vermeintlichen Gotteswerke. Seien wir auf der Hut, daß nicht der alte Adam gerade in ſonderlich chriſtliche Werke, auch ſolche chriſtlichen Erbarmens, ſich einſchleiche.

Das Heilmittel ſolcher Mißverſtändniſſe liegt auch in unſerem Text. Laſſen wir Gott, laſſen wir ſeiner Vorſehung, der Geſchichte, getroſt das letzte Urteil! Prüfen wir ſtets, ob unſerem beſten, heiligſten Streben nicht der Eigenſinn, die Rechthaberei, die Verliebtheit in eigene Gedanken anhafte! Seien wir demütig bei allem Freimut, bereit zum Gehorſam gegen die Erfahrungen und Thatſachen; wollen wir nicht ſelbſt wider Gott, den Gott in der Geſchichte

ſtreiten! Ja, meine Freunde, werden wir gehorſam ſtatt Herren der Wahrheit! Denn: wir Proteſtanten vermögen nichts wider die Wahrheit, nichts wider die Geſchichte, alles mit der Wahrheit. Amen!

Das christliche Leben.

Röm 12 1—2.

Kiel, den 1. Juni 1902.

Wie das chriſtliche Kirchenjahr, ſo teilt ſich der Brief Pauli an die Römer. Die größere Hälfte des Jahres iſt der Feſtzeit gewidmet, der Betrachtung deſſen, was Gott durch Chriſtum für uns gethan; nun kommt die kleinere feſtloſe Hälfte, gewidmet der Betrachtung deſſen, was wir durch Chriſtum Gott thun ſollen. So hat Paulus in den erſten elf Kapiteln des Römerbriefs großenteils geſprochen von der Barmherzigkeit Gottes gegen die ſündige Menſchheit und hat dieſe Betrachtung zu dem Schlußpunkt geführt: „Gott hat alles beſchloſſen unter den Unglauben, auf daß er ſich aller erbarme", hat dann einen Hymnus angeſtimmt auf den Reichtum der verborgenen Weisheit Gottes und wendet ſich nun mit ſeinen Mahnungen unſerem Leben zu und zwar: „durch die Barmherzigkeit Gottes", um dieſer zuvor dargelegten Erbarmung Gottes willen, auf Grund derſelben.

So wollen wir in den vor uns liegenden Andachten uns verſenken in die Grundſätze chriſtlichen Lebens, wie ſie Paulus hier entwirft! Es giebt wenige ſo wertvolle Kapitel heiliger Schrift, wenige, die ſo das über den Wechſel der Zeiten erhabene Weſen der chriſtlichen Frömmigkeit erkennen

lassen. Die verlesenen Worte aber bilden die allgemeine Ueberschrift zum folgenden. Sie gehen noch nicht ins Konkrete ein und ihre Begriffe sind nicht ganz leicht zu fassen. Sollte es einer christlichen Gemeinde zu viel zugemutet heißen, wenn man sie auffordert, einmal in die Werkstätte der Gedanken einzutreten, die uns die scharf geschliffenen Waffen christlicher Lebensanschauung geliefert hat?

Der Apostel lehrt uns heute ganz in großen Zügen, was er unter christlichem Leben versteht, wie es sich äußert und wie es zu stande kommt. Dem laßt uns nachsinnen!

I.

Was Paulus unter christlichem Leben versteht? Zweierlei entnehme ich darüber dem Text, zweierlei scheinbar Widersprechendes: „daß ihr eure Leiber begebet, darbringet als Opfer, welches da sei lebendig, heilig und Gott wohlgefällig", „euer vernünftiger Gottesdienst" und — „auf daß ihr prüfen möget, welches da sei, der Wille Gottes, das Gute, Wohlgefällige, Vollkommene." Nicht wahr, da entspricht sich die Bezeichnung des Opfers und des Willens Gottes; es handelt sich beidemale um das Ideal, das vor Gott und Menschen gilt. Der Schlußsatz: „auf daß ihr prüfen möget" giebt offenbar das Ziel, den Zweck an, dem die Erneuerung des Sinnes als Mittel dient. Aber, wie verhält sich nun das Opfern der Leiber und das Prüfen des Denkens? Ich glaube: dies Opfern der Leiber an Gott ist der vernünftige Gottesdienst selbst, ist das Charakteristische des christlichen Lebens; das Prüfen dessen, was Gottes Wille ist, macht es erst möglich.

Also, die Darbringung unserer Leiber als Opfer an Gott ist der Inbegriff christlichen Lebens, christlichen Gottesdienstes?

Wie kommt der Apostel doch zu solcher Wendung des Gedankens? Wir Deutsche würden, soweit wir Idealisten sind, unbedingt die Darbringung der Herzen, der Gedanken, die Weihung aller Geisteskräfte erwarten. Nun hat Paulus sein Bild des Opfers, wie das des Gottesdienstes dem jüdischen Heiligleben entnommen: da brachten sie als Dankopfer für Gottes Barmherzigkeit gegen sein Volk Widder und Schafe, Tierleiber dar, gewiß sinnvolle Symbole ihrer Bereitwilligkeit, sich selbst, ihre eigenen Leiber in Gottes Dienst zu stellen. Aber freilich, dieser sinnvolle Gottesdienst ward innerlich entleert, wenn — und das war die Regel — die Selbstopferung ausblieb, die jenes Tieropfer stellvertretend abmalte. Und so stellte Paulus diesem äußerlichen, sinn- und bedeutungslosen Opferdienst den vernünftigen, dem geistigen Wesen des Christentums entsprechenden Gottesdienst entgegen: „Eure Leiber als Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei."

Ist etwa dieser Gegensatz zu dem äußerlichen Opferdienst unter uns gegenstandslos geworden? Wir brauchen nicht an die Römlinge zu denken, unter denen viele — wahrlich nicht alle! — auch vergessen haben, daß die Meß- und Gebetsopfer, die die Priester täglich für alle Gott „aufopfern", nur stellvertretende, symbolische Akte sind, die sie selbst zu gleicher Opferung ihres ganzen Lebens an Gott verpflichten. Wir brauchen uns nicht stolz nach ihnen umzusehen, als ob etwa sie allein sich billig abfänden mit solchen äußeren Ceremonien, die ihr Gewissen und Leben lassen, wie es ist. Auch unter evangelischen Christen ist genug solche Kirchlichkeit zu finden, die in besonderen Akten des Gottesdienstes, des symbolischen Handelns, in Kirchgängen, Kommunionen u. ähnl. sich genügen läßt, aber der Anbetung im Geist und in der Wahrheit, des ver-

nünftigen Gottesdienstes vergißt. Ja, wir müssen es immer wieder beherzigen: was wir in besonderen, ausgesonderten Gottesdiensten Gotte darstellen, die Uebergabe der Herzen und Zungen an den, der unser Erbarmer ist, das hat für Gott nur so viel Wert, ist lebendig, heilig, gottgefällig nur soweit, als es ein wahrhaftiger Ausdruck ist jenes vernünftigen, täglichen Gottesdienstes, der Opferung unseres ganzen Wesens und Lebens an den Gott, der uns in seinen Dienst berufen hat. Gottesdienst muß Lebensdienst werden!

Also stünde hier „eure Leiber" im Gegensatz zu den Tierleibern und bedeutete nichts weiter als „euch selbst, euer ganzes Wesen"? Ich glaube doch nicht! Paulus war kein deutscher Idealist, der gern alles auf das innere Wesen zieht, er dachte realistisch: ja, eure Leiber stellt dar! „Die Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes!" Verleiblichung, Versinnlichung, Verwirklichung inneren Lebens in spürbarer, leiblicher Form — es ist schwer für viele, diesen Begriff des Leibes recht zu fassen. Sie scheitern meist auch, wenn man ihnen die Auferstehung des Leibes zu glauben aufgiebt. Wie viele gute deutsche Christen möchten sich begnügen mit dem Fortleben der Seele, des Geistes! Und nun hält das alte Bekenntnis noch fest an der „Auferstehung des Fleisches"! Und Fleisch und Blut sollen doch das Reich Gottes nicht ererben! Wie sollen wir das alles nun verstehen, und verstehen müssen wir es, sonst verstehen wir Paulus überhaupt nie, wenn wir still in der Schrift lesen. Daß der Leib nicht dasselbe sein kann, wie dies verwesliche, sinnliche, leibliche Blut, ist ja jedem klar. Aber was ist denn der Leib? Man könnte vielleicht sagen: die gesamte körperliche Erscheinung, in der sich das innere Leben, das geistige Wesen der Persönlichkeit ausprägt, die der

charakteristische Ausdruck des inwendigen Menschen ist. Diese charakteristische Ausprägung unseres persönlichen Wesens reicht am Ende hinein bis in alle Bewegungen und Gesten; es ist die ganze Haltung des Menschen, das ganze Auftreten. Unsere großen Dichter nennen es wohl die Form, die Gestalt unseres Lebens, und sprechen und sagen von ihr, daß die Form bleibt, wenn auch der Stoff vergeht. Das also verlangt der Apostel: all unsere Aeußerungen, die ganze Haltung und Erscheinung unseres inneren Lebens, die ganze Art, uns zu geben, soll ein Opfer sein an Gott, geprägt, charakterisiert durch das Leben aus Gott, das in uns ergossen ist. Spürt ihr es nicht, wie hoch das geht, welch herrliches Ideal es uns weist? Christliches Leben, christlicher Gottesdienst eine in allen Teilen von dem Leben Christi geprägte, geadelte Persönlichkeit, aus deren jeder Lebensäußerung man unwillkürlich schließt: „Eine neue Kreatur, im Dienst des Herrn!" Wie Tersteegen so schön singt:

Im Wort, im Werk und allem Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

Aber dieser tägliche, stündliche Opferdienst unserer Leiber setzt voraus, daß wir täglich, stündlich den Willen Gottes kennen, dem wir unser Leben opfern, mit unserem Willen dienen sollen. Und darum faßt der Apostel im zweiten Vers das Ziel christlicher Selbstbildung so: „Auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der Gotteswille, eben das Ideale, das Gute, Vollkommene, Gottgefällige."

Nicht wahr, vielen unter uns geht es so, daß wir gern Gott dienen möchten, alle Stund; aber wir müssen sagen: „Deinen Willen, o Herr, thue ich gern; doch zeige mir deinen Willen!" Am Ende handelt es sich im kämpfenden Leben nicht einfach um ein stilles Darstellen einer schönen Seele; es handelt sich um das Ergreifen bestimmter Ziele, um das

Wählen zwischen verschiedenen möglichen Wegen. Da muß denn unser Leib, soll er sich Gott zum Opfer darstellen, geleitet werden von einem klar erkannten Ziel. Und so gesellt sich zur Gottesdienstlichkeit unseres Leibes als gleichwertiges Ideal christlichen Lebens die Gottesdienstlichkeit unserer sittlichen Erkenntnis, mit anderen Worten, das stete Prüfen dessen, was nun Gottes Wille ist, in dieser bestimmten Situation. Ihr fühlt es, wie wichtig das ist; ihr habt's bei christlichen Persönlichkeiten oft empfunden, daß das den Zauber ihres Wesens, ihrer Haltung ausmacht, die Gewißheit über Gottes Willen.

Aber nicht wahr, wo ihr von solcher christlicher Persönlichkeit gefesselt waret, da war es nicht ein stetes, mühseliges, ängstliches Prüfen und Erwägen, ein Betrachten der Dinge von allen möglichen Seiten, was euch auffiel. Solche christliche Skrupulosität ist wenig anziehend, wirkt vielmehr abstoßend; solche Aengstlichkeit im Wählen mag hochachtbar sein, aber sie ist nicht in sich gewiß und giebt nie ein ganzes Stück, eine Darstellung der Leiblichkeit als Opfer. Nein, da hat Weizsäcker wie oft in seiner vortrefflichen Verdeutschung des Apostels Sinn getroffen: „Um zu erlangen das Gefühl dafür, was Gottes Wille ist." Ja, dies Gefühl, Tastgefühl für Gottes Willen, das ist das Geheimnis christlichen Wesens. Wie Spitta gesungen hat: „Und handelt ungesucht." Wir nennen das wohl auch christlichen Takt: Nicht ein mühsames Resultat vieler einzelner Erwägungen, die wie ein Rechenexempel summiert werden — so kümmerlich ist die unerfreuliche, rechthaberische Richterei vieler Christen —, sondern ein starkes, unmittelbares, intuitives Tastgefühl für das, was Gottes Wille ist. Seht, das prägt dann auch die ganze Leiblichkeit. Ist es nicht das, weshalb wir Jesum das schönste der Menschenkinder nennen?

II.

Das ist das Ideal christlichen Lebens: stete Gottesdienstlichkeit durch sicheres christliches Taktgefühl. Ach, wie erlangen wir das?

„Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes." Lasset uns das, es ist ziemlich klar, in Kürze klar machen!

„Stellet euch nicht dieser Welt gleich." Versteht sich das nicht von selbst für solche, die Christus aus der Welt erlöst hat? Aber, da erinnert euch an die sonderbare Erfahrung, wie viele gläubige Christen in ihrem Auftreten und Urteilen sich genau so ordinär gehaben wie die Welt. Und das heißt, wie der Durchschnitt der Leute, die nichts von Christo wissen! Wenn ihr euch umseht unter dem Kreis eurer Bekannten, die zumeist unseren Versammlungen fernbleiben, und dann fragt, ob ihr wohl die unterschieden findet, welche sich zu Christo halten, unterschieden durch das Gepräge, die Haltung, die Gestalt ihres Lebens — müsset ihr da nicht sagen: sie gestalten sich dieser Welt gleich, sie machen die Mode mit im Auftreten, im Zuschnitt des Lebens und im Urteil über andere? Sie kennen die Barmherzigkeit, aber sie wenden sie nicht den anderen zu; sie sind Egoisten im Besitze des Heils, nicht in Liebe auf andere gewandt. Und diese Ordinärheit der allgemeinen Haltung thut wie nichts anderes dem Ansehen des Christennamens Abbruch.

Darum ist die Mahnung immer neu zu berücksichtigen: gestaltet euer Leben nicht dieser Welt gleich. Seht, es handelt sich um die Gestalt unseres Lebens. Daran sollen wir *arbeiten*, daß sie der voll entsprechende Ausdruck werde des inneren Lebens. Da gilt es immer neue Entschlüsse zu fassen mit ernstem Wollen; es gilt im Augenblick sich anzuhalten und zu besinnen: nicht mitschwimmen, nicht

mitmachen mit den vielen! Es braucht dazu Mut der Einsamkeit, Mut der Innerlichkeit, Mut, wir selbst zu sein, auf schmalem Wege: „Lasse gern die andern breite, lichte, volle Straßen wandern."

„Und verwandelt euch durch Erneuerung eures Sinnes, eures Denkens." Beachtet es: die Verwandlung ist zwar, soweit sie den Grund legt zu unserem Christenleben, ein Thun und Wirken Gottes, seines Geistes in uns, sie läßt sich nicht erzwingen. Aber es gilt sie täglich zu erneuen; sonst bildet sich das Wesen wieder zurück in das der Umgebung. Man muß täglich angehen, dagegen halten, damit man nicht wieder in die Gewalt der Mode, des Schlendrians, der bequemen Selbstsucht komme. Und dazu muß ein immer neuer Akt des Willens helfen, ein Akt der Besinnung. Den kann uns Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht ersparen. Ein bloßes Hinnehmen der Gnade und Sichgenügenlassen an ihr macht schwach und haltungslos. Der gute Wille, der treue Entschluß, auch wirklich zu sein, was man sein soll und kann: ein freier Mensch Gottes entscheidet auch hier über unser Glück.

Freilich solche Einsicht treibt ernstwollende Menschen ins Gebet: man muß sich mit ganzem Willem auf Gott werfen, um von ihm Kraft des Willens, der Erneuerung zu gewinnen „durch die Barmherzigkeit Gottes". Es bleibt für alles christliche Leben, für alle christliche Charakterbildung bei Tersteegens Gebet:

Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten,
Laß mich so, still und froh, deine Strahlen fassen und dich wirken lassen.

Amen!

Christlicher Gemeinsinn.

(Christliches Leben II.)

Röm 12 3—8.

Kiel, den 15. Juni 1902.

Unsere letzte Betrachtung, die die ersten einleitenden überschriftlichen Verse dieses Kapitels betraf, suchte als den Charakter christlicher Lebensführung zu erweisen die volle persönliche, leibliche Hingabe, geleitet durch sicheren christlichen Takt. Unser heutiger Abschnitt knüpft daran an. Der vernünftige Gottesdienst ist nämlich wesentlich Dienst als Glied eines Leibes, Dienst der Gemeinschaft. Denn die zerstreuten Atome der Menschheit sind Ein Leib in Christo geworden, und nicht mehr steht jeder für sich, auf sich selbst, höchstens mit den nächsten Blutsverwandten oder Gleichinteressierten verbunden, sondern er steht als Glied zum Ganzen. Darum ist es christlicher Lebensführung wesentlich, daß man irgendwie im Dienste der Gemeinschaft stehe, Gemeinsinn bewähre.

Der verlesene Abschnitt ist nicht ohne weiteres durchsichtig, besonders der Fortschritt der Gedanken nicht; der Apostel hat seine Gedanken mehr nur skizziert. So giebt es nicht bloß Eine richtige Deutung der Worte und des Zusammenhangs, man muß sich bescheiden, sein eigenes Verständnis mitzuteilen. Ich glaube, der Apostel hat folgenden Gedankengang verfolgt: in den jungen christlichen Gemeinden litt der Gottesdienst des Lebens vornehmlich unter der Ueberhebung, der Selbstüberschätzung der einzelnen Glieder, die sich selbst, ihre Gaben und Leistungen zum Maßstab für alle machten, nichts anderes schätzten als was sie leisteten, auch leicht über die Schranken ihrer Begabung hinaus in den Beruf anderer übergriffen. Dagegen mahnt

der Apostel zunächst zur maßvollen besonnenen Selbsteinschätzung, eben als Glied im Verhältnis zu anderen Gliedern; und dann zeigt er, wie der Dienst eines jeden Gliedes sein besonderes Maß hat und zwar an dem vollen Einsatz der Person gerade in der besonderen Richtung dieses Dienstes. Es kommt aber offenbar für die Bescheidenheit, die er zuerst nahe legt, wie für den vollen Einsatz der Person, den er zuletzt empfiehlt, wesentlich an auf das rechte Maß für uns und für die anderen: Dies Maß ist der Glaube.

So laßt uns heute reden über den christlichen Gemeinsinn, wie er sich ergiebt aus richtiger Selbstschätzung und vollem Einsatz der Person, sein Maß aber hat am Glauben.

I.

Der Apostel beginnt mit dem vollen Nachdruck seiner apostolischen Autorität: „Denn ich sage, durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch", oder noch schärfer: „So weise ich denn jeden von euch an" — offenbar bedarf die Gemeinde dringend dieser machtvollen, autoritativen Zurechtweisung.

Ist es nicht auffallend, daß der Apostel so gewaltig auftreten muß gegen eine junge christliche Gemeinde in ihrer ersten Liebe und Begeisterung? Das Zuvielvonsichhalten liegt offenbar gerade der begeisterten, schwärmerischen Christlichkeit nahe; solche eben erweckte Christlichkeit, herausgehoben aus der Umgebung, aus dem ordinären, alltäglichen, banausischen Wesen verliert leicht das Maß. Dieselbe Beobachtung machen wir vielfach bei frisch und überzeugt einsetzenden Kräften, die ein sicheres Bewußtsein ihrer Kraft, ihres Berufs haben; sie verlieren das Gefühl für die Schranken ihrer Kraft, ihrer Aufgabe und für die ganz anderen, ebenso nötigen Dienste anderer.

Der Apostel gebraucht hier ein Wortspiel, das wir nur schwer übertragen können: „Daß niemand weiter von sich halte, denn sich's gebühret zu halten; sondern daß er von sich mäßiglich halte." Unsere vortrefflich genaue Uebersetzung von Weizsäcker, die wir stets befragen, überträgt dies also: „Den Sinn nicht hochzutragen über Gebühr, sondern in seinem Sinn zu pflegen Besonnenheit." Der Apostel mißbilligt gewiß nicht, daß man überhaupt den Kopf hoch trage, ein starkes Gefühl seiner Kraft entwickle. Wer hat stärkeres Kraftgefühl besessen und bekundet, als der Mann, der in Gefangenschaft dem König erwiderte: „Ich wünschte zu Gott, es fehlte an viel oder wenig, daß nicht allein du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden wie ich bin, ausgenommen diese Bande"? Auch Paulus würde den Modernen recht geben, die die Entwicklung herrschaftlichen Kraftgefühls damit begründen: jeder hat soviel Recht sich geltend zu machen, als er innere Kraft dazu besitzt.

Allein er betont: „Nicht über Gebühr, sondern in seinem Sinn zu pflegen Besonnenheit." Wir lesen hier dasselbe Wort, das in der griechischen Weisheit den höchsten Klang hatte: Besonnenheit, Maßhalten, gehaltene Kraft! Hier also begegnen sich die Ströme der höchsten heidnischen und der jungen christlichen Bildung. Wie die griechische Tragödie den Knoten fast immer geschürzt werden läßt durch die Hybris, den Uebermut, der ja nur bei wertvollen, edlen Charakteren auftritt, so sieht der Apostel alle Gemeinschaft der Christen fast so viel als unter Mittelmäßigkeit des Durchschnitts unter dem erdrückenden Uebergewicht Bevorzugter leiden: im begreiflichen Gefühl ihrer besonderen Kraft, ihres höheren Lebensgesetzes nötigen sie ihre besondere Art und den Stempel ihres Wesens der Gemeinschaft auf und erdrücken also die bescheidenen und normalen

Entwicklungen der Mehrheit. So wird das herrschaftliche Kraftgefühl zu einer Gefahr für die Gesundheit des Ganzen. Darum die Besonnenheit, das Maßhalten, zurückgehaltene Kraft die erste Tugend des Gemeinsinns bleibt.

Was hält nun aber das Kraftgefühl in Schranken? „Das Maß des Glaubens." Man erkennt nicht ohne weiteres, was der Glaube hier soll. Es ist der Glaube an die Gnade, die uns gegeben ist durch die Barmherzigkeit Gottes, der Glaube an die gnädige Verleihung einer Kraft, die über unser eigen Wesen hinaus liegt. Unsere Kraft beurteilen wir weder als eine Anlage unserer Natur noch als ein Verdienst unseres Strebens — in solcher Beurteilung liegt eben der Keim der Ueberhebung, die gerade den starken und strebenden Geistern die Frucht ihres Lebens für die Gemeinschaft raubt —, sondern wir beurteilen sie als ein Geschenk dessen, der in unserer Schwachheit mächtig ist, und als eine Gabe, die wieder geboren ist durch die Erfüllung mit seinem Geist. Das ist erst wahrer Glaube an Gottes Gnade, der alle Anlagen der Natur und alle Früchte ernsten Wollens neu hinnimmt aus der Hand des gnädigen Vaters, wie sie denn ein ganz neues Ziel und eine ganz neue Richtung und eben damit ein neues Gesetz der Wirksamkeit empfangen haben durch das Bewußtsein, daß wir als Haushalter über die Geheimnisse Gottes mit zu arbeiten haben an dem großen Aufbau der Menschheit. Und dies Bewußtsein, das alles eigene Können und Streben einstellt in die Perspektive der Ewigkeit, das erst ist voller Glaube, ist der Sinn der Wiedergeburt.

Solcher Glaube schließt den steten Blick auf die Gemeinschaft der Heiligen in sich. Denn er hält sich gegenwärtig, daß auch anderen der Geist des Ewigen verliehen ist mit seinen neuen Gaben und daß nicht, was sie von

Natur mitbringen und durch ihren Willen gestaltet haben, sondern wesentlich das neue Gefühl des Zieles und der neue Trieb, es zu ergreifen, den Wert ihrer Persönlichkeit bestimmt. Solcher Glaube, der aufhört, auf sich selbst zu schauen, und lebt von dem Blick auf das, was Gott uns gegeben, bewahrt uns vor dem Uebermut, hält uns bewußt das Maß dessen, was Gott uns ausgeteilt hat. Er hilft uns, uns einzurechnen in die Gemeinschaft, mit der vereint wir entgegenwachsen der vollen Größe Christi. Das aber war die volle Mannesgröße Christi, daß er, der sich selbst in seinem innersten Bewußtsein gestehen durfte: „Ich und der Vater sind eins" „Ich habe das Leben bei mir selber", doch sich einordnete in die Reihe der Sünder: „Also gebührt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Das ist gehaltenes Kraftgefühl, Besonnenheit und Stärke vereint, die wahre Verbindung des griechischen und christlichen Ideals.

II.

Was nun folgt, läßt sich kurz auf das Wort bringen: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister", in der Beschränkung, d. h. im vollen Einsatz der Kraft für begrenzte Aufgaben.

Versuchen wir in Kürze, den Gedankengang des Apostels zu erfassen. Er zählt im folgenden verschiedene Dienste auf, die verschiedenen Begabungen entsprechen. Der Nerv des Gedankens liegt darin: „Wer einen besonderen Dienst zugewiesen hat durch eine besondere Begabung, der werfe sich ganz darauf! der lebe ganz darin!" „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amts", so gebe er sich ganz dem Amte hin (englische Uebersetzung), „lehret jemand, so warte er der Lehre, so gebe er sich der Lehre hin." „Ermahnet jemand, so gebe er sich völlig dem Ermahnen hin." Aber

wie kommt der Apostel nun dazu, diese ganz allgemeine Mahnung einigemale näher zu bestimmen? „Wer mitteilt: in Einfalt; wer vorsteht: in Eifer; wer Barmherzigkeit übt: mit Lust.“ Verstehe ich es recht, so giebt der Apostel mit diesen Beifügungen die charakteristischen Merkmale dafür, daß man in diesen Bethätigungen aufgeht, nichts Selbstsüchtiges dabei sucht: Das Recht, anderen mitzuteilen, gewinnt nur, wer einem inneren Drang, einfältigem, schlichtem Triebe folgt; das Recht, einer Gemeinschaft vorzustehen, andere zu regieren, gewinnt man dadurch, daß man sorgfältig und eifrig dem Dienste anderer sich hingiebt; das Recht, Barmherzigkeit zu üben, in der Wohlthätigkeit sich auszuwirken, gewinnt man durch die Lust, den freudigen Trieb, das Gegenteil mühseligen Machens. Benutzen wir diese Winke des Apostels bei unserer Selbstprüfung! Sie vermögen uns Klarheit darüber zu verschaffen, ob wir jene Thätigkeiten, die uns über andere erheben, aus wirklichem Gemeinsinn oder nur aus dem Bedürfnis, uns auszuzeichnen, üben.

Nicht anders mag jene erste Mahnung zu verstehen sein: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben gemäß.“ Wie viele begeisterte Redner hat der Apostel in seinen Gemeinden gekannt, die nicht im Gehorsam des Glaubens, nicht weil sie überwunden waren durch Gottes Geist und es nicht lassen konnten zu reden von dem, was sie gesehen und gehört hatten, sondern nur deshalb redeten, um sich auszuzeichnen und ihre geistliche Besonderheit darstellend zu genießen. Kennen wir nicht die Versuchung zu solchem Mißbrauch edelster Gaben? Kennen wir nicht zum mindesten an uns die trübe Mischung selbstsüchtiger und erhabener Motive? So bleibt denn für allen Gemeinsinn der Maßstab: Aus Glauben, in Einfalt, mit Eifer, mit Lust.

Wir lernen daraus für allen wahren Gemeinsinn zwei wesentliche Merkmale. Erstlich gilt es mit seiner Person zu bezahlen — der Franzose hat den trefflichen Ausdruck geprägt: „payer de sa personne“ —, das Gegenteil des spielerischen Mitmachens. Nichts ist schädlicher bei aller Liebesthätigkeit wie beim Unterricht, in der Verwaltung wie in der Seelenpflege, als der Dilettantismus, der in keiner Thätigkeit völlig aufgeht, sich selbst in keine Wirksamkeit ganz hineingiebt.

Sodann aber steckt in allem wahren Gemeinsinn die Triebkraft des Glaubens: Vertrauen zu dem Beruf, den Gott gegeben, ein Nichtanderskönnen, ein heiliges Müssen. Wer glaubt, wird über sich selbst hinausgeführt, er muß wirken, solange es Tag ist.

Welcher tiefe Begriff des Glaubens, der die verschiedenen Glieder unseres Textes zusammenbindet! Glauben ist Leben aus Gnade und Notwendigkeit, ist Triebkraft und Schranke aller großen Werke christlichen Gemeinsinns. Gott stärke uns den Glauben, daß wir wirken, unsere Person voll einsetzen, doch mit gehaltener Kraft. Amen!

Bruderliebe.

(Christliches Leben III.)

Röm 12 9—10.

Kiel, den 29. Juni 1902.

Wie viele heutzutage wohl noch über die Schrift gebeugt sitzen? Wie viele noch ernstlich suchen, in den Zusammenhang der Worte einzudringen, zwischen den Zeilen zu lesen? Wie viele haben ihr Handexemplar der Bibel

und darin die Stellen unterſtrichen, die ihnen wichtig geworden ſind? Wir haben ja an Hiltys Schriften eine rechte Ermunterung dazu: wieviel weiß er aus den altbekannten Stellen herauszuleſen für den eigenen Gebrauch! Und wie haben ſich Bismarck und ſeine Braut verſenkt in den Zuſammenhang der Schrift! Ein alter Spruch giebt als die Quellen des inneren Lebens an: Gebet, Schriftmeditation, Verſuchung. Ueben wir die Meditation in der Stille, in der Sammlung der Gebetsſtimmung und im Hinblick auf die Verſuchung, die Nöte und Halbheiten unſeres Lebens?

Laßt uns heute einmal eine ſolche Meditation halten! Der verleſene Text lädt uns dazu ſo recht ein. Er betrifft, wenn ich ihn recht verſtehe, die nächſten, intimſten Beziehungen unſeres Lebens, die Beziehungen nicht zur weiten Welt, ſondern zum engſten Kreis der Brüder und Freunde, der durch Geburt oder durch innere Wahlverwandtſchaft gewonnenen. Ueberraſcht es euch, wenn ich ſage: dieſe Beziehungen chriſtlich zu erhalten iſt das allerſchwerſte; in ihnen offenbart ſich die innerlichſte Bildung? Aber handelt denn unſer ganzer Text davon? Er ſpricht zuerſt von der Liebe, wie es ſcheint, ganz allgemein, dann von dem Haſſen des Böſen und Anhangen dem Guten. Das hat doch mit der Liebe nichts zu thun? Und dann erſt von der Bruderliebe. Endlich von der Ehrerbietung. Aber ſeht, der Apoſtel iſt einer der am meiſten zuſammenhängend denkenden und einheitlich fühlenden Menſchen; er ſpringt nie vom einen zum anderen. Darum iſt der Zuſammenhang, wo er nicht beſtimmt ausgedrückt iſt, zwiſchen den Zeilen zu ſuchen. Und erſt, wenn wir das geiſtige Band haben, gewinnen alle Einzelheiten volles Licht und ſtarken Sinn.

Die beiden Verſe handeln von der Liebe unter den Gliedern des Leibes Chriſti, in der chriſtlichen Familie.

Und dreierlei wird als charakteriſtiſch für dieſe Liebe gezeichnet: ihre ſittliche Art, ihre Herzlichkeit, ihre Gehaltenheit.

Reinige, Herr, unſere Liebe! Nur reine Liebe ſchaut dein Angeſicht.

I.

„Die Liebe ſei nicht falſch. Haſſet das Arge, hanget dem Guten an.“ Daß dieſe Worte eng zuſammengehören, zeigt der Urtext noch deutlicher: die Liebe ſei nicht falſch, ungeheuchelt, indem ihr das Böſe verabſcheut, dem Guten anhangt.

Wir denken bei falſcher, geheuchelter Liebe zunächſt an ſolche, die vorgeben zu lieben, die mit Worten und Ausdrücken lieben, aber im Grund der Seele Abneigung oder Gleichgültigkeit hegen. Es iſt zweifellos auch ſolche Falſchheit verwerflich, ja über alles. Der Fortſchritt der Kultur, der Civiliſation bringt ſo unendlich viel Falſchheit in unſer Leben — „die Kulturlügen der Menſchheit“ —: Gewiſſe Verhaltungsweiſen werden unter das Gericht der Mode, der allgemeinſten Verurteilung geſtellt; gewiſſe Ausdrücke innerer Beziehungen werden von der Mode, von dem allgemeinen Urteil gefordert. Dazu das ewige Reden von der chriſtlichen Liebe als etwas ganz Regelmäßigem; Liebloſigkeit, kaltes, herzloſes Benehmen gegen die Nächſten iſt ja ausgeſchloſſen, wo man ſogar die Feinde zu lieben für eine ſelbſtverſtändliche Forderung erklärt. So hat Konvention und Sitte eine fein ausgearbeitete Maske zur Hand, die vor alle Geſichter gehalten wird, wo irgend brüderliche, verwandtſchaftliche Beziehungen beſtehen. Bedarf es da nicht der Erinnerung: die Liebe ſei nicht falſch, ohne ſchauſpielernde Maske!

Aber dieſe Mahnung gewinnt hier einen tieferen Sinn: die Wahrheit, die Reellität der Bruderliebe hängt davon ab, daß ſie ſittlicher Art iſt.

Beachtet die Ausdrücke, die der Apoſtel hier für das ſittliche Urteil wählt! Haſſen, verabſcheuen — anhangen, ſich völlig verſchmelzen! Darin liegt Leidenſchaft der Sittlichkeit; das Verdammungs- und Billigungsurteil iſt nicht jedesmal durch langſame Ueberlegung, durch Prüfung des Pro und Kontra hergeſtellt; ſolches rationelle Urteil würde durch die Parteilichkeit perſönlicher Beziehungen gar zu leicht über den Haufen geworfen. „Keine Tugend iſt ſicher ohne Leidenſchaft.“ Die vernünftigen Ueberlegungen ſind ganz anders als die Gemütsimpulſe der Korrektur der Parteiſucht ausgeſetzt. Wir müſſen einen inneren, unüberlegten Abſcheu haben gegen das Böſe, Unedle, eine ebenſolche Zuneigung, ein Ankleben am Guten, Edlen. Es handelt ſich eben um das, was wir zuvor ſchon feſtgeſtellt haben: um ein Gefühl, ein ſicheres Taſtgefühl, für das, was Gott gefällt.

Und dies ſichere, ſittliche Urteil ſoll nun auch unſere Liebe wahr erhalten. „Die Liebe freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit.“ Iſt das überflüſſig zu ſagen? Wie blendet doch die natürliche Liebe zwiſchen Blutsverwandten oder Geſinnungsverwandten das ſittliche Urteil! Wie wendet ſie verſchiedenes Maß an oder verbirgt um des guten Verhältniſſes willen das ſittliche Urteil, die chriſtliche und die Familienklique! Das iſt falſche Liebe, die die Maske des brüderlichen Wohlgefallens vorhält, wodurch das ſittliche Urteil abweicht. Wo aber ein wirklicher ſittlicher Grundtrieb, ein ſicherer ſittlicher Takt, eine Leidenſchaft der Sittlichkeit entwickelt iſt, da vermögen alle Bande des Blutes, der Freundſchaft, der Gemeinſchaft ſie nicht zu dämpfen.

Und da gewinnt erſt die Zuneigung ihre ſittliche Haltung. Das Böſe auch an den Liebſten, ja gerade an ihnen ſchmerzlich empfindend, dem Guten an ihnen mit ganzer Seele zugethan, reinigt die heilige Liebe den Bruder wie uns ſelbſt, führt uns freilich auch durch manche Konflikte hindurch — und die ſind die ſchwerſten, wo das ſittliche Urteil mit der Neigung und Liebe kämpft —, führt aber auch zu der höchſten Wirklichkeit der Liebe, zum Wahrſein in Liebe. Das gilt beſonders auch von Freunden, am meiſten von Ehegatten. Die unter ihnen, die es aufgegeben oder nie angefangen haben, miteinander zu kämpfen um Einheit und Billigung im ſittlichen Urteil, die haben die Wahrheit der Liebe geopfert, eigentlich der Bequemlichkeit. Aber die wie Jakob dort zu Pniel mit Gott, miteinander gerungen haben, wohl auch durch die Nacht bis zur Morgenröte, um die Einheit ſittlichen Urteils, die kennen jene Liebe, die ſtärker iſt als der Tod, jene Flamme, die alle Waſſer der Enttäuſchung nicht löſchen können.

II.

Davon hängt in Wahrheit auch die Herzlichkeit der nächſten Beziehungen ab: „Die brüderliche Liebe untereinander ſei herzlich.“

Aber bedarf es hierfür noch beſonderer Ermahnungen? Iſt es nicht ſelbſtverſtändlich, daß unter nächſten Blutsverwandten, unter Geiſtes- und Glaubensverwandten, daß unter denen, die ſo ganz aneinander gewieſen ſind, verwandtſchaftliche, zärtliche Liebe waltet, Zutraulichkeit und Offenheit? Ach, wer mag das ſo glattweg ſagen? Wer hat noch nicht die Abkühlung erlebt in den nächſten Beziehungen? eine Lockerung der nächſten, älteſten Bande, wenn ſie natürlich auch äußerlich fortbeſtehen, eine allmähliche Entfremdung, oft um ſo ſtärker, je intenſiver, kopfloſer,

urteilsloſer die Zuneigung war? Und nicht bloß perſönliche Verletztheit, Empfindlichkeit, nicht bloß der Gegenſatz vitaler Intereſſen, nicht bloß das Auseinanderrücken in verſchiedene kirchliche, politiſche, ſoziale Lager, nein, am meiſten das Nichtbilligen des ſittlichen Urteils und Verhaltens nimmt den Beziehungen ihre Wärme, ihre ungeſuchte Innigkeit, ihre Herzlichkeit. Man braucht nur einmal aufgegeben zu haben, die anderen zu verſtehen, ſo richtet ſich die Scheidewand höher und höher auf. Was iſt ſchmerzlicher, als wenn der Arm, der ſich uns über unſere Schulter legte, uns nur noch einen kalten, höflichen Gruß zuwinkt!

Darum muß der Apoſtel ſich an unſeren Willen wenden: „Die brüderliche Liebe unter euch ſei herzlich!“

Beruhigt euch nicht, wie ſo viele reſignierte Leute, auch Eheleute, bei der natürlichen Vergänglichkeit aller Zuneigung, einer Härte und Herbigkeit des Lebens, das auch die nächſten im Nebel voneinander bringt! Kaltſinnige Reſignation iſt keine chriſtliche Denkart. Sie verdirbt unſer ganzes Innenleben, macht uns arm und eng.

Das Mittel, das wir mit Willen ergreifen ſollen, iſt, daß wir von Anfang an und immer wieder uns einander ganz offen, ganz wahr begegnen, auch Konflikte nicht ſcheuen. Haben wir den Punkt erſt feſtgefaßt, worin das ſittliche Pathos des anderen, ſeine Leidenſchaft liegt, dann kommen wir mit ihm immer wieder zuſammen, auch nach zeitweiliger Trennung. Man klammert ſich mit ſeiner Liebe an das Gute an, und ſtößt das Böſe ab und kann ſo offen und doch herzlich ſein. So wurzelt alle wahre Herzlichkeit eines Verhältniſſes in ſeiner ſittlichen Wahrheit.

III.

Vielleicht der markanteſte Zug wahrer Bruderliebe iſt in dem letzten Mahnwort enthalten: „Einer komme dem anderen zuvor in Ehrerbietung.“

Ehrerbietung? Nicht bloß gegen Fremde, Fernerſtehende, ſondern gerade gegen die Nächſten! Ehrerbietung — das klingt ſo kalt, ſo formell, ſo fremd. Wie ſoll ſich Höflichkeit mit Zärtlichkeit vermählen?

Thatſächlich fehlt gerade den intimeren Beziehungen die Ehrerbietung, die Höflichkeit, das Zuvorkommen, das Vorangehenlaſſen mit Ehrerbietung; es iſt eine ſeltene Blüte vornehmer Bildung. Zumal unter Studenten bildet ſich jene Kameraderie heraus, die mit grober, ſchonungsloſer Formloſigkeit dem anderen zumutet, alles zu ertragen um der Freundſchaft willen. Und nicht beſſer ſind meiſt die Sitten im Verkehr der Ehegatten miteinander. Das Fröhnen jeder Laune, das Sichgehenlaſſen ohne alle Schonung der Empfindlichkeiten anderer entwickelt ſich ſo leicht in den Beziehungen, wo man ſich im täglichen, ungenierten Verkehr begegnet. Man kennt ſich ſo genau, auch in ſeinen Unarten, daß man ſich keinerlei Mühe giebt, die innere Achtung, die man vor einander hat, auch in Symbolen, in Zeichen und Formen auszudrücken. Und ſo verliert die intime Liebe leicht das innere Maß, die Zurückhaltung, die feine Rückſicht.

Aber damit fehlt der Liebe mit das Beſte. Es iſt mehr als eine leere Form, wenn der Mann die Frau, der Freund den Freund vorangehen läßt — der Apoſtel ſagt buchſtäblich „in der Ehrerbietung einander vorangehen laſſend“. — Es iſt ein ſchönes Zeichen der inneren Hochachtung, darinnen einer dem anderen zuvorkommt. Wo

derartige Achtungsbeweiſe wahr ſind, da bilden ſie auch eine Schranke, die die Beziehungen würdig und rein erhält. In der That ſehen wir nichts lieber als ſolche Höflichkeit bei aller Herzlichkeit: das iſt ein wirkliches Zeugnis der Herzensbildung.

Aber es iſt noch mehr: nur wo herzliche Liebe ſich mit Ehrerbietung verbindet, iſt jene Einheit im Unterſchied vorhanden, die allen Stößen und Enttäuſchungen gewachſen iſt. Sie wurzelt in der Achtung vor der Eigenart des anderen, nicht in ſeiner Gleichartigkeit mit uns. Auch und gerade in den intimſten Beziehungen offenbart ſich die Einſamkeit aller wahrhaftigen Naturen. Es giebt eben in jedem gewiſſe Punkte, die er ganz für ſich hat. Und Achtung, Scheu vor dem Heiligtum der Perſönlichkeit iſt die Wurzel der Liebe, die dem anderen ſeine Freiheit läßt. Schätzt man in dem Geliebten nicht ſein eigen Bild, ſondern die andere Art, den unterſchiedenen Charakter, dann kann auch keine allmählich hervortretende Differenz den Frieden ſtören. So iſt denn Achtung und Ehrerbietung die Schutzwehr einer dauernden Herzlichkeit.

Haben wir nun gefunden, wie tief das apoſtoliſche Wort in unſere innerſten Beziehungen einſchneidet, ſo laßt uns dem ſtille halten! Und Gott reinige unſere Liebe, mache ſie wahr und treu, reinige ſie von Parteilichkeit, von Kaltherzigkeit und falſcher Kameradſchaft! Er mache uns wahr in der Liebe! Amen.

Teilnahme am öffentlichen Leben!

(Christliches Leben IV.)

Röm 12 11—12.

Kiel, den 13. Juli 1902.

Unsere letzte Betrachtung christlichen Lebens war geleitet von dem Hauptgedanken der brüderlichen Liebe, der Liebe im engsten Kreis. Heute öffnet sich unser Blick auf das weite Gebiet des öffentlichen Lebens. Man kann ja zweifeln, ob der Apostel mit den verlesenen Versen daran gedacht hat, zumal wenn eine Lesart, die immer mehr als ursprünglich erachtet wird, Recht hat, wo statt: „schicket euch in die Zeit" gelesen wird: „dienet dem Herrn". Aber unsere Gemeindebibel, an die wir uns zunächst zu halten haben, hat die von Luther bevorzugte Lesart beibehalten: „dienet der Zeit", „schicket euch in die Zeit". Nun kann sich diese Mahnung gewiß wie die vorhergehenden auf unser häusliches wie öffentliches Leben beziehen. Aber es scheint mir, daß die Worte, die drei ersten im Zusammenhang ganz besonders wertvolle Anwendung finden auf unsere Teilnahme am öffentlichen Leben. Und zu solcher Teilnahme sind nicht bloß die Männer und Jünglinge, auch die Frauen berufen. Aber in welchem Zusammenhang steht damit die zweite Reihe von Mahnungen: „Seid fröhlich in Hoffnungen, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet"? Sie scheinen doch nur auf das innere, auf das Einzelleben des Christen zu gehen. Aber dürfte darin nicht auch das unentbehrliche Gegengewicht, ja der feste Halt gesucht werden für unsere Teilnahme am öffentlichen Leben? Laßt es uns einmal in diesem Zusammenhang betrachten! Man kann die Mahnung gewiß im weitesten Umfang anwenden; aber es ist meist

förderlicher, wenn man einen bestimmten Gesichtspunkt beibehält.

Da erweist sich denn, daß die volle Hingabe ans allgemeine Leben in christlichem Thätigkeitsdrang ihre Gesundheit und Kraft findet in der Gehaltenheit des inneren Lebens. Dem laßt uns nachdenken und Gott bitten, daß er durch solche Betrachtung in uns fördern möge, was der Friesen Wahlspruch ist: Ein weites Herz und einen klaren Horizont!

I.

Thätigen Gemeinsinn scheint uns der Apostel zu fordern: „Seid nicht träge in dem, was ihr thun sollt" — im Eifer unverdrossen; „seid brünstig im Geist" — im Geiste feurig; „schicket euch in die Zeit" — dient der Zeit. Das fordert also Mitleben im Strom der Zeit, teilnehmen am Leben der Zeit mit Eifer, ja mit Feuer und — Besonnenheit.

Aber, werden viele einwenden: Sagt nicht Luther: „in dem, was ihr thun sollt"? Hat nicht jeder von uns sein besonderes Berufsfeld, zumal die Frauen unter uns ihre Häuslichkeit? Ruft man uns nicht immer wieder zu: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Frau in deiner Küche, Wohn- und Besuchsstube, Theologe, bei deinen kirchlichen Interessen, Lehrer, im engen Umkreis deiner Schule! Heißt es nicht: „Wenn jeder seine Lektion kann und treibt, wird's am besten stehen in Haus und Volk." Eiferte st du nicht selbst vor kurzem gegen den Dilettantismus und für einen vollen Einsatz aller Kraft auf einen Punkt, den Punkt des Berufs?

Aber auch hier muß gelten: das eine thun und das andere nicht lassen. Ist es nicht unser Luther gewesen, der in seiner größten Zeit sich mit seinen Flugschriften an Adel,

Klerus und Magistrate wandte, mit seinem ganzen excentrischen Feuergeist, nicht bloß wegen kirchlicher, auch wegen sozialer und Schulreformen, von denen er das christliche Wesen abhängig sah? Hat nicht die Reformation unsere Nation aufgerufen zu freudiger Teilnahme am gottgewollten Staatsleben? Leben wir nicht in einem konstitutionellen Staat, wo dem Volke ein stetiger Einfluß auf die öffentlichen Dinge in Gemeinde, Land und Reich rechtmäßig zusteht? Oder sollte es wirklich Gottes Wille und der Zug der gottgelenkten Geschichte sein, daß öffentliche Meinung nur von einer, allerdings gewichtigen, Stimme, öffentliche Gesetze nur von Beamten und Rechtsanwälten, Gemeindeangelegenheiten nur von nächststehenden Interessenten bestimmt werden? Dreißig Jahre nach unserer glorreichen Wiedergeburt, die wahrlich nicht bloß das Werk Eines Mannes noch seiner Gehilfen, sondern das Werk der vereinigten Kräfte der Besten der Nation, auch des Patriotismus der Frauen war, weiß man unter uns, besonders in feiner gebildeten Kreisen, nur zu sagen: „Politisch Lied ein garstig Lied!", begnügt man sich, mit der Zeitung in der Hand zu seufzen über den Unverstand oben und unten, und im übrigen alles gehen zu lassen, wie es geht.

Doch giebt es Kongresse, Versammlungen und Vereinigungen zur Bestimmung der öffentlichen Meinung, zur Vertretung öffentlicher Interessen, zur Bekämpfung öffentlicher Mißstände. Und sie haben Einfluß. Man denke an den internationalen Wohnungskongreß, der eben zusammentritt, an die verschiedenen Vereine zum Jugendschutz, gegen Kinderarbeit, gegen den Alkoholmißbrauch, gegen die Prostitution, an die Frauenvereine für höhere Mädchenbildung, für hauswirtschaftliche Erziehung der Fabrikmädchen, an die Mietervereine.

Alle diese Vereine erheben ihre Stimme nicht umsonst. Hat doch gerade das letzte Jahr eine Reihe hocherfreulicher Reformgesetze gezeitigt, nicht zum mindesten die Folge der Einwirkung dieser Vereine auf die öffentliche Meinung und das Gewissen des Staats.

Aber ihr fragt besorgt: Sollen, müssen wir das alles mitmachen? in allen diesen Vereinen, bei allen Versammlungen, bei allen Wahlen? Leidet darunter nicht unser Hauptberuf, unser Haus, auch der Hausfriede? auch der Friede unserer Seele? Nun gewiß, eines schickt sich nicht für alle. Seid nicht träge in dem, was ihr thun sollt. Was jeder thun soll, woran er sich beteiligen soll, das kann ihm kein anderer vorschreiben, das muß er selbst entscheiden. Aber er soll auch nicht darüber urteilen, was andere thun sollen. Nur der grundsätzliche Verzicht auf alle Mitarbeit am öffentlichen Leben ist verwerflich, denn er bedeutet Gleichgültigkeit gegen den Nächsten, den Nachbarn, den Volksgenossen, die Nation, in die uns Gott gestellt hat. Dem einen liegt das näher, dem anderen jenes; der Frau stoßen andere Schäden auf als dem Manne. Wem aber nichts von dem zu schaffen macht, was andere bedrückt, der ist ein Egoist, dem fehlt der thätige Gemeinsinn, der ein Ausfluß der christlichen Nächstenliebe ist.

Für die Teilnahme am öffentlichen Leben gilt nun ein doppeltes Gesetz: Eifer und Feuer und wiederum Besonnenheit.

„Im Eifer unverdrossen, im Geist feurig." Das wendet sich gegen die Flauheit, die sich heute für eine Sache mächtig interessiert und morgen sich gelangweilt von ihr zurückzieht, die heute begeistert mitmacht und morgen entmutigt fortbleibt. Macht, Einfluß auf das öffentliche Leben schafft nur unverdrossener Eifer, nur feuriger Einsatz der ganzen Kraft auf einem Punkt. Lieber in Einem, vielleicht

kleinen Gebiete ganz, als in vielen Gebieten halb! Ganz oder gar nicht.

Feurig im Geist, brennend, weil hingerissen von dem hohen geistigen Ziele, von dem Ideal einer gereinigten Gesellschaft. Das wendet sich gegen die gedämpfte, laue, äußerliche Art. Man muß die Seele der Sache fassen, um getrieben vom Geist andere mit sich zu reißen zu den höheren Zielen der Gesellschaft. Wahre Macht über die Seelen, über die öffentliche Meinung eines Volkes gewinnen nur die flammenden Geister, die da reden, weil sie müssen.

Wie schwer läßt sich mit solchem Eifergeist die Besonnenheit verbinden, die der Apostel, an Kontrasten reich, hinzufügt: „schicket euch in die Zeit." Empfiehlt er damit jenen faulen Opportunismus, der nur stets mit dem Strome der Zeit schwimmt? der im Jahre 1890 die soziale Hilfe als die entscheidende Frage bejubelt und im Jahre 1900 den christlichen Sozialismus als thörichte Schwärmerei verdächtigt? Nein, der Apostel wendet sich gegen die Verdrossenheit, sie ist die Folge dessen, daß man sich nicht schickt in die Zeit. Warum schlägt die erste feurige Begeisterung so oft um in völlige Abkühlung? Man schickte sich nicht in die Zeit, man rechnete nicht klug mit ihren Bedingungen, mit den Hemmnissen, die aus der Vergangenheit oder aus der antizipierten Zukunft der gegenwärtigen Besserung sich entgegenstellen. Darum erliegt man dem Widerstand der Zeit und endet damit, daß man der Zeit den Dienst verweigert.

II.

Was hilft uns nun, die Kräfte thätigen Gemeinsinns, Eifer und Besonnenheit, zu gewinnen? Mit unserer Kraft ist auch hier nichts gethan. Bloße Antriebe thatkräftiger

Naturen erlahmen erfahrungsgemäß bei den notwendigen Niederlagen, die im öffentlichen, auch im Vereinsleben keinem erspart werden. Da hat man es immer mit der breiten Masse zu thun, mit der blinden Menge, die nur von augenblicklichen, greifbaren Gewinnen sich leiten läßt, wo aber die Früchte länger ausbleiben, weil sie längerer Vorbereitung, längeren Reifwerdens bedürfen, gar leicht aus dem „Hosianna" in ein „Kreuzige" übergeht. Aber schlimmer noch als die Enttäuschungen durch den Unverstand, die Unreife, die Kurzsichtigkeit, die Ungeduld, die mißtrauische, kleinkreisige Art derer, an deren Hebung und Förderung man arbeitet, sind die Erfahrungen, die man an sich selber macht bei fast allem öffentlichen Wirken: die Mißgriffe bleiben nie aus, die aus dem Mißverhältnis des redlichsten Willens und der beschränkten Einsicht in die Bedingungen der Wirksamkeit, aus der immer erneuten Spannung zwischen Eifer und Besonnenheit sich ergeben. Wer vermag im Augenblick, da er zu bestimmten Fragen des öffentlichen Lebens Stellung nehmen muß, alle Faktoren, von denen ihre Lösung abhängt, zu überschauen? und welche Gefahr der Uebertreibung und Einseitigkeit liegt in der Aufgabe dessen, der einen größeren Kreis von Menschen zu bestimmten Entschließungen mitreißen soll! Für einen ehrlichen, zur Selbstprüfung erzogenen Christenmenschen bietet darum das Mitwirken im öffentlichen Leben immer erneute Anlässe, mit sich selbst unzufrieden und uneins zu werden. Und diese innere Spannung zwischen Eifer und Besonnenheit, diese unausgesetzte Selbstkritik findet immer neue Nahrung an den Mißverständnissen, denen alles öffentliche Wirken, auch in Reformvereinen, notwendig begegnet bei einer großen Menge solcher, die von einer anderen Seite her an die Fragen herantreten, unsere Worte und Stellungnahmen von da aus

beurteilen und von dem Geiſte, der uns treibt, unberührt ſind. So häufen ſich die Nackenſchläge, die auf den herabfallen, der, den nächſten Kreis ſeiner unbezweifelten Lebensaufgaben überſchreitend, die Intereſſen eines größeren Ganzen auf ſich nimmt. Kein Wunder, daß Reſignation und Einkapſelung im engſten Kreis der Eigenintereſſen ſo oft das Ende öffentlichen Wirkens iſt.

All dieſen Niederlagen, die unvermeidlich ſind, können nur innerliche Gegenwirkungen die Spitze bieten. In dieſem Zuſammenhange gewinnen die nächſten Ermahnungen des Apoſtels eine überraſchend tiefe Bedeutung: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an am Gebet!"

Durch fröhliche Hoffnung wird der Eifer immer neu entzündet; denn ſie predigt uns: es muß doch beſſer werden, Gott ſitzt im Regiment und führet alles wohl; er nutzt unſere ſchwache Kraft, unſere Niederlagen wie unſere Siege, er ſenkt tiefer und tiefer in die Furchen der Menſchheit die Keime der Gerechtigkeit. Und wenn die Schritte langſam und klein ſind zum hohen Ziel — es giebt ein Reich der Herrlichkeit, das Gott verheißen hat ſeinen Menſchenkindern. Wer in fröhlicher Hoffnung dieſen Glauben bewahrt, der bleibt unverdroſſen an dem Werk des Herrn — und ein Werk des Herrn iſt alle, auch noch ſo kleine Förderung menſchenwürdigen Lebens auf dieſer Erde —, weil er weiß, daß unſere Arbeit nicht vergeblich iſt in dem Herrn.

Geduldig in Trübſal. Wo man ausharrt in Trübſal, Stand hält in Enttäuſchung, wo man die Nackenſchläge nicht empfindet, als widerführe einem etwas Sonderliches, wo man die Trübſal erkannt hat als den Weg zu Gott, Regenſchauer wie Sonnenſchein als Bedingungen des Reifwerdens, da wird der Geiſt nicht gedämpft, ſein Feuer

nicht gelöscht von den großen Wassern, die aus der Tiefe menschlichen Unverstands und eigener Thorheit über uns hereinbrechen.

Hoffnung aber und Ausdauer in Enttäuschungen holt man sich, wenn man ausharrt im Gebet, wenn man über alle irdischen, nächsten Ziele, auch über alle Fehlschläge hinweg seine Gedanken richtet auf das Ziel, ihm wohlzugefallen; wenn man Ihm befiehlt, was man thut und worin man fehlt; wenn man von ihm sich demütigen, von ihm sich wieder aufrichten läßt; wenn man mit dem Apostel sprechen kann: „Mir ist es ein geringes, von euch oder von irgend einem menschlichen Gerichtstag ins Verhör genommen zu werden, auch richte ich mich selbst nicht; der Herr ist es aber, der mich richtet." Darum muß alles „dienen der Zeit" werden ein neues „dienen dem Herrn". Dann wird man bei allem thätigen Eingreifen sich bescheiden: „ich muß abnehmen, er muß zunehmen." So ist das ausharrende Gebet wie die Quelle von Hoffnung und Geduld, so das festeste Band von feurigem Eifer und Besonnenheit.

Darum führt uns das Unruhige, Geräuschvolle im öffentlichen Leben zurück zu der Ruhe und Stille im Herrn: „Durch Stillesein werdet ihr stark sein." Amen!

Selbstlosigkeit.

(Christliches Leben V.)

Röm 12 13—15.

Kiel, den 27. Juli 1902.

Wenn es diesen Schlußtagen unserer akademischen Arbeitszeit eigentümlich ist, mehr daran zu mahnen, was in diesen kurzen Wochen von den vielen Vorsätzen unvollendet,

lückenhaft geblieben iſt, als daran, was da geleiſtet ward, wenn da alle ernſter Strebenden die Wehmut ergreift über das Stückwerk des Lebens, ſo befällt uns hier in unſeren akademiſchen Gottesdienſten dies Gefühl des Abgebrochenen mit doppelter Gewalt. Kaum waren wir wieder in Zug gekommen, in den größeren Zuſammenhang chriſtlichen Lebens, ſo müſſen wir für viele Wochen abbrechen, um uns erſt dann wieder zu vereinigen, wenn die Gedanken ſich auf das Ende, das Ziel des Lebens lenken.

Auch unſere Betrachtung des reichen Kapitels, worin der Apoſtel ein ſo vielſeitiges und doch einheitliches Bild des chriſtlichen Lebens entwirft, muß unvollendet abbrechen. Nur noch ein letzter Blick ſoll fallen auf einige Verſe, die, ſo loſe ſie ſcheinbar nur zuſammenhängen, doch zuſammengebunden ſind durch ein viel tieferes Band als das der Logik, durch die Einheit der Geſinnung. Dieſe Geſinnung nennt man akademiſch Altruismus, ſich richten nach den Intereſſen und Gefühlen des anderen; es iſt dies die Selbſtloſigkeit, die, von dem ſelbſtbewußten, ſelbſtbehauptenden akademiſchen Leben ſo wenig angeregt, darum eine doppelt ernſt zu nehmende Aufgabe der Selbſterziehung iſt. Laßt uns in dieſer letzten Betrachtung reden von der Selbſtloſigkeit. Zunächſt, wie ſie uns in den drei apoſtoliſchen Mahnungen entgegentritt, und dann, wie wir uns dazu erziehen können.

I.

Kann denn Gaſtfreundſchaft als eine Bethätigung der Selbſtloſigkeit bezeichnet werden? Wirkt ſich in ihr nicht vielmehr der oft geradezu ſelbſtſüchtige Drang aus, ſich ſelbſt zu ergänzen, das eigene Leben zu erweitern?

Wir ziehen nun meiſt hinaus in die Ferne und Fremde, wir rechnen auf vielfache Gaſtfreundſchaft, wir erquicken uns

an gleichgesinnten Beziehungen; wir erwärmen und elektrisieren uns gegenseitig in dem Wechsel des Gebens und Nehmens. Und wenn wir, so oft wir Gastfreundschaft empfangen, auch von Herzen danken für unverdiente Gunst, für zarte Aufmerksamkeit — nicht wahr, wenn wir selbst Gastfreundschaft gewähren, lehnen wir es meist ganz ehrlich ab, um unserer selbstlosen Güte willen gepriesen zu werden? Und mit Recht. Denn, wenn wir auch nicht immer, wie Abraham, ohne Wissen Engel beherbergten, so haben wir doch durch die Gastfreundschaft mehr empfangen, als gegeben, nämlich außer dem Austausch im Geistigen auch die Seligkeit des Gebens, auch die verdoppelte Freude an unserem Heim. Trotzdem wollen wir im wohlverstandenen Eigeninteresse uns mahnen lassen: „Herberget gerne", wollen uns vornehmen, einen Teil unseres Budgets für die Gastfreundschaft zu reservieren, ein Zimmer bereit zu halten und einige Freizeit, damit nicht zu kurz komme, was das Leben erst reich macht: die Steigerung des geistigen und gemütlichen Verkehrs auf der breiten Grundlage des Lebens unter Einem Dach.

Mag nun auch enge Selbstsucht selbstgenügsame und unbelebte Menschen sogar ungastlich machen — der Selbstlosigkeit dankt unsere Gastfreundschaft nicht ihr Dasein. Anders zu des Apostels Zeiten. Wenn er aufforderte, an den Bedürfnissen der Heiligen teilzunehmen, ja, um Gastfreundschaft sich zu bemühen, so wandte er sich damit an die Selbstlosigkeit der Brüder. Denn da handelte es sich um arme, ihres Glaubens wegen verfolgte, um notleidende Brüder und um eine Aufnahme ins eigene Haus, die von der dringendsten Not rettete. Gewiß, auch die Heiligen, die wandernden Brüder, brachten geistigen Segen mit, stärkten die Gemeinschaft im Herrn, ja, wie oft kamen sie als

Engel, die den wankenden Glauben, die abflauende Begeiſterung neu entzündeten. Aber ſie brachten doch eine große Laſt mit in die ohnehin armen Häuſer. Auch kamen ſie nicht immer von auswärts; ſie waren am Ort verfolgt, exmittiert, verarmt. So war die Gaſtfreundſchaft eine große Auflage; ja ſie war die Hauptform der Gemeindearmenpflege. Und darin liegt ein Vorbild für uns: wahre, brüderliche Armenpflege öffnet den Armen Herz und Haus, giebt ihnen nichts hin, ohne teilzunehmen an ihrer Not, ohne mitzutragen ihre Laſt, ohne in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten, die Armen ins eigene Haus zu ziehen und in ihrem Hauſe ein- und auszugehen. Die unperſönliche Armenpflege aus der Ferne, mit Beiträgen an Vereine und Gaben durch dritte Hand — die iſt, ſo hoch nötig ſie iſt, doch keine chriſtliche That; ſie erfordert nicht Selbſtloſigkeit, nicht wirkliche Opfer. Wir brauchen mehr Wohlthätigkeit von Herz zu Herz, von Haus zu Haus. Ja „Sichbemühen um Gaſtfreundſchaft". Ihr laßt vielleicht, da ihr nun hinauszieht in die Ferne, euer Haus unbenutzt leer ſtehen. Denkt ihr nie an ſo viele, die in engen Quartieren ſitzen und denen euer Haus ſo viel Erfriſchung böte, wie euch der Kurort? Denkt ihr nicht an die vielen einſamen, kämpfenden Mädchen, die ihr mithineinziehen könntet in euren Hausfrieden? O bemühet euch darum, der Not abzuhelfen durch Gaſtlichkeit! nicht bloß der eigenen Freude, dem Austauſch, der Freundſchaft dienend. Aber es fehlt das Drandenken. Daß es ſo wenig geſchieht, iſt nicht Selbſtſucht, ſondern Mangel ſelbſtloſen Denkens an andere.

Nur mit Bangen kann ich daran gehen, die zweite Mahnung des Apoſtels zu beſprechen: „Segnet, die euch verfolgen, ſegnet und fluchet nicht." Wir haben oft den Eindruck, daß auf chriſtlichen Kanzeln mehr als gut iſt, von

der Feindesliebe gesprochen wird, als von einer selbstverständlichen Frucht der christlichen Liebe. Es klingt so großartig, so heroisch; man berauscht sich so gern an den Worten: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thuet wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen." Aber das geht der Natur entgegen. Nicht bloß der niederen, gemeinen Natur, die Schadenfreude als größte Freude begrüßt, auch der edleren Natur, die sich selbst zu behaupten, sich ihr Recht, ihre Ehre, ihren guten Namen zu wahren, alles einsetzt. Und wie oft strafen bewußte Christen ihre großen Sprüche über die Liebe Lügen durch rücksichtslose Verfolgung der Feinde des Glaubens, denen sie den Himmel verschließen, über deren Seligkeit sie aburteilen! Wie selten hört man aus der Abwehr des Unglaubens ein Gebet heraus um die Seele der Ungläubigen, tiefen Schmerz über ihren Irrgang, wie gar selten persönliche Achtung auch für den Unglauben, wo er auf Grundsätzen und auf Lebensführung beruht!

Aber es bleibt bei der Forderung, und wir wollen sie nicht verkürzen. Sie geht der Natur entgegen; aber eben darum, wie Gott will. Ja, wenn Paulus, wenn unser Meister uns nur geböte: „Fluchet nicht wieder, vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Scheltwort mit Scheltwort!", dann würde das auch am natürlichen Adel der Seele Unterstützung finden. Denn man vergiebt sich selbst zu viel, wenn man sich herabziehen läßt auf das Niveau der Gehässigkeit. Aber: „Segnet die euch verfolgen"? Bemerkt wohl: das ist auch mehr als „beschämt sie durch Gutes thun!" Das fordert nur einen Heroismus, der uns selbst wohlthut, wie er den anderen beschämt. Darin liegt keine Selbstlosigkeit. Aber um seinen Feinden Segen von Gott zu wünschen, um sie mit wirklicher Teilnahme zu begleiten, um an sie freund-

lich, teilnehmend, hoffend zu denken, dazu muß man hoch über ſich ſelbſt ſtehen. Es verträgt ſich durchaus mit dem Kampf gegen die Verfolger, mit dem Kampf ums Recht, mit dem aufgenötigten Widerſtand, und verlangt die Fähigkeit, aus ſich ſelbſt, auch aus ſeiner berechtigten Verletztheit herauszutreten, um ganz aus dem Intereſſe des anderen heraus zu denken und zu fühlen. Können wir das? Ueben wir das? Ach, wie anders wären dann unſere notwendigen Kämpfe auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt, des Glaubens und der Politik! Auf einen wie anderen Ton wären ſie geſtimmt! Wer empfindet dieſe Mahnung nicht als Anklage ſeiner Schwachheit, die, o, ſoweit davon entfernt iſt! ſo wenig von ſich ſelbſt los, daß man kaum daran denkt, für die Feinde zu bitten, für ſie zu denken, für ſie zu fühlen.

Wird es uns wohl leichter, uns zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden?

Das ſcheint mindeſtens temperamentvoll ſympathiſchen Naturen nur natürlich. Das Mitleiden iſt ja eine paſſive Sache, eine Nötigung, die oft recht peinlich empfunden wird. Es hat nichts mit Selbſtloſigkeit zu thun, da es vielmehr Selbſtlebigkeit iſt, ein unwillkürliches Mitzittern der Nerven und Gefühle. Mitleidige ſind keineswegs immer wirklich ſelbſtlos mittrauernde Leute. Es handelt ſich da meiſt um einen bloßen Mechanismus der Fibern. Anderen, heiteren Naturen iſt es widernatürlich und macht ihre Liebenswürdigkeit aus, ſich anſtecken zu laſſen durch die Fröhlichkeit, der ſie begegnen. Keine Freudverderber, ſteigern ſie in natürlicher Gutmütigkeit und Jovialität jede Feſtfreude. Aber ſind ſie darum ſelbſtlos? Leben ſie nicht gerade darin ſich ſelbſt aus?

Wie anders, wenn das Sichfreuen mit den Fröhlichen und das Weinen mit den Weinenden neben einander her-

gehen ſoll, oder wenn die Freude oder das Weinen kollidiert mit eigenem ſtarken Affekt von Leid oder Freude! Wie viel werden Trauernde verletzt, wenn die erſte Zeit ihres Verluſtes vorüber iſt und man ihnen zumutet, die allgemeine Freude mitzumachen! Wie wenige verſtehen mit Weinenden zu weinen, treu und andauernd! Noch ſchwerer aber iſt es für Schmerzgebeugte, mit den Fröhlichen ſich zu freuen. Denn der Kontraſt weckt bittere Stimmung. Ach, die Freude ſchreitet über ihr eigenes gebrochenes Lebensglück hinweg.

Das Entſcheidende iſt eben, daß man altruiſtiſch, aus dem anderen heraus empfindet. Woran es uns fehlt, das ſind die zarten und ſtarken Fühlfäden für das, was in anderen Herzen und Gedanken ſich regt. Es handelt ſich ja nicht um ein abſichtliches Thun in heroiſchen, großen Augenblicken, da man den Schmerz zuſammennimmt und die Luſt, ſondern um das ſtille, ungeſuchte Mitgehen in die verborgenen Gänge eines anderen Lebens. Ach, wer kann das?

II.

Habt ihr mich recht verſtanden, ſo ſeufzt ihr ſchon längſt mit mir:

O wer alles hätt' verloren, auch ſich ſelbſt! Wer allezeit
Nur das eine hätt' erkoren, welches Geiſt und Herz erfreut!

Wie gewinnen wir dieſe Selbſtloſigkeit, dies ungeſuchte Denken an Andere?

Ich meine, vor allem, durch Selbſtzucht im intimſten Kreiſe, im Verkehr mit Frau und Mann und Kindern. Ihre Bedürfniſſe, ihre Nöte und ſtillen Freuden, ihr innerliches Weben kann man wohl kennen, ihre Lebensäußerung verfolgen in ihre tiefſten Wurzeln, über ihre verletzenden Worte

und Handlungen ſich hinwegarbeiten durch die Erinnerung an Zeugniſſe und Spuren ihrer Zuneigung. Freilich, man läßt ſich meiſt gehen in dieſen nächſten Beziehungen, und viele denken weit mehr und empfindſamer nach über die Empfindlichkeit und Bedürftigkeit fremder Leute. Chriſtliches Familienleben iſt ein ſtetes Suchen der Seele, ein ſtetes Taſten nach der Seele der anderen. Darum iſt es die Erziehungsſchule aller ſittlichen Gefühle. In ſeinem wahrhaft innigen Verkehr wachſen, wie die Flügel, ſo die Fühlfäden des Gemüts.

Freilich, wie ſelten iſt ſolches inniges, intimes Leben! wie ſelten ſelbſt unter Chriſten! Dies tiefe Nachgehen in ein anderes Innenleben ſetzt doch voraus, daß eine Seele von ſich losgekommen, in einen anderen Mittelpunkt gezogen iſt. Das nennen wir wohl in chriſtlicher Lehre die Wiedergeburt. Und wiedergeboren, von uns ſelbſt befreit, in ein anderes höheres Leben verſchlungen wird unſere Seele, wenn ſie ſich vertrauend und liebend verſenkt in Jeſu Leben. Denn das iſt und bleibt ſein Größtes — größer und heiliger als all das, um das Theologen ſich ſtreiten —: die unendlich feinen Fühlfäden ſeines menſchlichen Herzens. Wie er dort im Gedränge der Menge, da das blutflüſſige Weib nur ſeines Kleides Saum anrührte, ſpürte, wie eine Kraft von ihm ausging, und zu ihr ſich wandte, ſo war ſein ganzes Leben geleitet von den Forderungen, den Anliegen, den tiefen Bewegungen hilfeſuchender Seelen. Es iſt des Chriſtentums Kern und Stern, mit dem Apoſtel ſagen zu dürfen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, ſondern Chriſtus lebt in mir.“ Erfüllt und gedrängt von ſeiner Liebe und von der Nähe des liebenden Vaters, werden wir verwandelt in ſein eigen Bild; das iſt unſer Ziel und unſere Hoffnung. Und dazu hilft die Selbſtgewißheit, die aus der Gewißheit der Liebe

und Erbarmung Gottes in Christo erwächst. Nur selbstgewisse Leute können selbstlos sein.

Es sind unendliche Aufgaben der Selbsterziehung, an die der Apostel in diesen letzten Andachten uns gemahnt hat. So können wir nur mit ihm den Vater bitten, den Vater unseres Herrn Jesu Christi, der auch unser rechter Vater ist, daß er uns Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in unseren Herzen und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden. Amen!

Massstäbe der Christlichkeit.

Matth 7 15—28.

Lektion: Jak 1 22—27. Kiel, den 2. Oktober 1896.

„Die Pforte ist eng, der Weg ist schmal, der zum Leben führt und Wenige sind ihrer, die ihn finden." So schloß der Herr den voranstehenden Abschnitt der Bergpredigt. Da, so etwa wird der Gedanke weitergeführt, ist es von größter Bedeutung, die rechten Führer, Wegweiser, Vorbilder auf dem Lebenswege zu wählen. „Hütet euch vor den falschen Propheten!" Der Herr sah vor seinem sorglichen Auge schwere Versuchungen auftauchen durch christliche Irrlehrer. Darum giebt er seinen Jüngern bestimmte, klare Maßstäbe an die Hand zur Beurteilung der Geister. Diese Maßstäbe brauchen auch wir, um nicht irre zu gehen. Nicht Maßstäbe, um über andere zu Gericht zu sitzen — darüber hat der Herr zuvor sein Gericht ausgesprochen —

sondern Maßstäbe zur Beurteilung dessen, was uns an anderen vorbildlich, prophetisch, als Ideal erscheinen soll und darf. „Hütet euch!“ Nun ist unsere Selbsterziehung durchaus abhängig von den Idealen, die wir uns erwählen, von dem intimeren Umgang, dem persönlichen und litterarischen, den wir pflegen. Und eben darum bedürfen wir klarer Beurteilung, die nichts zu thun hat mit liebloſem Aburteilen.

Was sind die Kriterien wahrer Christlichkeit? Darüber soll uns unser heutiger Text belehren. Er zerfällt offenbar in zwei Abschnitte; der zweite führt das Resultat etwas weiter, giebt ihm eine besondere Wendung hin zu einem besonderen Kreis christlicher Erscheinungen. Wir suchen einfach dem Zuge der Gedanken Jesu nachsinnend zu folgen. „Hütet euch“, „bewahret euer Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben“, bewahret es vor üblem Umgang, bewahret es aber auch vor falschen Idealen! Prüfet die Geister, prüfet aber auch den Geist in euch!

I.

„Hütet euch, sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Eigentümlich! Wir werden gewarnt vor der äußeren Erscheinung, hier vor dem Schein der Unschuld, Sanftmut und Weltvergessenheit; wir werden hingewiesen, hinter die Erscheinung zurückzugehen, ihr mißtrauend das Inwendige, den Kern oder die innerste Wirksamkeit des Charakters, hier also die seelenmörderische Brutalität zu erspähen, und doch weist uns der Herr dann an, uns an die Früchte zu halten und von ihnen aus zurückzuschließen auf den Baum, auf die Art des Baumes.

Das scheint ein Widerspruch. Früchte sind das in die äußere Erscheinung Tretende, sie sind nicht die Gesinnung, die innere Art, sondern ihr äußeres Ergebnis. Ist denn der Rückschluß aus den Werken auf den Charakter, ist gar der Rückschluß aus dem praktischen Verhalten auf den Wert einer Auffassung, einer Lehre, einer Religion, aus der Kraft auf die Art einer Erscheinung so sicher? Giebt es nicht viele Erfahrungen, die uns sagen: Hüte dich vor dem Schein der Praxis?

Aber solltest du zweifeln an dem Naturgesetz, daran Jesus hier erinnert und das auch für die sittliche Welt gilt? Glaubst du daran, daß man wirklich Trauben lesen kann von Disteln? Vers 17: „Ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte", ist ein einfacher Erfahrungssatz; Vers 18 aber: „Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen", zeigt, daß es nicht anders sein kann. Ein gesunder, von guten Säften durchzogener Baum kann nur gute Früchte bringen, ein fauler, von ungesunden Säften durchzogener oder ein saftloser, abgemorschter Baum kann nur schlechte, unbrauchbare, verkümmerte Früchte bringen. Du darfst hier nicht an störende Einflüsse denken durch Raupen, Würmer, Hagelschlag. Jesus mit seinem Sinn für das Normale, mit seinem natürlich geraden Sinn hält sich an das Gesetz. Und du mit deinem Pessimismus sollst ihm nicht hereinreden. O es ist köstlich, wie der Herr die Erfahrungen so einfach, so nach festen Grundzügen überschaut. Sollten wir bessere Seelenkenner sein in unserer Neuzeit, die solche Freude hat an komplizierten, verworrenen, gesetzwidrigen Seelenerscheinungen?

Es bleibt dabei: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Das heißt zunächst: nicht an dem, was sie zu

sein vorgeben durch Worte, Geberden, gesellschaftliche und sonstige absichtliche Allüren.

Also nur nicht sich überwältigen lassen von der konventionellen Erscheinung, von dem, wie einer sich giebt, wenn er absichtlich, bewußt hervortritt! von dem gesellschaftlichen Kleid, dem Glanz der Ideen, Interessen, Urteile, dem in die Augen springenden Gewand seines Wesens! Es giebt ja eine gewisse angenehme gesellschaftliche Mitte des Benehmens, einen durchschnittlichen Stil milder, sanfter, gelassener Urteilsweise, eine angenehme Urteilsform, die nur der Ertrag der allgemeinen gesellschaftlichen und intellektuellen Bildung ist; man nennt solche Erscheinungen wohl nett, liebenswürdig. Aber hast du noch nie in der Gesellschaft das Bedürfnis verspürt, diese angenehme Maske zu lüften, wohl auch ahnend, daß eine frivole, das heißt seelenverderbende Wolfsnatur hinter dem Schafspelz steckt?

Aber wie sollen wir nun dahinter kommen? uns und unser Haus vor solchem Umgang bewahren? „An den Früchten sollt ihr sie erkennen." Früchte, das sind nur die Werke, die aus dem innersten Wesen und Kern herauswachsen, die Eigenart des Baumes an sich tragen. Früchte, das sind Erscheinungen des Innersten. Jene ersten flüchtigen Berührungen, wie sie die Geselligkeit meist nur ermöglicht, sind nicht geeignet, Früchte erkennen zu lassen. Dazu bedarf es Zeit, bedarf es der Beobachtung des Lebens und Wandels; nicht erste, rasche Eindrücke des Außenwesens — es ist so oft nur wie ein Kleid, rasch oder nur für die Stunde umgehängt —, sondern ein stilles Achten auf den Gesamtverlauf des Lebens kann dazu führen. Früchte eines Baumes schmecken wesentlich gleich; daran kannst du sie erkennen. Früchte des Lebens zeigen einerlei Art und Charakter: Gesundheit, Bestimmtheit, Echtheit ohne Gesuchtheit

und Gespreiztheit. Das sind allein Früchte: Produkte der innersten Art und Gesinnung. Glaubst du das nicht herausfinden zu können, so laß dir nur Zeit dazu! Lebe nicht gedankenlos mit im Strom der Gesellschaft, behalte dir dein Urteil vor, warte!

Dann aber werde auch nicht mißtrauisch, ängstlich! Gewöhne dir nicht an, hinter den besten Erweisungen patriotischer Thaten, christlicher Liebeswerke, freundlich-gutmütigen Entgegenkommens alsbald schlechte Beweggründe, faule Nebenabsichten, den Pferdefuß der Selbstsucht zu wittern. Der Herr verlangt von dir, auch von deinem Urteil über andere nicht Schläue und Berechnung, sondern Vorsicht zuerst und dann Einfalt. Christlicher Verkehr beruht auf dem einfältigen Vertrauen: „An den Früchten werdet ihr sie erkennen." Du denkst wohl zu oft: „Der Mensch siehet, was vor Augen, Gott aber siehet das Herz an" und willst auch das Herz, die Gesinnung, die Auffassung, den inneren Stand, den Glaubensgrund erspähen; aber du bist nicht Gott, du mußt dich halten an die Erscheinung und du mußt glauben, auf Zeichen vertrauen. Das war die ungläubige Art der Pharisäer, da sie Jesu Werke, ja sein geschlossenes Lebenswerk nicht leugnen konnten, seine Beweggründe zu bezweifeln: „Du treibst die Teufel aus durch Beelzebub!" Sie erinnert der Herr Matth 12 wieder an unser Wort: Nur ein guter Baum kann gute Früchte bringen. Sollen wir einem Christenleben, das reich ist an gleichbleibenden Früchten christlicher Art, der Liebe, Selbstlosigkeit, Hingabe, Demut und Selbstverständlichkeit doch die wahre Christlichkeit bestreiten, weil wir vermuten oder argwöhnen, daß diese Früchte nicht auf dem rechten Baum, aus reiner Lehre, aus richtiger Stellung zu Christo erwachsen sind? „An den Früchten sollt ihr sie erkennen."

II.

Was will uns nun der Herr im zweiten Abschnitt des Textes sagen? Er giebt uns einen weiteren Maßstab wahrer Christlichkeit. Er lehrt uns kurz: achte nicht auf absonderliche, spezifische Erscheinungen der Christlichkeit! Achte auf Früchte des schlichten Lebensgehorsams.

„Es werden nicht alle, die Herr, Herr zu mir sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Man übertreibt das oft, als ob es auf das Bekenntnis zum Herrn gar nicht ankäme — was doch hundert klaren Worten der Schrift widersprechen würde! Es heißt nur: „Es werden nicht alle", nicht ein jeder, der mit dem Munde bekennt, schon dadurch selig. Diejenigen gewiß nicht, die es bei solchem Bekenntnis lassen.

Sehen wir sie uns einmal genauer an! „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan?" Das sind lauter absonderliche Leistungen, wie sie nur in besonderen Kreisen gläubiger, vom Geist ergriffener Christen sich finden. Paulus redet mehr davon zu den Korinthern, die stolz waren auf die Geistesgaben, auf begeistertes Zeugnis, auf Kraftwirkung des Gebetes u. a. Jesus bezweifelt ihre Thaten nicht, er giebt die Thatsachen zu, er leugnet auch nicht, daß sie sie vollbrachten in Jesu Namen, unter Berufung auf ihn und nach ihrer Meinung in seinem Sinn und Auftrag. Aber beachten wir das auffallende, dreimalige „in deinem Namen"! Das ist charakteristisch für eine gewisse Absichtlichkeit und Bewußtheit, die in christlichen Kreisen nicht selten ist und sich darin äußert, daß der tiefe Grund

und Antrieb so recht geflissentlich nach außen gekehrt wird. Jesus warnt vor solchen absonderlichen Leistungen mit absonderlicher Etikette.

Kennen wir nicht auch an uns und anderen diese gefährliche Art, gewisse Handlungen und Werke ganz besonders als christliche, als heilige zu preisen und darin die Erkennungszeichen besonders ernster, feuriger, brennender Liebe zum Herrn zu sehen? In der That giebt es auch gewisse Vereins- und Liebesthätigkeiten, zu denen unbedingt ein volles Ernstmachen mit dem Namen Jesu erfordert wird. Sie sind wichtig und heilsam, so nötig und schön wie die Salbung Jesu in Bethanien. Aber sie werden alsbald bedenklich, wenn wir sie mit jener Bewußtheit treiben, die sich zu unterscheiden, auszuzeichnen trachtet.

Jesus wird hart, fast grausam gegen solche, die seinen Namen in Erbpacht nehmen. Sie haben ihn bekannt bei jeder Gelegenheit, zur Zeit und zur Unzeit; er aber bekennt ihnen: „Ich habe euch noch nie erkannt", nie erkannt als die Meinen, als meines Geistes Erben, nie erkannt an der Liebe, die meiner Liebe Frucht; „weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!"

Ins Himmelreich werden kommen, die „den Willen meines Vaters im Himmel thun". Sie werden entgegengesetzt den Leuten, die Christi Sache und Namen in Sonderheit treiben. Beachtet die großartige Selbstlosigkeit und Demut des Herrn, der ganz zurücktreten will hinter den Vater. Nicht absonderliche christliche, sondern die ganz gewöhnlichen Forderungen des göttlichen Gesetzes, nicht auszeichnende christliche Art fordert Jesus, sondern das, was Gott von jeher von seinen Ebenbildern gefordert hat. Es giebt keine besondere Heiligkeit für Christen, keine außerordentlichen Verdienste, keine Auszeichnungen. Es giebt nur das eine

Grundgesetz für alle: Hingabe an Gott und den Nächsten, Leben in Gott und in den anderen. Dem will Jesus dienen, dazu will er Kraft und Werkzeug sein, am Ende aber das Reich dem übergeben, des Willen er sich unterordnet.

Wie einfach, wie schlicht klingt wieder der Ausdruck: „Die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Aber wie viel liegt darin! Die ihren Willen täglich, stündlich, schließlich ohne Ueberlegung unter Gottes Willen beugen, ein ganzes Leben schlichten Gehorsams führen, nur sie werden vom Herrn anerkannt als die Seinen. Ist euch der Ausdruck etwa zu allgemein? Aber der Wille Gottes umfaßt auch, daß ihr eure Zunge in Zaum haltet, euer Herz nicht täuscht, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besucht und euch von der Welt unbefleckt erhaltet (Jak 1 26—27). Ja, nichts Besonderes, aber ganzen Gehorsam! Und Gehorsam ist besser als Opfer!

Seht, wir schätzen zu wenig den alltäglichen, durchgängigen, stillen Christengehorsam; wir suchen heroische Extraleistungen. Möchten wir doch einst hören das Wort: „Ei du frommer und getreuer Knecht; du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!" Amen.

Wahres Leben.

Joh 5 24—26.

Lektion: Apostelgesch 16 25—31. Kiel, den 28. Juli 1901.

Habt ihr euch kürzlich einmal Zeit genommen, das Johannesevangelium im Zusammenhang zu lesen? ja, habt ihr Zeit, habt ihr Trieb, das alte, vermeintlich so bekannte

Buch neu zu leſen? zu leſen mit den durch neue Erfahrungen geſchärften Augen, mit dem nun ſo viel bedürftigeren Herzen? Dann wird euch aufgefallen ſein, daß dies Evangelium eigentlich ſo wunderbar einfach iſt, mit ſo wenigen Begriffen und Bildern operiert, ihnen aber durch immer neue Beziehungen einen immer tieferen, volleren Sinn giebt. Sinnender Verſenkung bietet es ſo einen unendlichen Genuß und — noch mehr: eine immer neue Nötigung, aus der Zerſtreuung des Lebens zur Einheit, aus der verworrenen Lebensfabel zu ſeiner einfachen Grundzeichnung zurückzukehren.

Im Mittelpunkt des Ganzen ſteht aber das Zeugnis: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen.“ Leſt einmal das Ganze wie eine Variation dieſes Leitmotivs und ihr werdet erfahren, daß das Wort „Leben“ eine unendliche Fülle gewinnt, das Leben der meiſten aber und euer eigen Leben in ſo vielen Beziehungen als nichtig erſcheint, als Nachäffung des Lebens, als früher Tod. Dieſe ganzen, vollen, ungebrochenen Begriffe dulden keine Brüche: ganz oder gar nicht! Leben oder Tod! Und, meine Freunde, ob es ſchon gefährlich iſt, das auf andere anzuwenden, wo vielmehr pädagogiſcher und Liebesſinn viele Uebergänge, Brücken, Anſätze ſucht und findet — auf unſer eigen Leben ſollen wir dieſe Rechnung mit den ganzen Zahlen anwenden.

Wir wollen heute zunächſt ſtill darüber nachſinnen, was Leben heißt in unſerem Text! Es wird ſich dann die Frage von ſelbſt aufdrängen: wie kommen wir zum Leben?

I.

„Es kommt die Stunde und iſt ſchon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und

die ſie hören werden, werden leben.“ „Die Toten?“ gemeint ſind die lebendig Toten! Seht dort den Kerkermeiſter! Da er verhindert ward, ſich das Leben zu nehmen, war er nicht doch tot? was iſt ein Leben, das man wie ein ſchmutziges Hemd wegzuwerfen bereit iſt? was iſt ein Leben, über deſſen Inhalt und Wert andere, Vorgeſetzte verfügen? das von einem äußeren Geſchick bis ins Mark getroffen werden kann? was iſt ein Leben, das von der Willkür abhängt? Da der Kerkermeiſter ruft: „Was ſoll ich thun, daß ich ſelig, daß ich gerettet werde?“, da weiß und verſteht er nicht, ahnt aber, wovon er gerettet werden will: von dem toten, nichtigen, haltloſen, inhaltloſen Leben. — Unwillkürlich wirkt da auf ihn ein das volle, ſtarke Leben, das ihn vom Tode errettet hat, dies Leben der Apoſtel, dies Leben, das nicht gedämpft werden kann durch Schickſal und Ungerechtigkeit, dies Leben, das ſich zu retten nicht beeilt iſt. Dies Lobſingen in der Geſangenſchaft, dies Bleiben im Gefängnis, da man doch weichen könnte! Ja, das fühlt er: hier iſt kein geborgtes Leben, kein Leben, das von äußeren Bedingungen und von Gunſt und Willkür abhängt, ein Leben, das in ſich ruht und von ſich aus ſich ordnet. Faſt größer noch als der ungebrochene Frohſinn des in Gott ver- und geborgenen Lebens berührt uns die Gehaltenheit, womit ſie bleiben, bis ſie von Rechts wegen aus dem ungerechten Strafort befreit werden, dies Sichſchicken in die Ordnungen, auch wo ſie Unordnung ſtiften! Das würde Johannes „Leben“ nennen; das iſt Beherrſchung des Lebens, das iſt voller Lebensinhalt, der nicht errafft, auch nicht zu nehmen iſt, ſondern zuſammengefaßt in Freudigkeit und Gehaltenheit eines in Gott ruhenden Gewiſſens.

Ja, da habt ihr die Erfüllung des Wortes: „Die meine Stimme hören werden, werden leben.“ „Denn“, fährt Jo-

hannes begründend fort, „wie der Vater das Leben hat in ihm ſelber, alſo hat er dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm ſelber.“ Sie führen alſo Chriſti Leben weiter! Dies Leben aber nennt der Evangeliſt „Leben in ihm ſelber“, zuvor „ewiges Leben“, endlich ſchlechthin „Leben“. Iſt es euch nicht ſofort deutlich, daß das Wunderbare, Einzige an des Menſchen Sohn, das, was ihn über uns alle erhebt und uns zwingt, ihn als Gottes Sohn zu ehren, daß das eben in dem Leben liegt, das er in ihm ſelber hatte? in dieſem völlig ſelbſtändigen, unabhängigen Leben aus eigenen Mitteln? Darum iſt ſeine Rede „Geiſt und Leben“, weil ſie nicht im geringſten abhängt von dem, was andere erwarten und verlangen, hervorreizen und zurückdrängen, weil ſie ein Sichausleben ſeines Inneren iſt, durchweht von dem gewaltigen Zuge, der alle peripheriſchen Beziehungen verbindet mit dem perſönlichen Centrum. Sind nicht alle ſeine Worte geſtempelt von ſeinem in ſich ruhenden Geiſt? Iſt nicht all ſein Thun und Leiden hoheitsvoll, weil es belebt iſt von innen heraus, ein heiliges „Muß“, kein Zwang? Iſt nicht ſein Leiden und Kreuzestod Siegen, weil im Grunde niemand das Leben ihm raubt, ſondern er läßt es von ihm ſelber? Nimmt er nicht dadurch allem äußeren Mißgeſchick den Stachel, aller Ungerechtigkeit der Menſchen ihre Bitterkeit, daß er ſie von innen heraus umſetzt in einen Bruchteil des göttlichen Ratſchluſſes, der ſein Leben geſtaltet? Nicht wahr, tiefer kann man dies einzige Leben nicht erfaſſen, als wenn man es deutet als „Leben in ihm ſelber“?

Oder dünkt euch das zu ſelbſtlebig? Habt ihr euch gewöhnt, Jeſus mehr als ſelbſtvergeſſenen Altruiſten, als verkörperte Liebe, als Leben in anderen zu ehren? Aber ſeht, tiefer als Johannes iſt niemand von ſeiner Liebesherrlichkeit ergriffen. Und doch ſtellt gerade er dies Leben

in ihm ſelber noch darüber! Aber ſchließt ſich beides aus? Iſt nicht die Größe, die Wahrheit, die Echtheit der Liebe, des Lebens in anderen dadurch bedingt, daß wir im Lieben bei uns ſelber bleiben? nicht gutherzig hingenommen, nicht parteiiſch ſympathiſierend, nicht geknechtet und beſinnungslos, ſondern wahr und frei, uns ſelbſt wahr und dem Geliebten gegenüber frei! Wunderbar dies Leben Jeſu mit ſeinen Jüngern! Er giebt ſich ihnen ganz hin und bleibt doch ganz in ſich; er lebt ihr Leben mit und bleibt doch einſam bei ſich; er trägt ihre Schwachheit, nimmt auf ſich ihre Krankheit und bleibt doch ſtark und geſund in ſeinem Lebensgefühl; er fühlt eine Kraft von ſich ausgehen, ſobald einer ihn berührt, und wird doch nicht ſchwach. Seht, er lebt in ſich ſelber, indem er ihre Intereſſen zu den ſeinen macht. Das war das Geheimnis ſeiner heiligen Liebe, daß ſie eins war mit der Wahrheit, mit dem Leben in ihm ſelber. Wie aber nur ſolche eheliche Liebe heilig iſt, die ſich dem anderen hingiebt nicht aus Mitleid noch aus Zwang, auch nicht unter Verluſt irgend eines Eigenwertes, ſondern im Suchen nach einem gemeinſamen Höheren — und ſo das Leben in ſich ſelber nur ſteigert und erhöht, ſo war Jeſu Liebe heilig: Er gab ſich ganz, indem er die anderen ganz in ſich aufnahm, vergab ſich aber nichts, indem er ſtets in ſich ſelber blieb.

Wie wollen wir aber dies einzige Leben erklären? dies Inſichruhen bei allem Ausſichherausgehen? dieſe Einſamkeit bei aller Gemeinſchaft? dieſe Selbſtändigkeit und Selbſtherrlichkeit bei aller Hingabe, ja im Hingeben des Lebens? Ich weiß das Wunder nicht beſſer zu erklären, mag auch nicht mehr darüber ſagen als: „Wie der Vater das Leben hat in ihm ſelber, alſo hat er dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm ſelber". Was ihn frei machte

gegenüber Schickſal und Menſchen, was ihn unabhängig machte bei aller Dienſtbarkeit, das war die unendliche Leichtigkeit, Stetigkeit und Gleichmäßigkeit, womit er aus allen Beziehungen des Lebens ſich zurücktaſtete zu dem Grund ſeines Lebens, zu dem Geſetz ſeines Lebens, zu dem lebendigen, nahen, perſönlichen Gott. „Meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen des, der mich geſandt hat.“ So floß Gottes Leben in Jeſu Leben über und wir bekennen: „In ihm war das Leben und das Leben ward das Licht der Menſchen.“

II.

Hab' ich dies Leben euch umſonſt vor Augen geſtellt, umſonſt zu deuten geſucht? Oder hat es euch mit Demut und Sehnſucht erfüllt, ſo daß ihr mit dem Kerkermeiſter ruft: „was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“, daß ich frei werde, ein Leben in mir ſelber und das heißt ein Leben in Gott finde? Nun dann nehmt es mit in euer Kämmerlein, mit in eure ſtillen Zeiten, das Wort: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Und wiederum, nur mit etwas anderen Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: es kommt die Stunde und iſt ſchon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die ſie hören werden, die werden leben.“ Liebe Freunde, iſt jetzt für euch die Stunde noch nicht gekommen, — ſie kommt, falls ihr — nun, falls ihr euch einlebt in dies Leben!

Wunderbar, wie einfach das Evangelium das ausdrückt, dieſe Bedingung, die in unſerem Unterricht, in unſeren Kirchenreden oft ſo ſchwierig erſcheint, Opfer des Verſtandes, Verzicht auf eigenes Denken in ſich ſchließt.

„Wer die Stimme des Sohnes Gottes hört" — „wer mein Wort hört und glaubet dem, der mich gesandt hat." „Hören" ist hier freilich wie jeder Begriff voll zu nehmen; es heißt: fassen und in sich wirken lassen. Ja, wirken lassen, bis man es spürt, daß Gottes Sohn redet, nicht einer der vielen Propheten, daß der Vater durch den Sohn zu uns spricht, bis man überwältigt und durchleuchtet ist von dem Leben, das das Licht ist! Erst dann kann Jesus uns von dem Tod zum Leben führen, wenn wir dem glauben, der ihn gesandt hat, wenn wir ein Herz fassen zu dem, der in ihm gegenwärtig ist, hingebend und doch ganz selbstlebend glauben an den, der ihn gesandt hat. Solches Sicheinleben in Christi Leben führt zu in Gott verborgenem Leben in sich selber.

Warum ist für so viele, auch für so ernste Christen diese Stunde noch nicht gekommen? Einen Hauptgrund dafür sehe ich in dem Mangel an Zeit, an Muße, an stiller, andächtiger Versenkung. Der Trubel des umgebenden Lebens, der Tumult der vielerlei Pflichten, noch mehr der bloßen Verpflichtungen, der vielen Erfordernisse der Bildung d. h. der Vielseitigkeit der Interessen, nehmen uns die Zeit und Kraft, einsam zu werden im Leben mit Christus. Wie viele denken: sie brauchen sich nicht predigen zu lassen, sie können für sich die Andacht finden, für sich suchen und leben in der Schrift. Das könnten sie gewiß; aber thun sie's? Ja, man darf nicht warten auf stille Stunden, man muß sie aufsuchen. Man muß sich mahnen lassen von dem innigen Sänger Spitta, des hundertjährigen Geburtstag wir dankbar gefeiert:

Kehre aus der Welt Zerstreuung
In die Einsamkeit zurück,
Wo in geistiger Erneuung
Deiner harrt ein neues Glück!

Nur, wenn wir Christo Zeit lassen, das Leben, das er in ihm selber hatte, völlig in uns zu entfalten, nur dann können wir erwarten, daß auch für uns die Stunde kommt, da wir erfahren: die seine Stimme hören, leben; sie sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Auch unsere thatkräftige protestantische Frömmigkeit findet ihre Kraft in feiernder Ruhe, alles Leben in und für andere in dem Leben in sich selber. Treibt es euch nun nicht mit mir, zu bitten um solches Ruhen in sich und in Gott durch Christum?

Ja, laß es stille werden,
Du stiller Jesus Christ!

Amen.

Erziehung zur Wahrheit.

Eph 4 17—25.

Lektion: Ps 1. Kiel, den 24. Oktober 1897.

Unsere Gottesdienste heißen akademische, weil sie sich anschließen an die akademische Arbeit und zunächst an dieselben Kreise wenden, die hier den Mittelpunkt ihrer Bildung erblicken. Zu dem Ganzen dieser Bildung gehört unseres Erachtens die christliche Charakter- und Idealbildung. Wir beten: „Lehre Wissenschaft und Kunst deine Wege gehen", so müssen in unserem Kreise auch diese Wege des Herrn in der Wissenschaft aufgewiesen werden.

Aber muß die Wissenschaft nicht voraussetzungs- und absichtslos sein, lediglich der Erforschung des Wirklichen, des Thatsächlichen hingegeben? Gewiß, sie darf keine Scholastik sein, keine schulmäßige Verteidigung dessen, was zuvor

schon durch Glaube oder Vorurteil festgestellt ist. Gehorsam der Wahrheit, unbedingte Offenheit für immer neue, bessere Erfahrung, entschlossene Bereitschaft, statt die Wahrheit, Wirklichkeit, Erfahrung dem mitgebrachten System zu beugen, vielmehr dies und alle vorgefaßte Meinung zu unterwerfen der Korrektur durch die fortschreitende Erfassung der thatsächlichen Zusammenhänge — Gehorsam der Wahrheit, das ist die eine große Methode, die hier gelernt werden muß. Erziehungsschule für wissenschaftlichen Wahrheitssinn und Wahrheitsgehorsam, das ist die Universität.

Im einzelnen mag nun diese wissenschaftliche Wahrheit in Konflikt kommen mit den Wegen Gottes, wie wir sie bisher kannten. Aber im letzten Grunde und Ziele müssen beide zusammenkommen. Ist nicht derselbe Gehorsam der Wahrheit, dazu die Universität unseren Willen der Erkenntnis erziehen will, auch das Ziel christlicher Willensbildung? Gewiß! Nur die Gebiete sind verschieden: dort die Welt der äußeren konstatierbaren Thatsachen, hier die Welt der inneren, der sittlich-religiösen Thatsachen. Gehorsam, Unterthänigkeit, Verleugnung von Selbstgefälligkeit, Dünkel und Eingenommenheit, Sinn für Thatsachen, für außer uns und unserer Laune lebende Wirklichkeit, das ist das einheitliche Ziel wissenschaftlicher und religiöser Wahrheitserziehung.

So höret denn, was der Apostel schreibt von der Erziehung zur Wahrheit! Er läßt uns die Wahrheit erkennen als Ziel, als Mittel und als Probe christlicher Erziehung.

I.

Daß Wahrheit das Ziel christlicher Selbstbildung ist, läßt unser Luthertext nicht so deutlich hervortreten wie der Urtext. Wo Luther „rechtschaffen" setzt — wir werden

ſehen, mit tiefem Sinn — finden wir im Urtext „Wahrheit". Dies Wort faßt die einzelnen Sätze des Abſchnittes zuſammen. Ablegen ſollen wir den alten Menſchen, der ſich verderbet, aufreibt, veraltet in den Lüſten des Selbſtbetrugs, und anziehen den neuen Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt, in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit. Wahrheit iſt eben Seele und Triebkraft des neuen Menſchen wie Selbſtbetrug, Täuſchung Seele des alten. Wahrheit iſt die Quelle, daraus Gerechtigkeit und Heiligkeit, ein geſundes Verhalten zu dem Nächſten wie zu Gott erfließt. Sehen wir näher zu, was dieſe Wahrheit ſei!

Wir erkennen es am beſten aus dem heidniſchen Gegenbilde. Was den vorigen, heidniſchen Wandel kennzeichnete, das war Eitelkeit des Denkens, Plan- und Zielloſigkeit, ein eitles Hin- und Hergetriebenwerden von Lüſten und Begehrungen, die ſich zunächſt als vielverſprechend empfahlen, dann aber regelmäßig als ermüdend, aufreibend, die Seele erſchlaffend und veraltend erwieſen. Die ſittliche Haltloſigkeit und Schlaffheit gilt dem Apoſtel als Folge der religiöſen Finſternis, darin ſie leben, der Unwiſſenheit über die göttliche Wahrheit, ja ſchließlich der Entfremdung vom Leben Gottes. Ja, das Leben, das aus Gott, das Leben vor ſeinem heiligen Angeſicht, in ſeiner Nähe und Gegenwart — das iſt die Wahrheit, deren Mangel die Wurzel alles heidniſchen Weſens ausmacht. Iſt das nicht ganz modern gedacht? Wahrheit iſt Wirklichkeit, erfahrene Gegenwart, Realität, nicht Gedanke, den man ſich ſelbſt ſchafft; Wahrheit iſt Leben aus Gott, Ueberwältigtſein von den Realitäten einer höheren Welt.

Nun verſtehen wir erſt recht, was den alten und den neuen Menſchen unterſcheidet: jener reibt ſich auf, veraltet und wird ſtumpf und ſchlaff in den trügeriſchen Lüſten, die

ihn plan- und ziellos von einem vermeintlichen Genuß zum anderen treiben, ein Wesen des Augenblicks, vergänglich wie er. Der neue Mensch erneuert sich täglich von innen heraus, wächst in Gerechtigkeit und Heiligkeit, wahrlich ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, an den Quellen des Lebens, das aus Gott fließt, der ewigen Wahrheit und Wirklichkeit. Seht, die Kraft wahrer Religiosität ist nicht zu bemessen an der Intensität religiöser Stimmungen noch an der Gewißheit religiöser Vorstellungen, sondern an dem Grade, in dem wir überwältigt, in unserer inneren und äußeren Haltung bestimmt sind von der Gegenwart, von der Wirklichkeit der höheren Welt, an dem Grade, als wir das Leben leben, das aus Gott ist.

Ja, darauf prüfe dich! Ist dein Gott ein bloßer Gedanke, der dann und wann deine Welt- und Lebensanschauung ergänzend oder zum Ganzen abrundend in deine Erwägungen eintritt, aber dem Triebleben deines Gemüts und der Gesamthaltung deines Lebens fern und entfremdet? Dann wird dein innerer Mensch alt, dein Blick ins Leben mutlos, dein sittliches Urteil schlaff und stumpf trotz deinem Gott. Bist du alt, fin de siècle, d. h. aufgerieben, mutlos, blassiert, ideal- und hoffnungslos, ohne festen Maßstab, ohne Treue gegen dich selbst — dann bist du noch Heide als Christ. Nur wenn du dich immer wieder erneut, verjüngt fühlst, wenn du den Jungbrunnen kennst und täglich nutzest, der da ist Wahrheit, wirkliches Leben aus Gott, in Gott, Leben in seiner Gegenwart, Leben aus seiner Kraft, wenn dir dein Gott, der Heilige und Gerechte, eine feststehende, außer dir und deinen wechselnden Launen und Vorstellungen lebende Realität ist, die dich überwindet, wie dort Jakob in Pniel, die dich umschafft, dir Herz und Sinn regiert — nur dann bist du Christ, eine neue, gottgeschaffene Kreatur.

Daß Gott dir eine Wahrheit ſei in dieſem umfaſſenden Sinn, daß du dieſer Wahrheit gehorſam ſeiſt, deine Sittlichkeit Leben aus Gott, das iſt das Ziel aller chriſtlichen Erziehung.

II.

Aber welches Mittel brauchen wir, um dies Ziel der Erziehung zu erreichen? Ich ſage: Wahrheit, Wirklichkeit, Gehorſam der Wirklichkeit iſt das Mittel wie das Ziel.

Ueberraſcht euch nicht die Energie, womit der Apoſtel an unſere Selbſtzucht, an unſere ſittliche Selbſtthätigkeit appelliert? Es ſcheint auf einmal, als ſollten wir unſere Seligkeit ſelbſt ſchaffen. „Leget ab, erneuert euch, ziehet an!“ O, meine Freunde, das thut uns auch not, daß wir nicht immer alles von Gottes That und Gnade erwarten, nur warten, bis wir gezogen und angezogen werden. Die ſittliche Thatkraft erſchlafft ſo leicht bei zu viel Verlaß auf die Gnadenwirkung. Das hat der Apoſtel erlebt an ſeinen epheſiniſchen Chriſten. Sie haben den Glauben angenommen, ſich getröſtet der vergebenden Gnade, der entgegenkommenden Liebe des Vaters unſers Herrn Jeſu Chriſti; aber ſie blieben die alten, Kinder einer in Schlaffheit und Sinnengenuß, in Selbſtſucht und Habſucht untergehenden Natur. Nun fordert der Apoſtel, daß ſie mit einem heiligen Entſchluß ablegen den alten Menſchen mit ſeinem vorigen, heidniſchen Wandel, ihn ablegen mit einemmal wie ein veraltetes Gewand und anziehen den neuen Menſchen, ja ihn anziehen nicht ſtückweis, nicht zum Zierrat, ſondern als ein ganzes neues Gewand ihres inneren Lebens. So ſollen ſie ernſt machen mit dem neuen Weſen, ihr Chriſtentum reell machen, ſtatt mit ihm zu ſpielen wie Dilettanten. Ja, meine Freunde, Realität, Reellität, Ernſt machen mit der erkannten Wahrheit, mit dem ſittlichen Ideal — glaubt mir's, das

fordert unſeren heiligen Entſchluß, unſere Willensthat. Es gilt hier nicht zu warten auf Gottes Hilfe; es gilt, ſich zuſammenzuraffen und zu entſchließen. Iſt's etwa unmöglich? Nun, wie Ablegen und Anziehen der Kleider, ſo kann die Wandlung unſerer inneren Geſtalt auf einmal ſich vollziehen, und ſie hat ſich ſo gewandelt bei vielen, zunächſt in der Entſcheidung einer Stunde, dann in immer neuen Entſcheidungen.

Aber freilich, jene Entſcheidung iſt nicht unſer freies Werk, ſie iſt ein Ueberwältigtwerden von der Wahrheit, von der Wirklichkeit des Lebens aus Gott, wie es in Jeſu uns entgegentritt. Wenn der Apoſtel ſagt: „Ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit", dann ſetzt er voraus, daß dieſer neue Menſch außer uns vorhanden iſt wie ein fertiges Gewand. Ja, dieſer neue Menſch, der aus der Quelle der göttlichen Wirklichkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit ſchöpft, nach Gott geſchaffen, das iſt Jeſus Chriſt. Ihn anziehen, ihm ſich völlig hingeben, ihm ſich gewiſſermaßen aſſimilieren — das iſt das Mittel unſerer Erziehung; denn es bedeutet dasſelbe, wie ergriffen werden von der Wahrheit, von der Wirklichkeit des Lebens, das aus Gott iſt, des Lebens, das im Bewußtſein der höchſten Ziele immer höher dringt in ſittlicher Vollkommenheit.

„Ihr habt nicht alſo" — daß ihr beharren könntet in ſittlicher Stumpfheit — „Chriſtum gelernt". „Chriſtum gelernt", nicht: von oder über Chriſtus, nein, Chriſtum ſelbſt gelernt! Das iſt Inhalt aller chriſtlichen Verkündigung: Ihn ſelbſt, ſeine Perſönlichkeit als Leben aus Gott vor Augen malen. Wie der Apoſtel es unübertrefflich ausdrückt: „So ihr anders von ihm gehört und in ihm unter-

wieſen ſeid, wie er Wahrheit iſt in Jeſus." Beachtet: Es wird hier unterſchieden zwiſchen Chriſtus und Jeſus Chriſtus. Das Bild des Gottmenſchen, des nach Gott geſchaffenen Menſchen, wie es Gott tief in die Sehnſucht der Frömmſten gelegt, iſt nicht mehr Ideal und Gedanke, es iſt Wahrheit, iſt Wirklichkeit, Geſchichte und Leben in Jeſus, der über dieſe Erde geſchritten iſt. Seht, das iſt Kern und Stern der Heilsbotſchaft: Wir verkündigen das Leben, das ewig iſt, das war bei dem Vater — unerfindbar von uns ſündigen Menſchen, ein Neuanbruch in dieſer hinwelkenden Menſchheit, — und uns erſchienen iſt, ja erſchienen, ſo daß wir es mit unſeren Augen ſehen und mit unſeren Händen betaſten können. Dies Leben iſt nicht mehr abhängig von unſeren wechſelnden Gedanken und Stimmungen, es iſt eine Wirklichkeit außer und über uns.

Aber nun iſt doch auch Luthers Ueberſetzung wahr: „Wie in Jeſu ein rechtſchaffenes Weſen iſt." Alles an ihm iſt reell, iſt wirklich, iſt durch und durch ein rechtſchaffenes. Ein voller, ungetrübter Strom aus Gott zu Gott, aus Heiligkeit zu Heiligkeit. Gott ſei Dank, daß wir nicht mehr ſuchen müſſen wie die Philoſophen, etwa durch Analyſe der ſittlichen Anlagen und Triebe des Menſchen, nach einem wohlverſtandenen Intereſſe, das ihn zur ſittlichen Bethätigung reizen ſoll; daß wir das Mittel haben, ein rechtſchaffenes, reelles Mittel: Hingabe an die Wahrheit, die in Jeſu Leben war und in uns Leben wird in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

III.

Und nun die Probe auf dieſe Erziehung durch und zur Wahrheit? Abſichtlich wiederholt der Apoſtel den Eingang des Leitſatzes: „Leget nun ab den alten Menſchen!" „So

leget nun ab die Lüge!" Er bleibt nicht in schwebender Allgemeinheit, er bringt seine Wahrheit heim ins tägliche, gemeine Leben. Es ist, als ob er meinte: fanget beim Nächsten an, leget die Lüge ab!

O wie not thut diese Mahnung der Christenheit! Was schadet wohl der Wirkung des Evangeliums mehr als der Eindruck, daß seine Bekenner einander belügen, miteinander diplomatisieren und Theater spielen wie die Heiden! Ist es doch oft behauptet, daß strenger, von keinem Interesse, von keiner Voreingenommenheit getrübter Wahrheitssinn nicht das auszeichnende Merkmal der Kirchenleute ist. Man denke nur nicht bloß an offenbare Lügen, bewußte, absichtliche Verdrehungen — solche einem anderen zuzutrauen, verbietet allein schon der gute Ton unserer gebildeten Gesellschaft —; man denke vielmehr an die Aufrichtigkeit des ganzen Auftretens und Gebarens. „Leget die Lüge ab", „redet die Wahrheit!" Gebt euch so, wie ihr seid und empfindet, ohne Falsch und Verstecken! In der That, solche Reellität und Geradheit — wäre das nicht die beste Probe der christlichen Erziehung?

Der Apostel begründet diese Mahnung eigentümlich: „Sintemal wir unter einander Glieder sind." Aber sie sollte kaum dieser Begründung durch die Rücksicht auf den Nächsten bedürfen. Die Wahrhaftigkeit sollte gesichert sein durch das Gebot der christlichen Selbstachtung, sollte nichts anderes sein als das Ausleben innerer Lebenswahrheit. Wer ein Leben aus Gott führt im hellen Licht Seines Angesichts, also ein Leben aus der Wahrheit, dem muß Lüge unmöglich sein. Er ist in sich und gegen sich wahr — ein heller Kristall, den Gottes Sonne durch und durch leuchtet. Und was unser Shakespeare in seinem gewaltigsten Drama sagt, das ist tiefchristlich gedacht: „Dir selbst sei wahr und es

muß folgen, wie die Nacht dem Tag, du kannſt nicht falſch ſein gegen irgendwen."

Aber dieſer Forderung der Reellität gegen ſich ſelbſt tritt unterſtützend zur Seite die Mahnung an die Wahrhaftigkeit unſerer Nächſtenliebe. Was ſoll all das Reden von chriſtlicher Liebe, von Nächſtenliebe, all das Singen von „Herz und Herz vereint zuſammen" — was ſoll es, wenn wir dem chriſtlichen Bruder nicht die Liebe erweiſen, ihn unſerer vollen, wahren Selbſtmitteilung wert zu erachten! Am Ende iſt doch die Achtung die wichtigſte Seite an der Liebe. Ja, wir ſind dem gliedlich verbundenen Mitchriſten mehr ſchuldig als Mitleid, Teilnahme, Geduld — wir ſind ihm im Verkehr uns ſelbſt, unſere Wahrheit ſchuldig. Unſere Liebe iſt eine Redensart, iſt unreell, wenn ſie uns nicht treibt zu wahrer, ungefälſchter Darſtellung unſer ſelbſt. Alſo erprobt die Wahrheit eures Chriſtentums an eurer Wahrhaftigkeit gegen den Nächſten! Wahrheit die Probe, Wahrheit das Mittel, Wahrheit das Ziel chriſtlicher Erziehung. Gott laſſe uns auch in dieſem Semeſter, auch durch dieſe Gottesdienſte wachſen in der Wahrheit, die in Jeſu Chriſto iſt, unſerem Herrn! Amen.

Gewissensbildung.

Röm 14 1—8 [1]).

Kiel, Semeſteranfang, 28. Oktober 1900.

Nach faſt allzulanger Pauſe iſt die akademiſche Gemeinde wieder einmal verſammelt, um der Vielſeitigkeit der

[1]) Vgl. hierzu die „Entſtehungsgeſchichte einer Predigt". Monatsſchrift für die kirchliche Praxis 1901, S. 21 ff.

Intereſſen, die in dieſem Hauſe und Kreiſe angeregt werden, ein Gegengewicht zu ſchaffen durch Sammlung und Vertiefung in den verborgenen Grund unſeres Lebens. So wenig dieſe Einrichtung allgemeinem Bedürfnis zu entſprechen ſcheint, ſo iſt doch ihr Grundgedanke tief und ſchön: mitten in einem Hauſe, das der Bildung, der Fach-, der Urteils-, der Geſinnungsbildung unſerer zukünftigen führenden Männer dient, erhebt ſich Altar und Kanzel und mahnt uns, daß am Ende alle Bildung hohl und unfertig iſt, die nicht ſich vermählt mit der Bildung des Herzens, mit chriſtlicher Charakterbildung, mit der Stärke des inwendigen Menſchen, der ſeine Wurzeln hat in der Ewigkeit.

Unſer Text ſcheint mir zu reden von dieſer chriſtlichen Herzensbildung. Ein im tiefſten Sinn gebildeter Chriſtenmenſch ordnet darin in vorbildlicher Weiſe Konflikte, die auch heute noch die chriſtliche Gemeinde zu zerſetzen drohen. Man muß nur aus den konkreten Einzelheiten das allgemeine Geſetz herausholen und auf die Gegenwart anwenden. Der dem großen Auguſtin in den Mund gelegte Ausſpruch: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe“ hat die Lehre unſeres Textes glücklich formuliert.

Wir wollen das Doppelgebot chriſtlicher Gewiſſensbildung in die zwei Sätze faſſen:

I. Der chriſtlich Gebildete ſchont andere Gewiſſen. Denn
II. Er iſt ſeines eigenen Gewiſſens gewiß.

Gott ſchenke uns Klarheit und in der Klarheit Liebe!

I.

Der chriſtlich Gebildete ſchont andere Gewiſſen.

Laßt uns den Zuſammenhang unſeres Textes verſtehen! In der römiſchen Gemeinde war eine Spaltung entſtanden über die Frage, ob ein Chriſt gebunden ſei, ſich der Fleiſch-

speise zu enthalten, sich auf Pflanzenkost zu beschränken und einige Tage vor anderen heilig zu halten. Da waren rückständige Geister, die ihre alte Gebundenheit, welche sie in der jüdischen Sekte gehabt hatten, noch in ihr christliches Leben mitnahmen und, weil sie selbst mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an den alten Bräuchen festhielten, es nicht verstehen konnten und deshalb hart verurteilten, daß Fortgeschrittene, wohl frühere Heiden, sich über diese Bräuche hinwegsetzten, weil sie nichts zu thun hätten mit dem neuen Leben, das Christus gebracht. Diese freieren Geister wiederum richteten zwar nicht, aber verachteten und verwirrten dadurch die Rückständigen, die noch hängen geblieben waren in den thörichten Elementen ihrer Vorstufe; mancher von diesen ließ sich durch solche Verachtung und Verhöhnung wohl gar mitreißen, sich als ein Freier zu gebärden, obschon er innerlich noch gebunden war.

Unser Apostel nun, der offensichtlich auf der Seite der Freieren stand, ermahnt diese — an sie wendet er sich eigentlich allein —, die Schwachen im Glauben, deren Glaube, deren innere Beziehung zu Christo noch nicht stark genug war, um solcher äußerlichen Normen entraten zu können, diese Schwachen aufzunehmen, nämlich in ihren Kreis, anzuerkennen als Mitchristen, mit ihnen trotz ihrer Schwäche brüderliche Gemeinschaft zu halten. Er fügt aber hinzu: „Und verwirret die Gewissen nicht!“ d. h. verwirrt im Verkehr mit ihnen nicht durch auf sie einreden, verachten und spotten ihre gebundenen Gewissen, daß sie etwa mit euch halten, wie wenn sie innerlich schon los wären von ihren Vorurteilen. Der Grund dieser Schonung liegt in der Anerkennung: „Wer auf die Tage hält, der thut's dem Herrn ebenso gut, wie der die Tage alle gleichhält.“ Und „welcher nicht isset, der isset den Herrn nicht und danket dabei Gott

ebenso gut, wie der Fleisch isset." Der Inhalt des Thuns ist da also ziemlich gleichgültig; es kommt auf Form und Gesinnung des Handelns an. In dem Vorurteil der schwachen, gebundenen Gewissen gilt es zu ehren und zu achten die Gebundenheit an dem Herrn, die Meinung, in der sie sich binden.

Und darin liegt nun die zarte, feine Bildung des Apostels, die nicht wohl zu überbieten ist: die Ueberhebung vermeintlich höherer, der klugen Verstandesbildung über die rückständigen, engen und gebundenen Vorurteile wird da überwunden durch die Achtung vor dem Gewissen, vor dem Heiligtum der anderen.

Denn was ist Gewissen? Man will es neuestens als nichtig erweisen, indem man nachweist, wie die entgegengesetztesten Auffassungen sich auf dasselbe Gewissen berufen, wie die einen um ihres Gewissens willen Menschen schlachten, die anderen um des Gewissens willen nicht in den Krieg ziehen. Unser Apostel weiß, daß es für das Gewissen nicht auf den bestimmten Inhalt ankommt; was für den einen Gewissenssache ist, kann für den anderen gleichgültig sein. Nein, es kommt darauf an, daß man sich daran schlechthin gebunden fühlt, daß man es nicht aus Laune, sondern aus Gehorsam Gottes thut. Es giebt schwache, es giebt irrende Gewissen, die doch noch als Gewissen zu achten sind. Denn jede Aussage des Gewissens ist ein Urteil, das aus einem Obersatz und einem Untersatz gebildet wird. Der Obersatz lautet: „Was Gott verboten oder geboten hat, ist unbedingte Pflicht"; dieser Satz gilt für alle gleich. Aber wechselnd ist nun der Untersatz: „Gott hat geboten oder verboten Fleisch zu essen" oder auch: „Gott frägt nichts nach dem Fleisch". Daraus folgt nun das Urteil des Gewissens: „Also

ist es heilige Pflicht, sich des Fleisches zu enthalten" oder: „Also kann ich mit gutem Gewissen Fleisch essen". Jener Untersatz hängt ab von der Erziehung, Gewöhnung, Herkunft der Menschen; er kann ein gesundes, kann aber auch ein Vorurteil enthalten.

Christliche Bildung fordert nun ein doppeltes: einmal bei allem Verhalten eines anderen zuerst darauf zu achten, ob er es aus Gewissenhaftigkeit, also dem Herrn, der zu ihm spricht, im Gewissen thut — dann steckt auch in den thörichtesten Irrgängen ein verehrungswürdiger, zu schonender Kern; dann gilt es heilige Scheu zu empfinden: „Er steht und fällt seinem Herrn", „er thut's dem Herrn". Weiter aber gilt es liebe- und verständnisvoll einzugehen auf die Vorgeschichte, die Erziehung und Führung des anderen, um immer sicherer die Empfindlichkeiten zu schonen, die Nötigungen zu empfinden, auch aus einem schwachen und irren Gewissen, das auf Vorurteilen beruht, die Stimme des Herrn herauszuhören, die da spricht: „Was nicht aus dem Glauben, der Ueberzeugung geht, das ist Sünde."

Daß wir das immer mehr zu üben lernten im Verkehr mit Andersdenkenden und Andersgläubigen! In unserem Text scheint es sich ja freilich um sehr äußerliche, gleichgültige Unterschiede zu handeln. Aber dasselbe Gesetz gilt auch für Unterschiede, die uns wichtiger erscheinen. Das Urteil darüber, was gering, äußerlich, gleichgültig, unwichtig ist, hängt eben sehr ab von der Bildung und Gewöhnung des einzelnen. Seht, da leben unter uns Christen, die sich gebunden fühlen bis ins einzelnste an jeden Buchstaben der Schrift, gebunden auch an die Natur und Geschichtsauffassung, die die biblischen Schriftsteller mit ihren Zeitgenossen teilten; sie beugen um des Gewissens, um des Herrn willen ihre Vernunft unter den Gehorsam des Buchstabens. Da sind

andere unter uns, die sind fortgeschrittener, ungebundener, sind gewiß, daß die heilige Schrift Gottes Wort nur ist, sofern es redet von den religiös-sittlichen Fragen, von den Dingen der verborgenen inneren Welt, im übrigen aber die Bildung und Auffassung ihrer Zeit wiederspiegelt; darum folgen sie mit gutem Gewissen der Entwicklung der Natur- und Geschichtswissenschaft unserer Tage. Diese werden nun das Gewissen des ängstlich Gebundenen wohl für schwach, für irrend halten, weil seine Voraussetzungen irrige sind. Aber sie sollen daran nur denken und davon nur sprechen und ihm nur begegnen mit der heiligen Achtung vor dem Herrn, dem auch sie in ihrem Gewissen dienen, soweit sie es verstehen. Auf diesem ganzen Gebiet gilt die Mahnung: „Ziehe deine Schuhe aus, denn es ist heiliges Land." Meine Freunde, je empfindlicher unsere Fühlfäden sind für das, was anderen im Unterschied von uns heilig ist, was sie um ihres anderen Gewissens willen müssen, desto gebildeter sind wir.

II.

Aber solche Schonung anderer Gewissen setzt eine große Sicherheit des eigenen Gewissens voraus. Am Ende offenbart sich in mangelnder Toleranz nur mangelnde Gewißheit des eigenen Weges. Entweder man hat nur eine Meinung, nicht eine Gewissensüberzeugung und sucht darum auch beim anderen nur Meinung, nur Vorurteil, nicht ein anderes Gewissen. Oder man fürchtet seine eigene Gewißheit zu verlieren, indem man eine andere Gewißheit bei anderen anerkennt. Laßt uns über diese beiden Grundgedanken uns noch kurz aus unserem Text belehren.

Der Apostel gründet die Mahnung: „Schonet die schwachen Gewissen" auf den Satz: „Ein jeder sei seiner Meinung gewiß", sei in seinem Bewußtsein voll überzeugt;

ein jeder mag, je nachdem er es verſteht, ſeiner Ueberzeugung leben. Es ſei nur gewiß, daß, was er thut oder läßt, denkt oder verwirft, er es dem Herrn thut, thut, weil Gott ihn ſo geführt hat, und nicht aus Eigenſinn. „Unſer Keiner lebt ihm ſelber“ nach ſeinen eigenen Trieben und Launen; wir leben dem Herrn oder nach ſeinen Eingebungen und Zielſetzungen. Das iſt chriſtliche Bildung des Denkens und Urteilens, daß man unausgeſetzt prüft, welches da ſei der Weg und Willen des Herrn. Das iſt nicht ein ſtets ängſtliches, peinliches, ſich ſelbſt quälendes Fragen, ſondern meiſt ein Handeln nach ſicheren Impulſen und Antrieben, dabei man aber in ſeinem Gefühl gewiß iſt: „Der Herr will es, er ſieht es, er iſt nahe dabei.“ Wer ſo ein freies Gewiſſen zu Gott hat, der verſteht auch andere Gewiſſen zu ſchonen. Weil er weiß, was es koſtet, ſich durchzuringen zu einem feſten Gewiſſen vor Gott, nicht Meinungen, ſondern Gewiſſensüberzeugungen zu erkämpfen, darum ſcheut er ſich, bei anderen nur Meinung, Vorurteil, Thorheit zu ſehen, wo ein gebundenes Gewiſſen, ein nicht anders Können und Dürfen ſie in engen Grenzen hält.

Es iſt auffallend, wie der Apoſtel bei aller Achtung der engen Gewiſſen doch ſich nicht ſcheut, ſie „Schwache im Glauben“ zu nennen: „Welcher aber ſchwach iſt.“ So ſchließt jene zarte Schonung keineswegs aus, daß man ſein eigen Gewiſſen und deſſen Urteile für ſtärker, beſſer, gegründeter halte. Im Gegenteil, wer ſeines Gewiſſens nicht ſo ſicher iſt, der Richtigkeit und Reinheit ſeiner Ueberzeugung nicht ſo gewiß iſt, der kann gar nicht duldſam ſein gegen andere Gewiſſen. Solche Duldung würde ſeine ohnehin ſchwankende Gewißheit gefährden, ſeine geringe Zuverſicht erſchüttern. Aber wer mit dem Apoſtel zu urteilen wagt,

daß die ängstliche Gebundenheit an äußere Formen und Hüllen des Glaubens eine rückständige Schwäche des inneren Lebens, zum mindesten aber des Urteils ist, daß wir in Christo uns nicht knechten lassen sollen von den Formen und Bräuchen und Anschauungen voriger Zeiten — der kann die schwachen, irrenden Gewissen getrost tragen und achten und braucht nicht zu fürchten, daß er sich selbst etwas vergebe, seinen Fortschritt, sein Gutes verliere. So hoch und sicher muß die Bildung unseres Gewissens sein, daß wir von uns wie von den anderen denken: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem eigenen Herrn!"

Gott helfe uns, daß wir immer mehr uns selbst wahr, unseres Gewissens gewiß und eben darum klar werden in der Achtung anderer Gewissen, wahr in Liebe! Amen.

Vergänglichkeit.

Hiob 14 1—6.

Lektion: Offenb 2 8—11. Kiel, Totensonntag 1900.

Es ist doch nicht zufällig, daß auch in lutherischen Landen die Sitte sich immer mehr einbürgert, den letzten Sonntag im Kirchenjahr dem Gedächtnis des Todes und der Toten zu widmen. Wer geht so acht- und fühllos durch die Novembernebel oder läßt sich durch die Zerstreuungen der Geselligkeit darüber hinwegtäuschen, daß er nicht mit dem alten Lied empfände: „Wir sind nur Staub, gleich wie das Gras zu rechnen, ein' Blum' und fallend' Laub: der Wind nur drüber wehet, so ist es nimmer da: also der Mensch vergehet, sein Ende ist ihm nah!"

Vergeſſen wir denn ſo ganz die alte Ordnung des Kirchenjahrs, daß uns der letzte Sonntag des alten nicht zuriefe: Prüfe dich und dein Haus, ob du und es aus dem Tode zum Leben gekommen in dieſer Gnadenfriſt? aus der Leere der Selbſtſucht zur Fülle der Liebe in Chriſto? Ja, zurückblickend auf ein Jahr der Gnadenfriſt und hinausſchauend auf den neuen Advent des Herrn, will die Gemeinde des Herrn an dieſem letzten Sonntag ſich mahnen laſſen an Tod und Ewigkeit: „Wache auf, der du ſchläfſt, und ſtehe auf von den Toten, daß dich Chriſtus erleuchte!"

Der alte Hiob hat tiefer als die meiſten ſeiner Volksgenoſſen, ſo tief wie die Edelſten der Griechen, den Jammer der Vergänglichkeit empfunden. Wollen wir nicht unſere Lenden umgürten und ſeine Klagen auf uns wirken laſſen? Haben wir nicht den Mut, nicht die Kraft, dieſe Wirklichkeit zu ſehen, wie ſie iſt? Ach, wir laſſen dem Schmerz der Vergänglichkeit ſo ſelten ſeine Rede, darum erfahren wir nicht die Seligkeit der ewigen Tröſtung. Freilich wir können, wir müſſen nicht Halt machen, wie Hiob, vor dem dunklen Schlund des Todes. Hiob giebt uns die Fragen und die Klagen ſo tief als möglich. Die Antwort und Löſung haben wir vorweg genommen in den Liedern chriſtlicher Hoffnung.

Wir wollen uns verſenken in den Gedanken unſerer Vergänglichkeit, damit wir dann voll Sehnen und Begehren uns dem zuwenden, der Leben und unvergängliches Weſen ans Licht gebracht hat.

I.

Man möchte vielleicht ſagen, Hiobs Klagen über die Vergänglichkeit ſeien nicht zu verallgemeinern. Wem das Schickſal die Kinder im reifen Alter eins nach dem anderen raubt und dazu all ſein fleißig erworbenes Gut, der könne

wohl reden von dem Schattenrätsel des Lebens, von dem Abfallen aller Blüten vom Lebensbaum. Aber wir anderen? Nun, kennen nicht auch wir Stimmungen oder, was mehr ist, Erlebnisse, bei denen wir einstimmen möchten in Hiobs Klagen?

Wir stehen heute an den Gräbern unserer Liebsten. Was bedeutet ihr abgebrochenes Leben für die Gegenwart? Wie selten sind die Leben, die nicht unter das Wort fallen: „Es fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht!" Wir sind im Zeitalter der Heldenverehrung — und in vielen Familien wird der Heroenkultus im kleinen Stil getrieben, die Bedeutung des einzelnen, zumal des Familienhauptes, ins ungemessene gesteigert. Aber wie viele sind wirklich Helden an Stellen, da sie als Helden wirken können? An der Mehrzahl der Gräber gehen wir vorbei mit einer nichtssagenden Erinnerung, und selbst, die eine große Rolle gespielt haben in ihrem Kreis, selbst Mütter und Väter einer starken Familie — schmilzt nicht von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die unter ihrem bestimmenden Einfluß gestanden, zusammen? Die Geschichtsforschung hält manches vergangene Leben länger als früher im Gedächtnis fest; aber wirken sie da noch nach ihrer ganzen Persönlichkeit? Wie rasch geht die nie rastende Zeit hinweg über das Lebenswerk eines Menschen, sobald nur ein anderer, mit anderen Zeitauffassungen, an seine Stelle getreten! Gilt das nicht selbst von den Begnadetsten, am längsten Lebenden, von unserem Kaiser Wilhelm I., von unserem Bismarck? Dürfen wir heute noch fragen, was würden sie thun und raten für diese und jene Situation? Dürfen wir den Fluß des Lebens festhalten, um ihnen treu zu sein?

Ach, meine trauernden Freunde, gehört es nicht zu dem, was euren Kummer am schwersten macht, daß diese schnell

reiſende Zeit an euren Gräbern ſo raſch vorübereilt? Ja, und wenn ihr in Treue und um das entſchwundene Leben feſtzuhalten euch immer neu verſenkt in Erinnerung und euer Leben richtet nach dem alten Stil — fühlt ihr's nicht, wie ihr mit zurückbleibt? wie ihr, die ihr den Strom aufhalten möchtet, ſelber auf trockenen, einſamen Strand geworfen werdet, ohne Einfluß, ohne Mitwirkung in der Gegenwart? Ja, laßt die Toten ihre Toten begraben! Wer dies Leben feſthalten will über ſeine beſtimmte Zeit, der macht es ſelbſt zum Schattenleben.

Wohl die wundeſte Stelle aber berührt unſer Text, wo Hiob klagt, daß er warte auf ſeine Zeit, auf ſein Ende, wie ein Tagelöhner, der nur wartet, daß ſeine Arbeit aus ſei. Ach, wer, der ſolch ein Leben ſich zwecklos, ſo ſchien es, hat zu Ende quälen ſehen, kann je den Schmerz der Vergänglichkeit verwinden!

Aber ihr wollt uns tröſten mit dem Hinweis auf die Erhaltung der Kraft und des Stoffs, die ſich nur transformieren? auf die Blume, die zwar verwelkt, aber dadurch neue Blumen düngt und ſchafft? Ihr erinnert daran, daß keine Wirkung in der Welt ſich verliert, und wenn wir nur die Mittel hätten zu einer chemiſchen Analyſe der Gegenwart, wir darin die Nachwirkungen aller früheren Leben als Ingredienzien entdeckten. Nun ja, wer ſich mit dieſer Rolle für ſich und ſeine Geliebten begnügen will! Wer aber einen höheren Anſpruch in ſich fühlt, wem das Perſönliche, die Eigenart, mehr wert iſt als die Welt, die Kultur, der perſönliche Charakter nicht aufgeht in der Summe ſeiner Wirkungen, der verborgene Menſch des Herzens — der kann ſich nicht darein finden, perſönlich aufzugehen in den unperſönlichen Nachwirkungen ſeines flüchtigen Lebens. O nein, das heilt nicht unſeren Kummer über die Vergänglichkeit,

den wir wie eine Kette durchs Leben ſchleppen, bis ſie uns genommen wird.

II.

Aber tiefer noch dringt der Kummer der Vergänglichkeit. Hiob fährt fort: „Und du thuſt deine Augen über einen ſolchen auf, daß du mich vor dir ins Gericht zieheſt. Kann wohl ein Reiner kommen von den Unreinen?“ Daß der Schöpfer ſolchem vergänglichen Geſchöpf auch noch den Stachel des böſen Gewiſſens, den Stachel der empfundenen Unvollkommenheit, den Anſpruch auf Reinheit von Leben und Geſinnung verliehen hat, verbunden mit der dauernden, in ſeiner Geburt begründeten Unmöglichkeit, ſich der Gemeinſchaft der Unreinen zu entziehen! daß er, übrigens ein vergängliches Naturding, das Kettenende der Schuld unvergänglich nach ſich ziehen muß! ſein Elend zum Teil als ein ſelbſtverſchuldetes empfinden! Das iſt die bewußte Vergänglichkeit unſeres beſten Wollens und Strebens, unſerer Unruhe tiefſter Grund. Die Hinfälligkeit unſerer Entſchlüſſe, das Zurückbleiben hinter unſeren Idealen und damit die Nötigung, die Halbheiten und die Gebrochenheit unſeres Lebens als eigene Schuld hinzunehmen — das iſt die tiefſte Tragik des Lebens.

Ihr findet dieſe Empfindung übertrieben? Aber lehrt uns nicht unſere wirklich klaſſiſche Litteratur, der große Shakeſpeare obenan, daß die tragiſche Schuld, die Verkettung von Schickſal und Verfehlung, der unentwirrbare Knoten von ererbter Schuld und Selbſtſchuld, von Nötigung und freier That des Lebens Rätſel ausmacht? Aber das ſoll nur in gewiſſen vornehmen Leben ſo ſein? O, wer die Tragik der ſtill leidenden, der verborgen duldenden Leben noch nicht kennt, der hat nur obenhin gelebt. Freilich viele erſchöpfen ihren Drang, das Leben zu erfaſſen, in Theater

und Lektüre und merken nicht, daß ihre ganze Umgebung erfüllt ist von der tragischen Verkettung. Aber das Leben wird eigentlich erst dann interessant, wenn man es so erfaßt; wird es aber nicht vielmehr unendlich schmerzvoll? Denn auf der Bühne und im Roman findet der Knoten seine Lösung, im Leben zerhaut ihn oft erst der Tod, der als Erlöser, als Ruhe kommt für die müden Tagelöhner.

Und nun unser eigenes Leben? Ach, haben wir uns gewöhnt, mit Behagen nachzusprechen: „Gott, sei mir Sünder gnädig"? weil wir damit zu rechnen gelernt haben, „wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir an Gott haben sollten"? O, es giebt keine schrecklichere Verwahrlosung menschlicher Seelen, als wenn sie solche Selbstanklagen mit fühllosem Behagen mitsprechen. Da ist der Anspruch, den Gott in uns gelegt, auf Reinheit, auf Bestehen vor seinem Gericht, ja da ist das Bild, der Stempel Gottes in uns erloschen. Je reicher aber und entwickelter ein Innenleben ist, desto mehr schleppt es die Erinnerung versäumter Gelegenheiten, unterlassener Pflichten, der Ueberwältigung durch das Fleisch und die Zeit wie eine Kette durch das Leben: „Ach Herr, wie gar nichts sind alle Menschen, die so sicher leben!"

Und nun, stimmt ihr nicht ein in des Dichters Adventlied?

Was wär' ich ohne Dich gewesen und ohne Dich, was würd' ich sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen, stünd' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte; die Zukunft wär' ein dunkler Schlund.
Und wenn mein Herz sich tief betrübte, wem thät ich seine Sorge kund?
Doch Du hast Dich mir kundgegeben, und Deiner bin ich nun gewiß;
Du wandeltest in lichtes Leben die bodenlose Finsternis.

Wohl dem, dem Du sein Heil geworden! Das Schicksal ist verklärt für ihn:
Durch Dich muß ihm an allen Orten ein Paradies, o Heiland, blüh'n.

So laßt uns, Geliebte, dem Advent entgegenharren. Er giebt uns das lösende Wort für all die Rätsel. Möchten wir nur heute die Glocken der Ewigkeit gehört haben, wie sie uns zuriefen: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten; so wird dich Christus erleuchten." Amen.

Luthers Erbe.

Apostelg 4 8—21.

Lektion: Ps 46 1—8. Kiel, 2. November 1902.

Einem rasch lebenden Geschlecht, das ein lebhaftes Wertgefühl für die eigenen Fortschritte, eine starke Schätzung des Modernen hat, frommt es, auch einmal rückschauend auszuruhen, wie es der Gedenktag der Reformation nahe legt: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?" — Das darf man heute auch unserer deutschen Nation zurufen. Sie ist zwar durch ihre technischen und materiellen Fortschritte von der geschichtlichen Spur der Reformation abgeführt; ja die Toleranz, die die Mehrheit der katholischen Minderheit gewährt, wird nun soweit getrieben, daß man auch protestantischerseits jenen klugen Reformkatholiken glauben möchte, die verkünden: Toleranz, Gewissensfreiheit wurzelt nicht in der Reformation, sondern in Renaissance und Aufklärung und in dem gemeinsamen Christentum. Es ist an der Zeit, an Luthers Erbe zu mahnen.

Aber haben wir innerhalb unserer lutherischen Kirche nicht ohnedies allzuviel Hängen und Kleben an Luthers

Erbe? Ist die Emanzipation so weiter Kreise der Gebildeten von der Kirche nicht der Gegenschlag gegen das Uebermaß ihrer Gebundenheit an die Geschichte und Ueberlieferung? Ja, die Last dieser Geschichte, auch der großen, übermächtigen Gestalt Luthers nimmt unserem Geschlecht das frische, fröhliche Selbstleben in seiner Kirche. Selber einer der kühnsten Befreier, hat er seine pietätvollen Verehrer unfrei gemacht in ihrem eigenen Erleben. Darum gilt es, sich zu besinnen auf das wahre Erbe Luthers, auf seinen freien, starken, weiten Geist. Wir feiern Feste nicht, um der Propheten Gräber zu schmücken, sondern um ihren Geist heraufzubeschwören aus den Gräbern und sprechen zu lassen zu unserer durch sie über sie hinausgewachsenen Zeit.

Luthers Erbe — Luthers Geist! Unser Text zeigt uns so einzig dessen Urbild im apostolischen Zeitalter, den Geist der ersten Zeugen: Gewissensfreiheit wurzelnd in Christusgebundenheit.

I.

Ist's nicht, wie wenn Luther in Worms, der Held der Reformation, in jener Stunde, die die Schicksalsstunde des deutschen Volkes ward, unseren Text neu durchlebt hätte? „Richtet ihr selbst, ob's vor Gott recht sei, daß man euch mehr gehorche als Gott. Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben."

Welche innere Unabhängigkeit! Es ging gegen die Obrigkeit, auch die religiöse Autorität des Volks! gegen den Landfrieden! Aeußere Zerspaltung, innerer Aufruhr, Schwächung nach außen — ja, das religiöse Gewissen mit seiner Unerbittlichkeit ein unbequemes Ding für friedensbedürftige Autoritäten! Das Recht vor Gott gegen das Recht vor Menschen!

Gewiß, bei ſich und für ſich mag man frei ſein und jede Bevormundung ablehnen, bei ſich und für ſich ein Freigeiſt, wie mancher Humaniſt und Mediceer zu Luthers Zeiten. Aber reden? aufregen? In der Studierſtube und in dickleibigen Büchern mag man Kritik treiben — aber vor allem Volk? „Aber auf daß es nicht weiter einreiße unter das Volk, laſſet uns ernſtlich ſie bedräuen, daß ſie hinfort keinem Menſchen von dieſem Namen ſagen.“

Es bleibt die Gefahr aller feſten Ordnungen, daß ihnen das freie Herausreden werdender neuer Ueberzeugungen unbequem iſt. Aber wie ginge es Luther heute? Er würde ſicher als excentriſch, taktlos gelten, er, deſſen Wort wie ein Pfeil aufs Ziel ging, er, der ſeinen Kurfürſten als Gönner und Schutzherrn abwies und auf den Schutz des Gottes- und Volksmannes verwies! Ach, es iſt ein Jammer, wie wenig die Reformationsſchriften, ſeine Briefe zumal, geleſen werden; wie wenig ſein ſtarker, freier, ſelbſtherrlicher Geiſt zu unſeren Gebildeten redet. Wer hat je die innere Unabhängigkeit des individuellen Gewiſſens herrlicher entfaltet? Ja gewiß, oft mangelte ihm der Zügel der Vernunft und Ueberlegung; aber, nicht wahr, das iſt unſer Luther, des Geiſt wir erben möchten, des Rede daherfährt wie ein Gebirgsbach, alle Schranken durchbrechend, aller Großen ſpottend, alle Hemmniſſe und Bedenken überſpringend? Der muß reden, muß wirken, muß ſein ſtarkes Inneres ausleben, „und ob die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar verſchlingen“.

Aber ſind wir damit nicht doch zu ſehr ins moderne Fahrwaſſer geraten? Luther war kein ſelbſtherrlicher, zügelloſer Ueber-, er war ein gebundener Gewiſſensmenſch. Er ſtand vor Gott, mußte reden, was er geſehen und gehört hatte.

Ihn treibt es nicht, subjektive Geschmacksurteile in buntem Wechsel nach der Laune des Augenblicks auf den Markt zu werfen, immer das Neueste, das ihm gerade aufgestoßen und Eindruck gemacht, auch der Gesamtheit aufzudrängen. Ihm fehlt jedes falsche Brillantfeuer der Schöngeister, die sich auszeichnen und geltend machen wollen.

Grimmiger, heiliger Ernst, ein Nichtanderskönnen, Gehorsam gegen eine höhere Stimme ist's, was ihn reden macht. Ja, er will klare Vernunftgründe, allgemein überzeugende, besonnene Ueberlegung haben.

Am Ende beansprucht Luther freie Aeußerung nur für das, was er gesehen und gehört hat. Laßt uns das tiefer verstehen!

Die Jünger betonen damit den Charakter ihrer Rede als Aeußerung eines Erlebnisses, das sie überwältigt hat. Es ist nicht subjektiver Einfall, keine selbsterdachte, erträumte Welt, es ist eine objektive Erfahrung, was sie darbieten. Nicht Illusion, nicht Phantasie, sondern Wirklichkeit!

Und Luther wies wie in Worms so immer wieder auf die Schrift: In ihr fand er Ersatz für den unmittelbaren Umgang, durch sie sah und hörte er die Geschichte, die ihn zum Zeugnis trieb. Die Gewissens- und Redefreiheit, die Luther beanspruchte, war gebunden an das Buch, auf das er sich gründete.

Meine Freunde, von Gewissen kann nur die Rede sein, wo Gehorsam ist gegen eine absolute Stimme, die in und zu uns spricht. Bloße wechselnde innere Lichter und Eindrücke geben nie das Recht, auch nie den Mut, auf das Gewissen es zu wagen.. Das muß ein Erlebnis sein, etwas, das man gesehen hat und gehört von der oberen Welt. Es muß nicht immer aus der heiligen Schrift kommen; es muß auch nicht immer in Worte der Schrift

ſich faſſen laſſen. Es iſt wahr, wir Moderne ſtehen der Buchreligion freier gegenüber als Luther. Aber wenn wir auch außer ihr Stimmen Gottes, Realitäten einer höheren Welt vernehmen und wenn wir in ihr manche Stimmen wahrnehmen, die Gottes Stimme nicht rein wiedergeben — das bleibt auch für uns in Geltung: nicht die hin- und herſchwankende ſubjektive Empfindung und Stimmung, ſondern Gehorſam gegen Gott, der zu uns durch andere, durch Thatſachen, durch Erfahrungen ſpricht, nur Gehorſam gegen Erlebtes und Geſchehenes, giebt uns Mut und Gewißheit zu reden, auch gegen teure Ueberlieferungen und Ordnungen des Volkes und der Kirche.

Es war im Grunde nichts anderes, wenn die Reformatoren das Forſchen in der Schrift, das eigene Suchen, aber in dem gegebenen Gotteswort zum Grundſatz erhoben. Darin verband ſich Freiheit mit Gehorſam, die größte ſubjektive Lebendigkeit mit der größten objektiven Treue. Aus dieſer freien Schriftforſchung iſt, wie unſere Theologie, ſo alle proteſtantiſche Wiſſenſchaft erwachſen. Wenn wir es als ein Palladium unſerer Hochſchulen feſthalten und gegen allen Zwang von außen einmütig verteidigen: „die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei“, ſo können wir es nur, weil wir vorausſetzen: „die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt gebunden, Gehorſam der Wahrheit, die man aus gegebenen Thatſachen, aus Erfahrungen immer klarer zu erkennen hat.“ Gewiß, auch wir an dieſer Hochſchule können und werden es nicht laſſen zu reden, was wir geſehen und gehört haben.

II.

So iſt die Gewiſſens-, die Forſchungs-, die Lehrfreiheit Luthers Erbe. Aber ſollten wir uns begnügen mit bloßer

Gemeinschaft in der Form und Art des Geistes? hat er uns keinen Inhalt des Geisteslebens übermacht, daran wir uns als seine Erben ausweisen könnten? Ich glaube, man kann den Inhalt des Erbes Luthers nicht besser ausdrücken als mit dem Worte: Christusgebundenheit. Was am Ende den tiefsten Grund seiner Seele füllte, was die unüberwindliche Triebkraft seiner Gewissensfreiheit ausmachte, das war die Gewißheit: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden."

Was liegt alles darin? Es ist offenkundig, daß die Freudigkeit und Beredtheit der ungelehrten Jünger die Folge dessen war, was sie gesehen und gehört hatten, der großen Wirklichkeit, des Namens, in dem sie Heil suchten und fanden. „Heil" — das ist zunächst nur ein religiöses Gut. Und es ist wichtig, dies festzuhalten: Christus ist nicht für weltliche Dinge maßgebend, nicht für Wissenschaft, Wirtschaft, politisches und soziales Leben, sondern nur für den Verkehr mit Gott. Was er uns bringen will, ist Heil, Rettung aus der Welt und ihrer Vergänglichkeit; Heil, eine Brücke zu Gott, dem lebendigen Gott, aus unserer Schuld in seinen Frieden, aus unserer Schwachheit in seine Kraft.

So verbindet sich aber mit diesem religiösen unmittelbar auch ein sittliches Gut: Kraft zu neuem Leben, neuem Lieben, ein unwiderstehlicher Trieb aus dem verschlossenen Innern in die Menschenwelt. Das war diesen Jüngern Jesus: Heil, Friede mit Gott und Kraft der Liebe, Ruhe und Trieb, Gewißheit und Thatkraft in einem.

Nichts anderes suchte Luther: Er suchte in der Schrift, wo sie Christum triebe; er suchte in ihr, weil sie von ihm zeugte, von der großen Wirklichkeit der Religion, von der

unmittelbaren Nähe Gottes bei der Menſchheit. Er konzentrierte ſich ganz auf die Wohlthaten Chriſti und lehrte ihn dort im Kloſter, wo ſein Gewiſſenstrotz geboren ward, als den verſtehen, der ihm heilte alle Gebrechen, vergab alle ſeine Schuld und ihn krönte mit Gnade und Barmherzigkeit, ja ſeinen Mund fröhlich machte in immer junger Begeiſterung.

Er fand in Jeſu aber auch eine neue Sittlichkeit. Denn er kehrte die ganze Ethik des Mittelalters um. Das iſt der tiefe Sinn der Rechtfertigung aus Glauben allein, ohne Geſetzeswerke. Das Lebenswerk, das Gott gefällt, ſetzt ſich nicht mehr aus hundert verſchiedenen Leiſtungen des Geſetzesgehorſams zuſammen, nicht mehr aus einzelnen eigenen Verdienſten, die man bewußt und ſtolz ſeiner Natur abtrotzt, ſondern es iſt ein einheitlicher Trieb, der aus dem Glauben geboren wird, aus einem von Chriſtus überwundenen Herzen, das nicht anders kann, als thun, wozu er es treibt. Und wenn wir auch die Formel nicht mehr brauchen, die unſerem heutigen Denken fremd geworden, jenes Wort von der Rechtfertigung — ihr Sinn, ihr ſtarker, tiefer Sinn bleibt ewig: keine Tugend iſt ſicher ohne Begeiſterung, keine Sittlichkeit triebkräftig und einheitlich ohne religiöſe Nötigung.

So hat man es mit Recht als die Großthat Luthers bezeichnet, daß er das ganze innere Leben, Religion und Sittlichkeit, konzentriert und vereinfacht hat: nicht viele Nothelfer, nur ein Heiland; nicht viele Geſetze, nur ein Geſetz des Lebens; nicht ein zuſammengeſetztes Menſchenweſen, ſondern ein einfacher, einheitlicher Gottesmenſch. Alles aus dem Glauben, und der Glaube nur aus Chriſtus! „Im Wort, im Werk und allem Weſen ſei Jeſus und ſonſt nichts zu leſen.“

Wollen wir es nicht mit ihm wagen? sollte das nicht genug gemeinsamer Inhalt unseres protestantischen Glaubens sein?

Lassen wir uns nicht stören durch die Differenzen und Dissonanzen, die den Protestantismus zerklüften! Sie sind nicht seine Schwäche, sondern seine Ehre, seine Kraft, eine Folge eigenen Suchens, eigenartigen Wesens. Lasset uns nicht wieder Christus und Luther zu Buchstaben machen, die unser Eigenleben töten, sondern uns Geist aus ihnen holen von ihrem Geist! Nicht einzelne Beweisstellen, die uns Aengstliche gewiß machen des rechten Weges; nein, nur die ganzen, großen Persönlichkeiten sollen unser Erbe sein, ihr einzelnes nur, wie es vom innersten Centrum, vom Gesetz ihres Lebens beherrscht wird.

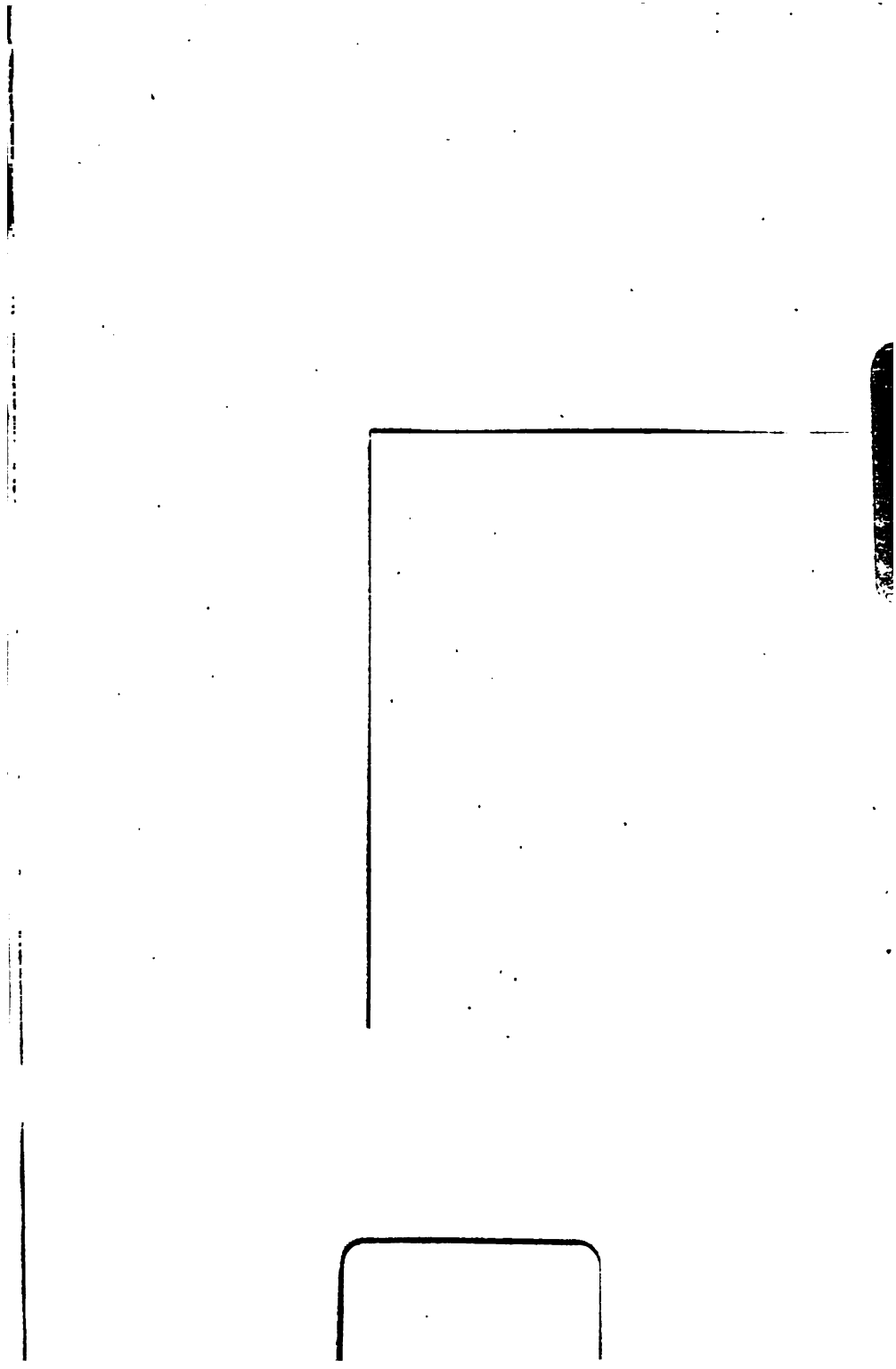
Am Ende ist es doch nur einer, den wir suchen in der Schrift, und nur eines, das wir bei ihm suchen: Es ist die Wirklichkeit göttlichen Wesens, es ist der lebendige, gnädige Gott, der in uns Schwachen, in uns Sündern mächtig, gegenwärtig ist; und es ist in ihm, in seiner Gemeinschaft Leben aus Gott, wahrhaftes, heiliges, edles Leben, aus der in Gott verborgenen Tiefe Ueberwindung der Welt und des eigenen Selbst: Heil.

Darum lassen wir uns nicht verdrießen, Luthers Erbe zu behaupten. Gott schenke uns dazu neuen Mut und neue Demut, neue Freudigkeit und neuen Gehorsam! Gott stärke in uns Luthers Geist, sein zartes Gewissen, seine starke Gewißheit, auch dann, wenn wir hinausgehen über seine Ordnungen und Lehren! Er mache uns frei und gebunden, mutig und demütig als Luthers Erben! Amen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Advent. Röm 13 11–14	1
Jesus Leben und Licht aus Gott. Christfestpredigt. I Joh 1 1–4	8
Die Wirklichkeit der Religion. Ps 73 23–26 28	15
Christus Gerechtigkeit und Liebe. Ps 72 1–15	21
Christus der Sünderheiland. Jes 61 1–3	29
Christi Kreuz eine göttliche Notwendigkeit. Jes 53 4–12	36
Christi Kreuz unsere Erlösung. Jes 53 4–12	43
Die Ueberwindung der Vorurteile gegen Christus. Joh 1 43–50	52
Die Liebe Christi. Joh 13 1–15	58
Christliche Teilnahme. Röm 12 15 16	66
Milde und Ernst im Urteil Jesu. Matth 12 31 32	73
Jesu Patriotismus. Matth 15 21–28	80
Gott in der Geschichte. Sprüche 16 9	87
Christi Kreuz unser Kreuz. Gal 2 20	95
Ostergewißheit. Mark 16 1–7	102
Gebet im Namen Jesu. Joh 16 23 u. 24	110
Was ist der Pfingstgeist? Apostelg 2 1–4	118
In Gott ein froher Untergang. (Das Vaterunser I.) Matth 6 9 10	126
Unser heutiges Brot. (Das Vaterunser II.) Matth 6 11	133
Die Bitte um den reinen Himmel. (Das Vaterunser III.) Matth 6 12	139
Die große Sorge der Christen. (Das Vaterunser IV.) Matth 6 18	145
Das Gesetz christlicher Bildung. Jak 1 19–22	153

Seite

Christliche Gehaltenheit. Matth 7 1–11 160
Christliche Gelassenheit. Matth 5 5 169
Die Augen der Einfalt. Matth 5 8 176
Fromme Geschichtsbetrachtung. Apostelg 5 34–42 183
Das christliche Leben. Röm 12 1–2 191
Christlicher Gemeinsinn. (Christliches Leben II.) Röm 12 3–8 199
Bruderliebe. (Christliches Leben III.) Röm 12 9–10 . . . 205
Teilnahme am öffentlichen Leben. (Christliches Leben IV.)
Röm 12 11–12 213
Selbstlosigkeit. (Christliches Leben V.) Röm 12 13–15 . . . 220
Maßstäbe der Christlichkeit. Matth 7 15–23 228
Wahres Leben. Joh 5 24–26 235
Erziehung zur Wahrheit. Eph 4 17–25 242
Gewissensbildung. Röm 14 1–8 250
Vergänglichkeit. Hiob 14 1–6 257
Luthers Erbe. Apostelg 4 8–21 263

V.)